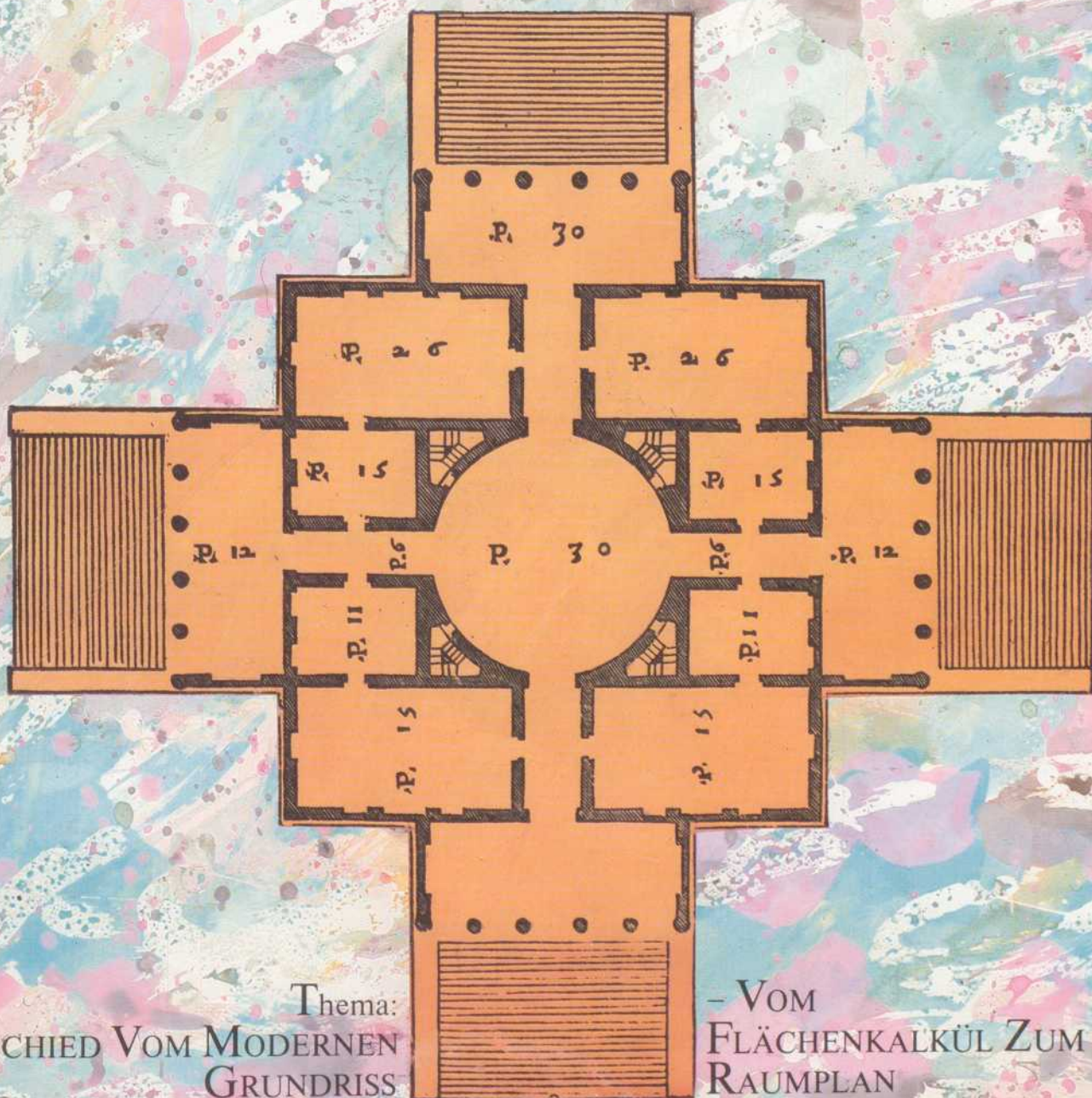


- Persistenter Identifier:** 1571051867188\_1985
- Titel:** ARCH+ : Zeitschrift für Architekten, Stadtplaner, Sozialarbeiter und kommunalpolitische Gruppen
- Ort:** Stuttgart
- Datierung:** 1985
- Strukturtyp:** volume
- Lizenz:** [Rechte vorbehalten - Freier Zugang](#)
- PURL:** [https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1571051867188\\_1985/1/](https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1571051867188_1985/1/)
- 
- Abschnitt:** Heft 79: Abschied vom modernen Grundriss
- Strukturtyp:** issue
- Lizenz:** [Rechte vorbehalten - Freier Zugang](#)
- PURL:** [https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1571051867188\\_1985/1/LOG\\_0004/](https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1571051867188_1985/1/LOG_0004/)



# 79 ARCHIT

G 5416 F



Thema:  
 ABSCHIED VOM MODERNEN  
 GRUNDRISS

- VOM  
 FLÄCHENKALKÜL ZUM  
 RAUMPLAN

ZEITUNG: MARIO RIDOLFI, CAD-JOURNAL  
 GEGENSCHWERPUNKT: BAUAUSSTELLUNGEN IN BERLIN 1910 · 1931 · 1957  
 BAUMARKT: FARBEN, ANSTRICH- UND HOLZSCHUTZMITTEL



# UMBRUCH



**Zustände. Psychisch Kranke unter uns oder in der Institution.** »Ich möchte über alles reden können, so ungezwungen wie über ein gebrochenes Bein. Bis wir so weit sind, werden noch viele Betroffene und Angehörige sich herumquälen müssen, mit Scham- oder Schuldgefühl. Ich wünsche mir eine Stelle, wo ich hingehen kann, wo mein Mann hingehen kann, um zu reden, um Rat zu holen, die Seele zu entwirren — ohne Verpflichtung und Bürokratie.«  
Was ist aus 10 Jahren Psychiatriereform geworden? Mit Beiträgen von Manfred Bauer, der Irren-Offensive (Berlin) und anderen. Widersprüchliches über die grünen Vorstellungen von Psychiatrie.

Über die Behandlung des Wahnsinns durch die Vernunft in der Geschichte aus der Sicht Michel Foucaults.

Viel zu viel Gefühl. Zu unserem Kulturverhalten im Umgang mit den Affekten und Gefühlen.

**Kassandra:** Den Mythos lesen lernen ist ein Abenteuer eigener Art. Über Christa Wolfs Roman.

**Wer wendet wen an den Volkshochschulen?** — berufliche Weiterbildung in der Krise

**Trostgedichte** in der Widerwertigkeit des Krieges: Der Dreißigjährige Krieg im Spiegel zeitgenössischer Schriftsteller.

Der **UMBRUCH?** Zeitschrift für Kultur. Alle zwei Monate, interessant und gut gemacht. Das aktuelle Heft gibt's, wenn im Buchhandel nicht erhältlich, für 5 DM plus 1,40 Porto (Briefmarken oder Scheck mitschicken) beim Buchvertrieb Hager, Postfach 11 11 62, 6000 Frankfurt 11

# WECHSELWIRKUNG

Zeitschrift für  
TECHNIK NATURWISSENSCHAFT  
GESELLSCHAFT

**WECHSELWIRKUNG** berichtet über politische Aktivitäten im naturwissenschaftlich-technischen Bereich, Gewerkschaftsarbeit und soziale Konflikte.

**WECHSELWIRKUNG** analysiert die soziale, politische und ökonomische Funktion von Wissenschaft und Technik und zeigt deren Perspektiven und Alternativen auf.

**WECHSELWIRKUNG** ist ein Diskussionsforum für Naturwissenschaftler, Ingenieure und Techniker.

**WECHSELWIRKUNG** erscheint vierteljährlich.

6.-DM, Jg. 7, 1. Quartal, Februar 85

A 3104F, Nr. 21

# WECHSELWIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT  
GESELLSCHAFT



Gewerkschaften und Technik  
Ein neues Verhältnis?

**Schwerpunkt: Gewerkschaften und Technik — Ein neues Verhältnis?:** Kollege Ingenieur — Illusion oder realistische Utopie? \* Ingenieurarbeitskreis Nürnberg \* Technologiekritik und betrieblicher Alltag \* Die Technik beherrschen — nicht nur die sozialen Auswirkungen \* Gewerkschaftliche Technologieberatung \* Über die Schwierigkeit, alternative Produktion in den Betrieben umzusetzen \*

Weitere Themen: Alu sammeln — ein Ausweg? \* Die Tücken des Altpapiers \* Beobachtungen bei einem VHS-Kurs „EDV für Frauen“ \* Die sexistische Ordnung der Naturwissenschaften \* Karl-Hofer-Symposium 84 in Berlin \* Nordseekonferenzen \* Genpalte \*

**Bestellungen an WECHSELWIRKUNG**  
Gneisenastr. 2, 1000 Berlin 61  
DM 6,- Einzelheft (+ Versandkosten)  
DM 24,- Abonnement für 4 Hefte (incl. Versandkosten) erscheint vierteljährlich

anabas

Roland Günter

# Toskana

Ein Reisebuch



Alltag und Geschichte  
Kunst und Kultur  
Politik und Wirtschaft  
Stadt und Land

Dem Leser erschließen sich fast unbekannt gebliebene Aspekte dieser bedeutenden Kulturlandschaft, die, als Einheit von Stadt und Land, eine der wichtigsten Wurzeln der europäischen Demokratie ist. — Im Reiseteil 16 ausführliche Tourenvorschläge mit Tips und Informationen. Die Touren ergeben insgesamt eine Rundreise durch die Toskana mit der Unterschiedlichkeit ihrer Landschaften.

Pb., 336 S., 400 Abb., Format 12x20,5 cm, Stadtpläne und Gesamtkarte DM 29,80

Christoph Asendorf

# Batterien der Lebenskraft



Zur Geschichte der Dinge  
und ihrer Wahrnehmung  
im 19. Jahrhundert

Werkbund-Archiv Band 13

Engl. Broschur, 165 S., 153 Abb., Großformat 22x29 cm DM 48,-

Anabas-Verlag, 6300 Gießen



**Herausgeber:**  
ARCH<sup>+</sup> Verlag GmbH  
Marc Fester, Sabine Kraft, Nikolaus Kuhnert, Günther Uhlig

**Redaktionsadresse:**  
ARCH<sup>+</sup>  
Brabantstraße 45  
D-5100 Aachen  
Tel.: (02 41) 50 73 38 oder 50 47 95

**Redakteur:**  
Nikolaus Kuhnert

**Redaktionsgruppe:**  
Sid Auffahrt, Marc Fester, Sabine Kraft, Nikolaus Kuhnert, Bruno Schindler, Günther Uhlig

**Redaktion und ständige Mitarbeiter:**  
Sid Auffahrt, Harald Bodenschatz, Lore Ditzgen, Werner Durth, Adalbert Evers, Marc Fester, Friedemann Gschwind, Roland Günter, Uli Hellweg, Dieter Hoffmann-Axthelm, Sabine Kraft, Nikolaus Kuhnert, Klaus Novy, Manfred Speidel, Günther Uhlig, Wolfgang Voigt.

**Bestellungen, Verlag und Vertrieb:**  
KLENKES Druck und Verlag GmbH,  
Oranienstraße 9, D-5100 Aachen,  
Tel.: (02 41) 50 00 52

**Konto ARCH<sup>+</sup>**  
Postscheckamt Köln  
2805 38-500 (BLZ 370 100 50)

**Preise**  
Einzelheft DM 12,-  
Doppelheft DM 16,50

**Abonnement**  
Inland DM 52,-, Ausland DM 63,80  
**Ermäßigtes Abonnement** für Studenten, Arbeitslose, ... gegen Vorlage einer Bescheinigung  
Inland DM 44,-, Ausland DM 54,-

**Abonnementbedingungen:**  
Das Abonnement kann mit jedem gewünschten Heft beginnen, in der Regel mit dem Heft, das nach dem Eingang der Bestellung erscheint. Ein Jahresabonnement umfasst derzeit 4 Einzelhefte und ein Doppelheft. Kündigungen sind 3 Monate vor dem Ende der auf jeweiligen Abonnementsrechnung angegebenen Lieferzeiträume möglich. Diese Abonnementsbestellung kann innerhalb von sieben Tagen widerrufen werden.

**Rechte:**  
Die Redaktion behält sich alle Rechte, einschließlich der Übersetzung und der fotomechanischen Wiedergabe vor. Auszugsweiser Nachdruck mit Quellenangabe ist gestattet, sofern die Redaktion davon informiert wird. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Ein Autorenhonorar kann nicht gezahlt werden.

**Druck:** KLENKES GmbH

**Satz:**  
Aquisgrana Fotosatz, Viktoriaallee 47,  
D-5100 Aachen, Tel. (02 41) 51 22 22

**Korrektur:** Charlotte Jacobi

**Fotoreproduktion:**  
Auslöser-Bildagentur, Templergarben 43, D-5100 Aachen, Tel. (02 41) 3 47 03 oder 54 33 02

**Layout:**  
Hans-Jürgen Serwe und Marion Strüber

**Umschlag:**  
Eric Peters

**English Abstracts:**  
Avery Index to Architectural Periodicals  
Columbia University, New York, N.Y. 10027

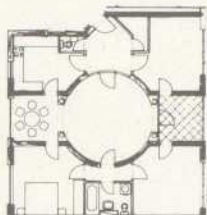
ARCH<sup>+</sup>-ZEITUNG

4 *Berichte und Kommentare*

GRUNDRISS -

ORGANISATIONEN

WOHNDISPOSITIONEN



Rob Krier im Gespräch mit Dietmar Steiner

27 *„Hallen für alle“*

Manfred Speidel

32 *Der Vorrang des Raumes in der Baukunst  
Wohnungsgrundrisse von Heinz Bienefeld*

Rolf Link im Gespräch mit Nikolaus Kuhnert

37 *Hallenhäuser*

- Das Haus Link

Christoph Schulten im Gespräch mit Sabine Kraft und Nikolaus Kuhnert

42 *Halle und Nischen*

Marc Fester

46 *Die Geometrie ist die Botschaft*

Bericht über die Entwurfsweise von Heinz Mohl

Baufrösche Kassel

50 *„Vernetzung“ im Grundriß*

- Unser Wohngemeinschafts-Reihenhaus

Erich Schneider-Wessling

53 *Entwicklung von Grundrissen*

Oskar Laser, Eduardo Vargas

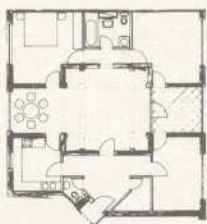
56 *Ein Grundriß ist keine Autobahn!*

Arbeitskreis Humanökologie

61 *Das Haus als Einraum*

64 *Glossar: Halle*

Zusammengestellt von Sid Auffahrt



GRUNDRISSKRITIK

Veronika Keckstein

68 *Arbeitsplatz Wohnung*

Gedanken zur Gestaltung eines alltäglichen Lebensraumes

Christiane Heidenreich, Karin Winter

68 *Das Seminar Arbeitsplatz Wohnung*

Auszüge

Gunhild Riemann

72 *Anforderungen an familiengerechte  
Wohnungsgrundrisse*

BAUAUSSTELLUNGEN

Harald Bodenschatz, Ludovica Scarpa

75 *Die Planungen zur Sanierung der Berliner  
Altstadt: Deutsche Bauausstellung Berlin 1931*

Glashaus, Gisela Nacken

79 *Vorsicht frisch gestrichen!*

ARCH<sup>+</sup>-BAUMARKT



Am 12. November 1984 ertränkte sich, im Alter von 80 Jahren und fast erblindet der Architekt Mario Ridolfi, nahe seiner Wohnung in Terni. Wer das war? Vielleicht ist es ungerecht, aber um mit einem Wort zu antworten, genügt ein Stichwort: Quartiere Tiburtino, Rom, 1949–1956. Seine Bedeutung für Italien geht nicht auf in dieser einen Siedlung. Seine Architektur war vielmehr seit den dreißiger Jahren ein Knotenpunkt unterschiedlichster Tendenzen. Er begann als Vertreter der jungen Garde des „Razionalismo“ im faschistischen Rom, heute gilt er für bestimmte Kreise als Vorläufer der Post-Moderne. Interessant ist aber auch, daß sein Werk wichtige Bezugspunkte zur gleichzeitigen Entwicklung in Deutschland aufweist. Seine Arbeiten nach 1945 sind eine klassische Auseinandersetzung mit der Architektur des italienischen Faschismus. In dieser Eigenschaft sind sie zugleich, von heute aus gesehen, ein Regionalismus von links.

Seine Jugendgeschichte folgt einem mythologischen Muster. Er kam aus armen Verhältnissen (in Rom geboren 1904) und arbeitete zunächst als Sohn eines Restaurators mit dem Vater zusammen, um nach der Arbeit zur Abendschule zu gehen. 6 Jahre, von 1918 bis 1924, hat er dann als Zeichner in einem Ingenieurbüro gearbeitet; sein Chef bezahlte die weitere Abendausbildung in Mittelschule, Technische Fachschule und am Kunstgewerbemuseum von Rom. „5 Jahre kam ich um 23 Uhr nach Hause, natürlich zu Fuß, und aß mein Essen kalt.“ (Ridolfi über sich selbst, 1943). Ab 1924 besucht er die Hochschule, wo er *Adalberto Libera* kennenlernt. Diese drei Ausbildungen, Handwerk, technischer Zeichner und akademisches Studium, müssen sich zunächst wie drei nicht miteinander verbundene Schichten übereinandergelegt haben. Sie treten sein Leben lang immer wieder unabhängig miteinander in Beziehung; als entwarfend sinnliches Verhältnis zum Material, als technischer Detailfetischismus, als entwurzeltes Studium der reinen bürgerlichen Formen. Es ist leicht zu denken, daß seine Architektur deshalb so wichtig geworden ist, weil er diese drei Schichten vielleicht nie ganz integriert, aber auch nie verraten hat.

1926 bis 1931 arbeitet er häufig mit Libera zusammen und probiert alles aus; Neue Sachlichkeit, De Stijl, die russischen Funktionalisten, aber auch den steifsten Neoklassizismus. 1928 entwirft er einen Turm aus gegeneinander verschobenen Scheiben für die erste „Esposizione italiana di Architettura Razionale“, der ganz deutlich den Agip-Hotelturm von 1968 vorwegnimmt. Insgesamt beobachtet man ein opportunistisches Verhältnis zur Form.

Bis zur Auflösung der römischen Gruppe des MIAR (Movimento italiano per l'architettura razionale) nahm er auch an der Verteidigung des MIAR gegen den Angriff Piacentinis Teil, mit dem üblichen Argument, wie in Frankreich, Deutschland, Russland usw., müsse die neue Gesellschaft des Faschismus mit den überlebten ästhetischen Traditionen der Demokratie brechen. 1933 macht er eine Studienreise nach Deutschland und in die Schweiz. Der Kontakt wird in den

## Zum Tode Mario Ridolfis: Faschismus, Populismus, und die Liebe zu den Steinen.

folgenden Jahren intensiver, durch Architekten, die nach Italien überwechseln: *Wolfgang Frankl* und *Konrad Wachsmann*. Dadurch lernt er die technologischen Ansätze der Stuttgarter Schule kennen. Mit Frankl beginnt eine jahrzehntelange Zusammenarbeit (in den Kriegsjahren allerdings unterbrochen). Das Hauptwerk in diesen Jahren ist das Postamt an der Piazza Bologna in Rom (1933), wo er einen freischwimmenden, überall gerundeten Körper realisiert. Die Technologie ist modern, Stahlbetonskelett, Grundriss und schwebendes Dach sind „organisch“, die Fassaden monumentalistisch. Ähnlich ist sein Projekt für den Wettbewerb für den Palazzo Littorio e della Mostra della Rivoluzione Fascista, 1934: Dieser Entwurf beruft sich auf die Peterskollonnaden von Bernini, sieht aber aus wie der Leninplatz in Ost-Berlin.

1940 wendet er sich zum erstmaligen ländlichen Architektur zu, mit einem Projekt für ein landwirtschaftliches Gehöft in S. Elia Fiumerapido, Lazio. Dieses Projekt entspricht dem anderen Gesicht des italienischen Faschismus: Reagrarisierung. Es ist interessant zu sehen, daß gerade in diesen Jahren in Film und Literatur der Neo-Realismus beginnt, der nach dem Fall des

Faschismus zur Ideologie der Erfolgreichste Phase seiner Tätigkeit. Ridolfi versucht mit diesem Landprojekt erstmals eine anonyme Architektur, d. h. die Volkstradition macht die Architektur, der bürgerliche Architekt verschwindet aus seiner verantwortlichen Rolle.

Mit Kriegsende beginnt die erfolgreichste Phase seiner Tätigkeit. Ridolfi ist für die neue Situation voll vorbereitet: in den letzten Jahren des Faschismus hat er sich nicht nur mit der „anonymen“ Architektur auseinandergesetzt, sondern zugleich eine technologische Basis für sie erarbeitet. Das macht ihn in der Nachkriegssituation relativ konkurrenzlos. Sein Vorhaben ist eine Typisierung und Vereinheitlichung des Wohnungsbaues auf handwerklicher Ebene. Es handelt sich also nicht um eine Typisierung im Sinne der deutschen Diskussion der 20er Jahre. Ridolfi schlägt eine „tecnologia povera“ vor, indem er sich an den Erfordernissen einer einfachen Baustelle orientiert, die durch Mangel an technischem Gerät und ein Überangebot an Arbeitskräften gekennzeichnet ist. Die Bausteine für diese handwerkliche Vorfertigung sind zum Teil schon in den 30er Jahren Blatt für Blatt und Detail für Detail von Ridolfi und Frankl gezeichnet

worden. Bei der Zusammenfassung orientierte sich Ridolfi an den Baufibeln des Deutschen NS, aber zitiert graphisch auch ein deutsches Nachkriegsprodukt, *Völklers „Wohnbau-fibel“*. 1946 erscheint das „Manuale dell'architetto“. Es will die zwei gegenläufigen historischen Tendenzen zusammenbringen: Vereinheitlichung und regionales Bauen. Die unüberbietbar bissige Kritik *Tafuris* trifft angesichts der letzten Unmöglichkeit dieser Einheit sicher nicht daneben: „...das Manuale... ist Frucht eines gegen Intellektualismus durchaus nicht immunen Durchschnitts regionaler Kultur: das regionale Esperanto (esperanto vernacolare), das in ihm technologische Form annimmt, verbindet sich zu einer Verherrlichung des Regionalismus im „folk“-Kostüm, das eine der ideologischen Ingredienzen des New Deal's war.“

Der Hinweis auf das New Deal verrät aber auch, worin Tafuri dem Manuale unrecht tut: er wirft ihm quasi vor, in der damaligen politischen Situation erfolgreich gewesen zu sein. Die Situation war eben auch die, daß Schichten für kurze Zeit zum Thema der Politik aufstiegen, um die sich bis dahin niemand wirklich gekümmert hatte: das Volk, eine damals in Italien noch vorhandene Mehrheit von Handwerkern, Bauern und land- und arbeitslosen Kleinbürgern. Und ist so schwer vorstellbar, daß eine kommunistische Kooperative auf dem Dorf sich des Manuale bedienen könnte? Verdrängt ist auch ein drittes Element in Tafuris Kritik der Baufibel: „eine aus dem Bauch kommende Liebe zum Handwerk“ (G. Muratore) und zum Material. Die Akkuratess des Handwerks ist nicht regionalistisch, sondern international, und die Liebe zu den Steinen ist noch immer gesamtmediterran.

Ridolfi verbreitet ab 1945 seine Ideen in Vorträgen und Artikeln, unterstützt von der Zeitschrift „Metron“, die *Bruno Zevi* zusammen mit ihm gegründet hat. Bruno Zevi begann damals, Frank Lloyd Wright und die organische Architektur Nordeuropas in Italien bekannt zu machen. Dieser Einfluß Zewis war nicht unwichtig angesichts der Notwendigkeit für Ridolfi, sich glaubhaft von seiner rationalistischen Architektur der faschistischen Ära abzusetzen. Wie für die anderen rationalistischen Architekten Italiens geht es für Ridolfi darum, in einer Veränderung seiner Formsprache gleichsam Buße zu tun für seine Anpassung an das „Regime“.

Große Teile der italienischen Intelligenz haben ähnliche Probleme und sie lösen sie durch die Bewegung des Neo-Realismus. Der Neo-Realismus ist der vorübergehende Versuch, das Volk zum Subjekt der Kultur zu machen. Das Volk ist die neue „jungfräuliche“ (Asor Rosa) politische Größe, die sich in der Resistenza herausgebildet hat. Auf diese neue Größe projizierten Künstler und Architekten alle ihre neuen Absichten: „Die instinktive Hinwendung ... zur Gestalt des Volkes ... stellt das Ergebnis dieser spontanen Projektion nach außen dar, des Intellektuellen auf Suche nach einer erneuerten sozialen Beglaubigung ... seiner eigenen Funktion“ (Asor Rosa). Anders als in Deutschland, kommt es dabei zu überraschenden Dichotomien: auf



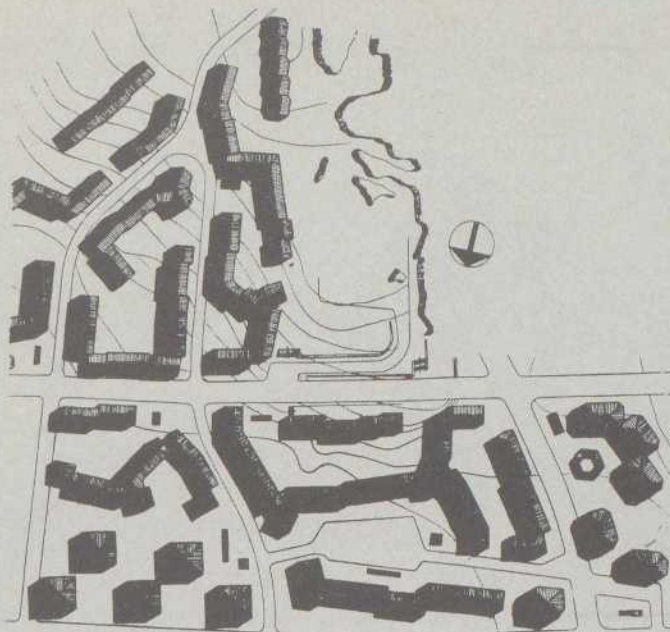
Mario Ridolfi



der faschistischen Seite der Ästhetizismus des bürgerlichen Subjekts, auf der neuen Seite die Kultur des Volkes, auf der alten Seite die Verherrlichung der Vernunft, auf der demokratischen Seite die Gefühle, das Regionale, das lebendige „Ambiente“, das Organische in der Form. Kennzeichnend für diese Stimmung sind z. B. Carlo Levis Roman „Christus kam nur bis Eboli“ (1945) und die Filme *De Sicas*, „Roma città aperta“, (1945), „Fahrraddiebe“ (1948), „Miracolo a Milano“ (1951).

Ridolfis Ansatz entspricht aber nicht nur genau einer kulturpolitischen Wende, sondern auch einer entsprechenden politischen Situation, und insbesondere dem Populismus der damaligen Democrazia Cristiana. Seine Vorstellungen gehen in einer ungläublichen Vollständigkeit, die bis in die Wortwahl reicht, in die „Legge Fanfani“ von 1949 ein. In diesem Gesetz des damaligen Ministers werden die kulturellen Impulse des Neo-Realismus für eine Beschäftigungspolitik benutzt, die den Massen Arbeit gibt, ohne sie zu industrialisieren. Tafuri weist mit Recht darauf hin, daß dies im Gegensatz steht zur norditalienischen Architektursituation, wo die Massen industrialisiert und beschäftigt sind, aber Häuser brauchen. Im Mezzogiorno ist das Haus Mittel der Beschäftigungspolitik, und die „tecnologia povera“ bietet die Chance, mit den örtlichen handwerklichen Mitteln Arbeit zu schaffen. Auf diesem Hintergrund werden die Ideen Ridolfis nicht nur zum Credo der römischen Schule, sondern folgerichtig auch staatlich institutionalisiert. Der neo-realistische, „kulturelle“ Einfluß auf die Politik der DC zeigt sich vor allem in der Betonung des „Ambiente“, der regionalen Umwelt: „Das Haus soll zur Bildung einer städtischen Umwelt beitragen, indem es die geistigen und materiellen Bedürfnisse des Menschen gegenwärtigt, des wirklichen Menschen und keines abstrakten Wesens: des Menschen also, der die unendlichen und monotonen Wiederholungen desselben Wohnungstyps, wo er seine eigene Wohnung nur durch eine Nummer unterscheidet, weder liebt noch versteht. Er lehnt die Schachbrettplanung ab und bevorzugt Umgebungen, die zugleich gesammelt und bewegt sind. Es werden also die Bedingungen des Geländes sein, die Besonnung, die Landschaft, die Vegetation, die vorhandene Umwelt, die Lokalfarbe, die die planmäßige Komposition verdeutlichen werden, damit die Bewohner der neuen städtischen Zentren den Eindruck haben, daß darin auch etwas Spontanes, Genuines ist, etwas, was unlöslich mit dem Boden verschmolzen ist, auf dem diese Zentren entstehen.“ Das geht so weit, daß sogar im Gesetz gefordert wird, „ausdrücklich zu versuchen, eine Umwelt (Ambiente) zu schaffen, wenn der Ort von Natur aus keine aufweist.“ (Legge Fanfani vom 28. 2. 1949).

Geht man, diesen Text im Kopf, ins Quartiere Tiburtino in Rom, findet man die Legge Fanfani in gebauter Form wieder. Über die Reichweite der Architektur bei der Verbesserung der Welt mag man denken wie man will, eines ist hier vollkommen überzeugend: wie sehr der „ambientale“ Ansatz hier tatsäch-



Quartier Tiburtino in Rom, 1950

Architekten:

Gruppe Quaroni und Ridolfi

(Aymonino, Chiarini, Fiorentino, Gorio, Lanza, Lenzi, Lugli, Melagrani, Menichetti, Quaroni, Ridolfi, Valori.)

Lageplan



Heutiger Zustand

lich geglückt ist. Man sieht das an der Differenz zwischen Gesamtplan und konkreter Situation. Der Plan ist banal und könnte irgendwo in Europa realisiert worden sein. Man muß hingehen, dann verschwindet der Eindruck von Geplantheit, es scheint, als hätten die Häuser immer schon da gestanden. Man hat den Eindruck einer gewachsenen anonymen Architektur und traditioneller Räume. Dabei ist gerade dieses Quartiere nicht von Ridolfi allein geplant worden, sondern gleichberechtigt mit einem so unterschiedlichen Architekten wie Ludovico Quaroni und einer ganzen Gruppe anderer, junger, verheissungsvoller Architekten (u. a. Carlo Aymonino).

Die Wirkung des Quartiers hängt keineswegs an den folkloristischen Details, den offenen Trockenböden aus der Landarchitektur, den unregelmäßigen Dachformen der mittelalterlichen Stadtbilder. Vielmehr entwickelt sich der populistische Eindruck durchaus aus der Wohnungspologie. Es ist natürlich kein Ziel gewesen, die stringente Planung der Wohnungen und Hausteile nach außen erscheinen zu lassen. Es stehen aber sowieso nicht nur populistische Erscheinung und funktionalistische Wohnungstypologie gegeneinander, so leicht kann man sich die Polemik keineswegs machen. Sieht man sich z. B. die Punkthäuser an, so ist die Typologie durchaus mehrdimensional. Einerseits wird ein mediterraner Agglomerationsstyp neu formuliert, andererseits geschieht dies mit der funktionalen Eindeutigkeit eines Dreipanners auf der Berliner Interbau 1957. Deswegen wirken die folkloristischen Zitate nicht angehängt, sondern wie genau an ihrem Orte, und sie sind nicht nur Eigenschaften, Design, einzelner Häuser, sondern eingebaut in eine raumbildende Beziehung zwischen den Häusern. Sehr schön sagt Giovanni Astengo (1951): „...wer dort wohnt, erkennt mühelos die Weitungen und verliebt sich in seine Ecke.“

Das Quartiere Tiburtino steht nicht allein, sondern es ist Teil eines über ein Jahrzehnt reichendes, umfangreichen Bauprogramms der INA-CASA, der zur Verwirklichung der Legge Fanfani geschaffenen staatlichen Wohnungsbauorganisation. Im Verlauf der 50er Jahre realisierte Ridolfi eine ganze Anzahl weiterer Siedlungen. Alle haben einen eher bescheidenen Umfang und liegen aus Kostengründen weit ausserhalb der Städte. Das neo-realistische Experiment einer anonymen Architektur geht aber wesentlich schneller zu Ende als das Bauprogramm. Bereits in der zweiten Hälfte der 50er Jahre schafft das Wirtschaftswunder neue Bedingungen, und die Architektur paßt sich dem an.

Ridolfi hat aber auch schon gleichzeitig mit dem Quartiere Tiburtino eine andere Form des Massenwohnungsbaus entwickelt, z. B. im Quartiere INA-Casa in Cerignola, Foggia (1950), wo er eine strenge, aber personen- und nicht ortsgebundene Formsprache anwendet. Das gilt noch mehr für den großstädtischen Wohnungsbau in Viale Etiopia in Rom (1951-54), wo die Spekulation die Ausnutzung diktiert. Die Volkskultur zieht sich hier auf eine zweite Schicht von handwerklichen ornamentalen Eingriffen innerhalb des strengen Betonra-







sters zurück (und über das neunte Stockwerk baute damals Ridolfi zum erstenmal jene Pseudo-Satteldächer, die in der heutigen Deutschen Spekulationsarchitektur so beliebt sind.)

Für den ganzen späteren Wohnungsbau Ridolfis mag der Hinweis auf den Quartiere San Liberales in Treviso, 1957-58, ausreichen. Obwohl es keine Spur des neo-realistischen Vokabulars mehr gibt, sind die öffentlichen Räume ähnlich wie im Quartiere Tiburtino. Wie dort gibt es zwei Häusertypen: Turm und Reihenhäuser. An die Stelle scheinbar anonymer Unregelmäßigkeiten ist die vollständige architektonische Durcharbeitung der sichtbaren Form getreten. Beide Typen sind einfache geschlossene Baukörper, wobei die Reihenhäuser ländliche Züge haben (Vorgarten und Ziegeldach), die Türme eher klassisch geformte Stadtpalazzi sind, mit Sockelgeschoß und Zinnen. Der öffentliche Raum ist kein kollektiver Gesamttraum mehr wie in Rom, sondern zerfällt zwißelartig in öffentliche, halböffentliche und private Schichten, die sich um die Häuser herumlegen. Noch heute grenzen Wiesen und Äcker an die Siedlung an. Erstaunlicherweise gilt für beide Siedlungen gleich, daß sie ungeheuer zeitgemäß aussehen.

Ridolfis Spätwerk konzentriert sich fast ausschließlich in Apulien, in Terni. Dort hat er zusammen mit Frankl nicht nur den Generalplan der Stadt aufgestellt, sondern auch in der kriegsbeschädigten Altstadt von Terni gewichtige Eingriffe vorgenommen, eine große Schule, Wohnungen, Geschäftshäuser. Dabei zeigt sich, daß Ridolfi kein „behutsamer“ Architekt gewesen ist, sondern für seine Neubauten das gleiche Gewicht und von Fall zu Fall ein mehr an Kubatur beansprucht

wie die historischen Bauten. In Terni hat Ridolfi 1966 auch sein eigenes Haus gebaut, das er „Casa Lina“ genannt hat (Umkehrung von L'INA-Casa). 1976 hat er sich hier endgültig zurückgezogen. Diese „Casa Lina“ ist typisch für seine letzten Arbeiten, einige wenige Hausumbauten und Einfamilienhäuser. Nach den gewaltigen Siedlungsmassen der 50er Jahre und Mammutprojekten wie dem Knast von Nuoro, konzentriert er sich gezwungenermaßen auf den allerkleinsten Maßstab. Auch jetzt wird er nicht rural, der kleine Maßstab läßt das Material vielmehr hervortreten aber das Schema ist dasselbe wie in der Viale Etiopia in Rom, ein technisches Gerüst, ein rationalistisches Gesamtdesign und eine von der technischen Struktur gerahmte, aber irgendwie unabhängige Sinnlichkeit des Materials.

Wenn es jemanden gibt, der in den letzten zehn Jahren sich um Ridolfi gekümmert hat, ist das *Paolo Portoghesi*. Ohne ihn gäbe es wenig Material über Ridolfi. Portoghesis Interesse an Ridolfi ist erklärlich: er findet in ihm einen Vater für seine eigenen ornamentalen Abweichungen, und über den Mythos von der handwerklichen Herkunft ein Bindeglied zwischen ihm und dem Urvater Francesco Borromini. Portoghesis These, daß Ridolfi einer der Väter der Post-Moderne sei, wäre aber kein ausreichender Grund um sich mit ihm zu befassen. Wir sammeln im folgenden noch einmal die Punkte, wo uns Ridolfi heute spannend zu sein scheint.

Die erste, allgemeinere Fragebene betrifft die „anonyme“ Architektur. Es fällt auf, daß Ridolfi nur wenige Male damit ernst macht, am meisten beim Quartiere Tiburtino. Die erfahrbare Annehmlichkeit einer anonymen Architektur ist ja

gegeben sowohl in alten Städten wie auch in Neubauvierteln wie dem Quartiere Tiburtino oder neueren Versuchen (meinen Kroll, Ralph Erskine), daß die Decke des Neo-Realismus – und jedes anderen Populismus – zu kurz ist. Man kann nicht jahrzehntelang und millionenfach „Ambiente“ produzieren. Der springende Punkt liegt aber wo anders, nämlich weniger in der Echtheit des Ambiente, als in der uneingelösten Utopie, eines Verschwinden des Architekten. Davon hat Ridolfi sicherlich geträumt, aber das einzige Werkzeug, das er zur Verfügung hatte, war die Ideologie des Handwerkers, der in der Qualität seiner Arbeit und seiner Werkstoffe erscheint. Das bürgerliche Verschwinden aus der Form hat Ridolfi nie geschafft, auch kein anderer. Sein manisches Zeichnen ist ein Kommentar dazu: eine Art Buße dafür, daß er als Handwerker gar nicht mehr arbeitete. Stattdessen hat er alles immer wieder neu zu zeichnen. Je mehr er zeichnet, desto mehr Formen produziert er, desto schärfer stellt er sich als Architekt den wirklichen Handwerkern oder Arbeitern gegenüber, die in der Regel wissen, wie man einen Stein schneidet oder wie man ein Fenster macht oder ein Gitter biegt. Sein Bündnis mit den Steinen, und den Naturformen hilft ihm dabei nicht viel. Wie alle Architekten, ist er letztlich mit den schönen Steinen einig gegen die Menschen. Aber er hält die wichtigsten Wünsche seiner Arbeit exemplarisch offen: Versöhnung mit dem Material, Anpassung an einfache Arbeitsbedingungen, Verschwinden des Architekten aus der Form.

Dann die „politischere“ Ebene: Wir haben den biographischen Bezug Ridolfis zum Deutschland der 30er Jahre schon angedeutet.

Dieser Einfluß reicht aber weiter als hier ausgeführt werden konnte. Spannend für den Vergleich mit Deutschland ist aber, wie ähnliche, oder fast gleiche, Motive in politisch ganz unterschiedliche Situationen eingebettet sind, und zwar in Deutschland in der Vorphase des NS und teils auch in den NS selbst, in Italien in die Phase der Bewältigung des Faschismus nach dem Krieg, durch eine aus der Resistenza hervorgehende Kulturbewegung. Das gilt für die verschiedenen Ebenen des architektonischen Herangehens: z. B. wenn Ridolfi sich in seiner Zeichenweise oder in seinen Reihenhäusertypen ausdrücklich auf *Tesenow* beruft, so steht das in Italien in einem ganz anderen Kontext. Ebenso sind die Formspekulationen, die Ableitung von Formen aus dem Kristall oder aus der Blattstruktur, von denen eines *Kükelhaus* nicht weit entfernt, und bringen doch eine ganz andere Sozialität zum Tragen. Sowohl in der Phase des Neo-Realismus wie in der Wirtschaftswunderphase wird das Ausdrucksverlangen des Architekten in eine soziale Richtung geschickt, während in Deutschland gerade formmüde oder formschwache Architekten von den staatlichen Ausdrucksbedürfnissen des NS angezogen wurden.

Entsprechend stand in Deutschland 1945 nicht der Populismus auf dem Programm, sondern die Rückkehr zur reinen und politischen Architektur, deren Spaltung und Repolitisierung erst in den letzten Jahren auf der Ebene der Form durchgeschlagen ist: auf der einen Seite postmoderne Stadtpaläste, auf der anderen Seite eine neue „architettura povera“.

Dieter Hoffmann-Axthelm,  
Ludovica Scarpa

Ansicht,



## Literatur:

- G. Astengo, *Nuovi Quartieri in Italia*, Urbanistica, 1951, n. 1, S. 9-25.
- V. Gregotti, *Alcune recenti opere di Ridolfi*, Casabella, 1956, giugno, n. 210.
- Controspazio, 1974, n. 1 (Monographie über Ridolfi).
- A. Asor Rosa, *Storia d'Italia*, Vol. IV<sup>o</sup>, Dall'Unit' ad oggi, Bd. 2, La cultura, Torino, 1975 (Insb. II Neorealismo, S. 1604-1615).
- S. Danesi, L. Patetta (Hrsg.) *Il Razionalismo e l'architettura in Italia durante il Fascismo*, Venezia, 1976.
- M. Cennamo (Hrsg.), *Materiali per l'Analisi dell'architettura moderna*, il MIAR, Napoli, 1976.
- Comune di Terni, *Le Architetture di Ridolfi e Frankl*, Catalogo della Mostra, a cura di F. Cellini, C. D'Amato, E. Valeriani, Terni, 1979.
- F. Cellini, C. D'Amato, *Il mestiere di Mario Ridolfi*, in: *La Presenza del Passato*, I<sup>o</sup> Mostra Internazionale di Architettura, La Biennale di Venezia, Venezia, 1980, S. 68-76.
- M. Tafuri, *Architettura italiana, 1944-1981*, in *Storia dell'Arte Italiana*, Parte II<sup>o</sup>, Vol. 3<sup>o</sup>, Il Novecento, Torino, 1982, S. 425-550.
- Paolo Portoghesi, *Ridolfi, quando l'architettura è poesia*, in: *La Repubblica*, Milano, 14. 11. 1984.

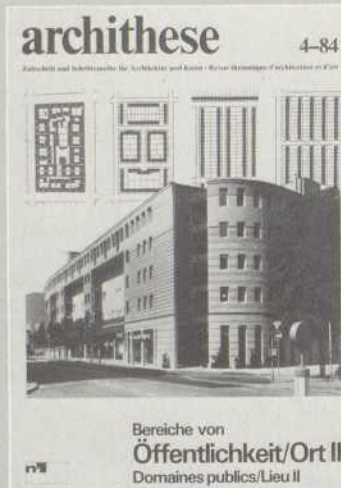


## archithese 4

Das Thema „Ort“, Schwerpunkt von archithese 3-84 (vgl. 78 ARCH<sup>+</sup>, S. 8) ragt in das 4. Heft und findet scheinbar (hoffentlich nicht endgültig) seinen Abschluß im 5. Heft des Jahrgangs '84; leider liegt mir zum Redaktionsschluß die letzte archithese '84 noch nicht vor. Fortsetzung wird es durch Aufsätze zu historischen Formen der „interprétation du 'locus'“ (Malfroy), beispielhaft festgemacht an der Villa Serego von Palladio (Malfroy, „Architecture de villa et interprétation du 'locus'“), an der „Antikenkonstruktion in der Havellandschaft des Berliner Klassizismus“ (Pieper, „Der Ort des Humanismus“) und an der Landschaftsmalerei C. D. Friedrichs (Grütter, „Die Landschaft als Identifikationsort“) (archithese 4-84). Colli („Der Verlust des Ortes“) setzt sich mit den philosophischen Grundlagen des Norberg-Schulz'schen „genius loci“ auseinander. Sie weist darauf hin, daß sich der „städtische Ort... mehr und mehr zu einer „städtischen Auswirkung“ wandelt“; man müsse erkennen, „daß der Tod des „genius loci“ in der kollektiven Erinnerung schon eingetreten“ sei. Das Ignorieren des Verschwindens des „genius loci“ begünstige nicht die „Möglichkeit einer Wiedergeburt, sondern vielmehr diejenige eines neuerlichen Verkenne-“ (archithese 5-84). Die Fragen, die sich m. E. in diesem Zusammenhang stellen, sind die, ob es jemals in der Geschichte von Klassengesellschaften eine solche „kollektive Erinnerung“ an einen „genius loci“ gegeben hat und inwieweit in unserer Gesellschaftsformation an eine „Möglichkeit einer Wiedergeburt“ eines sog. „genius loci“ überhaupt gedacht werden kann.

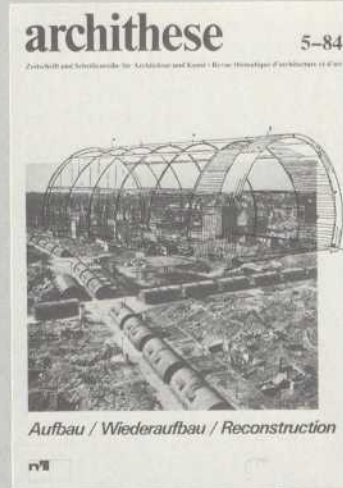
Thematisch betrachtet, knüpft im weiteren Sinne der Themenschwerpunkt der archithese 4-84 an diesen Fragestellungen an: „Bereiche von Öffentlichkeit“. Er beginnt mit einem einleitenden „Gespräch über den städtischen Raum“ („Bereiche von Öffentlichkeit“), das Martin Steinmann, der Redakteur der archithese mit den Architekten Hoesli, Marbach und Rüge, dem Stadtplaner Wanner und mit dem Architekturhistoriker v. Moos führte. Bei näherer Lektüre erscheint dieses Gespräch eher als thematisches Gelenk zwischen den Schwerpunkten „Ort“ und „Öffentlichkeit“. Das, was den städtischen „Ort“ ausmache, die Stadt als Form (Wanner), als Bilderwelt (Steinmann), für deren Gestaltung die „Grammatik des städtischen Raumes“ anhand von geschichtlichen Beispielen erst wieder gelernt werden müsse (Steinmann), stehen eigentlich im Mittelpunkt des Gesprächs. Abgesehen von der m. E. unzulässigen Reduktion der Begriffe Öffentlichkeit und Privatheit auf ausschließlich räumliche Kategorien scheint es für solche Gespräche unter „Fachgenossen“ charakteristisch zu sein, analog der umstrittenen phänomenologischen Auffassung des Begriffs „Ort“ (vgl. 78 ARCH<sup>+</sup>) auf der phänomenologischen Ebene und im anschaulichen Denken zu verharren. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Begriffen „Ort“ und „Öffentlichkeit“ und mit der Bedeutunghaftigkeit des städtischen Raumes fand nicht statt, obwohl Steinmann, v. Moos und Wanner Ansatz-

## Zeitschriftenschau



punkte hierfür lieferten.

Castex's Beitrag („Eine Stadt lesen: Versailles“) beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen dem Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit und dem Stadtraum; dieser Dualismus ist jedoch nur ein Aspekt seiner „architektonischen Geschichte der Stadt“. In seinem Versuch, die typologische und morphologische Methode mit der „anthropo-soziologischen Methode“ zu verbinden, begreift er die Begriffe Öffentlichkeit und Privatheit auch in ihren sozialen Dimensionen (Repräsentation und Kontrolle vs. Aneignung, Veränderung und Markierung). Seiner Art von Geschichtsschreibung, in der er vorrangig von den Bestandteilen der Stadt, Gebäudetypen und Gebäudeblock, auf das Gesamte der Stadt schließt, ist kritisch anzumerken: Die Stadt, vor allem von ihren sozial-räumlichen und symbolischen Inhalten her gesehen, ist mehr als die einfache Summe ihrer Teile. Die Markierung von städtischen Räumen durch Kunst und Alltags-Ästhetik und ihre öffentliche Funktion sind die Themen der Aufsätze von Kesser („Plätze-Zeichen der Gemeinschaft“), Cattaneo („Kritzeleien von Kindern – oder die Eroberung des gebauten Raumes“) und von Holz („Zur Öffentlichkeitsfunktion von Kunst“). Den Kunstwerken seien – so Holz – im architektonischen und städtebaulichen Kontext „die Chancen zur Objektivierung gegeben – Gestaltung kollektiver Funktion und nicht bloß Ausdruck von Subjektivität zu sein“. Wenn davon ausgegangen wird, die Kunst könne „ein wichtiges Moment der Bewußtseinsbildung, des kollektiven Selbstverständnisses werden“ (Holz), so stellen sich m. E. zwangsläufig die Fragen nach der Wahrnehmungskompetenz der Perzeptiven von Kunstwerken, nach den praktischen und psychischen Aneignungsmöglichkeiten von Kunst und nach der Existenz des vermeintlichen „Kollektivs“ bzw. einer einheitlichen Öffentlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Cattaneo widerlegt – wenn auch nur indirekt – die Auffassung über die Existenz einer



einheitlichen bürgerlichen Öffentlichkeit; sie setzt der Erwachsenengesellschaft die „Kindergesellschaft“ gegenüber. Sensibel für die Alltags-Ästhetik spürt sie die Spuren (Kritzeleien, Linien und Markierungen) der „Kindergesellschaft“ in gebauten Räumen und unfertigen räumlichen Situationen auf, die nicht nur auf die reale und symbolische Eroberungen und Besetzungen von Orten durch Kinder verweisen, sondern zugleich in das kindliche „Kommunikationssystem“ und zu ihrer Gruppenkultur gehören.

Es gibt also eine gruppenspezifisch segmentierte, vermutlich auch eine sozial segmentierte Öffentlichkeit. Hierum kreist der Beitrag von Führ und Stemrich („Inhalte von Öffentlichkeit“). Sie definieren Öffentlichkeit als einen sozialen Sachverhalt, als „Vergemeinschaftung von Handlungen und Erfahrungen“, d. h. „als bestimmtes soziales Verhalten, das sich ausdifferenzieren und unterschiedliche Inhalte haben“ kann. Anhand von Beispielen zeigen sie, daß es verschiedene Arten und Formen von Öffentlichkeit gibt. Öffentlichkeit sei eine „Dimension des sozialen Handelns“ und nicht eine „Eigenschaft mehr oder weniger offener, bloß architektonischer Volumen“. Gegen die gegenwärtige Stadtraumdiskussion gewendet, formulieren sie die These, daß die ästhetische Fassung von Architektur und Stadtraum allein nichts ermögliche; die materielle Umwelt setze nur gewisse Bedingungen bei der Konstitution von Öffentlichkeit. „Nur durch bestimmte soziale Handlungsreize und -anlässe (werde) eine je spezifische Öffentlichkeit erreicht“ (Führ/Stemrich). Erst auf der Basis der Erkenntnis, daß in unserer Gesellschaftsformation Öffentlichkeit wie Privatheit nur als gruppenspezifisch und sozial segmentierte begriffen werden und Architektur und Stadtraum nur als Medien sozialen Verhaltens und Handelns sein können, wird m. E. eine adäquatere Diskussion über den Zusammenhang von Öffentlichkeit/Privatheit und dem Sozialraum Stadt möglich.

## archithese 5-84

ist schwerpunktmäßig den Siedlungs- und Wiederaufbaumaßnahmen in unterentwickelten Regionen in Europa und in der sog. „Dritten Welt“ und der ersten Wiederaufbauphase nach dem Kriege gewidmet. In der ersten „Abteilung“ werden der Wiederaufbau von Bauernhöfen in der Campania („Wiederaufbau von Bauernhöfen in Castelnuovo di Conza/Campania“), experimentelle Häuser in Peru („Maisons expérimentales Previ, Lima, Perou“), „Häuser in Man, Elfenbeinküste“ und Wiederaufbaumaßnahmen in erdbebengeschädigten Gebieten Guatemalas („Wiederaufbau in Guatemala“) vorgestellt – alles „schweizerische“ Projekte. Abgeschlossen wird dieser Teil von einem Beitrag von Löpfle „zum Problem des Ethnozentrismus im Umgang mit der 3. Welt“ („Das Eigene und das Fremde“).

Die zweite „Abteilung“ beginnt mit dem sehr informativen Aufsatz von Meili und Peter über die ersten Raumplanungsvorschläge, die ersten Anstrengungen zur Industrialisierung der Bauproduktion, über den praktischen Wiederaufbau und den staatlich gelenkten, sozialen Massenwohnungsbau in Frankreich nach 1944 („Bauen in Frankreich (nach 1944)“). Frank beschäftigt sich mit dem deutschen „Neuanfang“ nach dem Kriege im Stadtbau, Wohnungswesen und in der Architektur („... Rettung der Seele durch Gestalt“). Um eine besondere bauliche Erscheinungsform des Wiederaufbaus im britischen Besatzungsgebiet, die „Nissen-Hütten“, und ihre Nutzung dreht sich der Beitrag von Höhns („Wer einmal unter'm Blechdach saß“). Eine „verpaßte Gelegenheit“ beim Nachkriegswiederaufbau in Wien, dem erst im 19. Jh. bebauten Glacis am Donaukanal, erörtert Birkner („Die Geschichte korrigieren?“). Den Wiederaufbau Mailands und die ihm zugrundeliegenden „reflexions sur les catastrophes et la dynamique urbaine“ beschreibt Vitale („La mémoire et les pierres“). Preusler's Beitrag zu Schwagenscheidts städtebaulicher Tätigkeit in der UdSSR in den 30er Jahren fällt etwas aus dem Rahmen des Heftschwerpunktes („Ich gehe von dem wirklichen Leben aus...“). Er behandelt ein in der „Fachöffentlichkeit“ noch wenig bekanntes, m. E. aber bedeutsames Kapitel deutscher Architekten- und Planergeschichte. Preusler gelingt es, einige der Ursachen der Ernüchterung der „modernen“ Planer und des Scheiterns der „Expedition des Neuen Bauens“ unter den gesellschaftlichen, materiellen und ideologischen Bedingungen des sich im Aufbau befindenden sozialistischen Staates aufzuzeigen.

Nach fast einem Jahrgang archithese, der einige Einblicke in aktuelle Diskussionen um Architektur und Städtebau gewährte, kann man gespannt dem neuen Jahrgang des Periodikas entgegensehen.

Erich Konter

## Housing Review

Nr. 6, Nov./Dez. 1984

Kaum Grund zum jubeln konstatiert Housing Review zum Ende des Jubiläumsjahres 1984 einleitend. (Not Yet Much Cause for Jubilation, S. 225)



- Der Wohnungsbestand verfällt schneller als er instandgesetzt bzw. erneuert werden kann.
- Die in Systembauweise errichteten Hochhäuser (tower blocks) verschlingen astronomische Summen an Reparaturkosten.
- Auch Ende 1984 besteht weitgehende Unsicherheit darüber wie die begrenzten Mittel am effektivsten eingesetzt werden könnten, um den vorhandenen Wohnungsbestand zu sichern.
- Das System der Wohnkostenzuschüsse (kaum novelliert) wird als uneffektiv und ungerecht empfunden.
- die Wohngeldzahlungen explodieren, etc. etc.

Bei steigendem Problemdruck werden die Mittel im Wohnungs- u. Städtebau, auch im Haushaltsjahr 85/86, weiterhin zusammengestrichen. Trotz dieser ungünstigen Ausgangslage macht Housing Review für 1985 auch „glimmers of hope“ aus. Statistisch gesehen gibt es keinen erheblichen Mangel mehr zwischen der Anzahl an Haushalten und den vorhandenen Wohnungen. Aber was nützt der Überhang an Wohnungen in Meyerside, wenn wegen einer möglichen Beschäftigung in Inner London dort intensiv aber vergeblich nach einer Wohnung gesucht wird.

Besonders im kommunalen Wohnungsbestand ist es mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, eine Wohnung zu finden oder bei einem Wohnungswechsel in einen anderen Bezirk wiederum eine gemeindeeigene Wohnung zu erhalten. Immerhin bemerkt Housing Review einen gewissen Erfolg des „National Mobility Scheme“ der die Vermittlung oder den Tausch von Wohnungen seit Anfang 1984 organisierte.

Erfreulich sei auch die Entwicklung dezentraler Wohnungsverwaltung durch Mieterinitiativen und housing cooperatives. Die erwiesenermaßen wirkungsvollen Ansätze müßten auch in Zukunft weiterentwickelt werden. Als nicht überraschend, weil gehätschtes Kind der konservativen Thatcherregierung werden besonders Erfolge bei der Bereitstellung von Hilfe zum Wohnungseigentum oder Teileigentum vermeldet. So nützlich diese Programme teilweise seien, denjenigen die aus vielerlei Gründen kein Eigentum bezahlen können oder wollen nützen sie nicht. Der Mietwohnungssektor, so Housing Review, bleibt auch 1985 Stiefkind der Londoner Zentralregierung. Für 1985 sieht Housing Review Anzeichen für eine verbesserte Zusammenarbeit zwischen den am Wohnungsbau beteiligten Institutionen, insbesondere bei Bausparkassen, Kommunen und Housing Associations (Wohnungsbaugesellschaften). Housing Review will sich auch 1985 für eine Umverteilung der zur Verfügung stehenden Mittel zugunsten derjenigen einsetzen, deren eigenes Einkommen nicht ausreicht, sich eine menschenwürdige Wohnung leisten zu können.

Mietrückstände haben im vergangenen Jahr einen zentralen Stellenwert in der wohnungspolitischen Diskussion eingenommen. Nationalweit sind die Mietrückstände (rent arrears) zwischen 1972/73 von 13 Mio. auf 139 Mio. L. 1980/81 angewachsen. Dementsprechend häufig wird zu entsprechendem

Thema publiziert. Wissen wir überhaupt wovon wir reden, fragt die Yorkshire Region Research Group und kritisiert die völlig unterschiedlichen Begriffsbestimmungen von denen verschiedene Autoren beim Thema „rent arrears“ ausgehen. (Look at Our Arrears Figures, Chairman! or How to Massage Facts and Figures, S. 233) Diese Definitionsunschärfe verhindert sowohl die Vergleichbarkeit der erhobenen Daten, als auch die zufriedenstellende Diskussion, die auf eine Verbesserung der herrschenden Praxis gerichtet sein sollte. Um diesen Mangel zu beheben, machen die Autoren den Versuch einer Begriffsbestimmung von Mietrückständen, die die bestehenden Ungleichheiten bei diesen benennt und diese zugunsten einer einheitlichen Betrachtungsweise auf einen akzeptablen Nenner reduziert. Mit diesem Beitrag erhoffen die Autoren, könne sich die Diskussion zum Thema Mietrückstände versachlichen und die vorhandenen Untersuchungen können miteinander verglichen werden.

Die Situation des öffentlichen (kommunalen) Wohnungsbaus in Liverpool beleuchtet J. Ash in ihrem Beitrag Liverpool Public Housing: Present and Future (S. 238). Den höchsten Anteil an kommunalen Mietwohnungen in Hochhäusern (tower blocks) verglichen mit allen anderen britischen Metropolen zeichnet Liverpool. Die Qualität des in Liverpool vorhandenen Wohnungsbestandes ist extrem unterschiedlich. Während einerseits sehr gefragte, im Landhausstil errichtete Wohnhäuser vorhanden sind, wurde der kommunale Wohnungsbau seit den späten 50er Jahren fast ausschließlich in Form von Hochhäusern realisiert. Eben diese Wohnungen, in inzwischen oft stigmatisierten Wohnanlagen, sind heute kaum mehr zu vermieten. Viele Wohnungen stehen leer, sind ausgebrannt und verwüstet (mehr als 1000) und das Wohnumfeld präsentiert in oft traurigem Zustand. Nicht weniger als ein Siebtel aller 70 000 Gemeindewohnungsmieter stehen auf einer Warteliste, um irgendwann eine bessere Wohnung zu erhalten. Inzwischen wurden 17 Stadterneuerungsgebiete (priority areas) ausgewiesen mit dem Ziel, sowohl die physischen Mängel in den Wohnungen und im Wohnumfeld zu beseitigen als auch ein Netz sozialer Beziehungen zu schaffen, welches in der Lage ist, entstandene Nachbarschaften zu pflegen und auszubauen. Mittlerweile sind einige housing cooperatives entstanden, in denen sich

Mieter kommunaler Wohnungen zusammengefunden haben, um ihre Wohnungen in eigener Regie demokratisch zu verwalten. In sogenannten management agreements mit den Kommunen, bestimmen sie Art und Umfang der von ihnen übernommenen Tätigkeiten, für die sie von der zuständigen Kommune die erforderlichen Mittel erhalten. Als besonders beeindruckend empfand Ash eine housing co-operative, die vorwiegend von alten Menschen in einem 15 stöckigen Hochhaus gegründet wurde. Die Erkenntnis, daß Wohnungsqualität nicht ausschließlich auf die physische Bauqualität zurückzuführen ist, sondern im wesentlichen auch auf das solidarische Verhältnis der Mieter untereinander, trägt wesentlich zu deren jetzigem Wohlbefinden bei.

Massive Erneuerungsstrategien, die ausschließlich auf die physische Wiederherstellung von Wohnungen setzen ohne parallel auf die Schaffung sozialer Akzeptanz zu achten müssen als gescheitert angesehen werden. Diese Erkenntnis, so Ash, scheint Eingang in die Liverpooler Stadtverwaltung gefunden zu haben, in der die Wohnungsmanager gelernt haben, die Mieter nicht länger als „bunch of rough“ (Rowdies) zu betrachten.

Zum Abschluß bringt Housing Review zehn Seiten Seminar- und Exkursionsberichte zur Stadterneuerung und ganz hinten im Heft ein Index über die in Heft 1-6, 1984 veröffentlichten Beiträge.

Thomas Rolf

## Casabella Nr. 506/Oktober 1984

Bahnt sich in Italien eine neue Debatte über die formalen Aspekte der Architektur an? Und zwar eine Debatte mit umgekehrten Vorzeichen, vielleicht eine Tendenzwende? Diese Frage erhebt sich bei der Lektüre des Editorials von Vittorio Gregotti. Unter dem Titel *Less is Less* erweist es sich als eine herbe Kritik an dem formalen Rigorismus bis hin zum Schematismus der italienischen Architekturproduktion der letzten fünfzehn Jahre. Rossi, Grassi sowie deren Schüler und Epigonen sind die nicht namentlich genannten Adressaten der Anklage. Ihren Werken wird mangelnde Ausdrucksfähigkeit und ein allzu großer Pessimismus vorgeworfen. So schreibt Gregotti: „Die schwarzen Löcher der Fensteröffnungen in den Zeichnungen weisen nicht nur auf eine Mißachtung des Details als etwas Unwesentliches hin, sondern zeugen auch von einer Mißachtung des gesamten Inneren des Gebäu-

des als Organismus.“ Man darf gespannt sein auf die Reaktionen zu diesen Äußerungen.

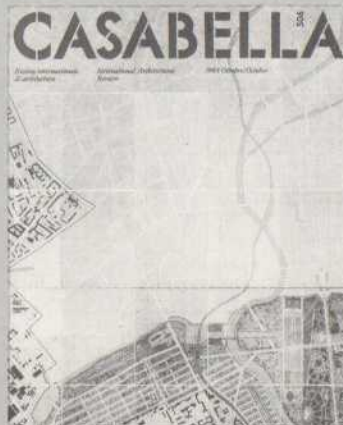
Das Berichtsjahr 1984 der IBA bietet den Anlaß zu einem ausführlichen Beitrag über Entstehungsgeschichte, Hintergründe, Vorläufer Absichten und Konzeptionen sowie Verfahrensweisen der *Internationalen Bauausstellung*. Die Kritik, die dabei von italienischer Seite vorgebracht wird, läßt sich wie folgt zusammenfassen: Es sei schon Etlliches realisiert worden, und Vieles werde im Laufe der nächsten Jahre noch realisiert werden, aber dem Ganzen mangle es an einer tragenden, Zusammenhänge erzeugenden Idee und Vorstellung, da die Bauflächen einerseits wie die Inhalte und Aufgaben andererseits allzu parzelliert und zerstückelt worden seien, in dem Bestreben, allen gerecht zu werden, alle gleichmäßig zu beteiligen, jedem mehr oder weniger renommierten Architekten sein „Stückchen IBA“ zu geben.

In der Rubrik „Argomenti/Nachrichten“ werden u. a. der Entwurf von *Ignazio Gardella* für einen vollkommenen Umbau des Mailänder Bahnhof *Lambrate*, das Projekt einer Studentengruppe aus Venedig für eine Neugestaltung des Bereiches der *Kaiserforen* in Rom sowie die Einfügung eines zweigeschossigen Lesesaals – ein Werk von *Costantino Dardi*: eine kristalline transparente Struktur aus weißlackierten Metallprofilen und Glas – in das alte Gebäude der Architekturfakultät in Rom vorgestellt.

Eine architekturhistorische Dokumentation befaßt sich mit dem *Boundary Street Estate*, einem Sanierungsprojekt des London County Council aus den Jahren 1893 bis 1900: An der Stelle des zuvor abgebrochenen, als Slum verrufenen Old-Nichol-Quartiers wurde ein völlig neuer Stadtteil errichtet, mit vier bis fünfgeschossigen Wohnhäusern sowie einem bewußt gestalteten Stadtgrundriß mit einem zentralen Schmuckplatz, *Circus*, von dem aus die Quartiersstraßen ausstrahlen. Als gleichsam symbolische Geste des Sieges über die Vergangenheit wurde dieser zentrale Platz mit seinem erhöhten mittleren Bereich über dem zusammengetragenen Bauschutt der abgebrochenen Häuser angelegt.

Schließlich ist in dieser Ausgabe von Casabella noch der Bericht über die Arbeiten von *Luigi Snozzi* im Zentrum des kleinen Städtchens *Monte Carasso* bei Bellinzona im Tessin zu erwähnen. Snozzi hat hier seit 1978 die einmalige Gelegenheit erhalten, nicht nur einen Plan für die Fortentwicklung des Ortskerns insgesamt ausarbeiten, sondern auch nach und nach die von ihm vorgeschlagenen Einzelmaßnahmen realisieren zu dürfen: Bislang sind es drei Verwirklichungen – eine Bank, eine Sporthalle, ein Wohnhaus, in einer Architektursprache, die sich nicht an traditionalistische Vorbilder anpaßt, sondern eher nach der „heroischen“, monumentalen Geste sucht –, weitere (eine Schule, ein Kindergarten, Wohnhäuser) sollen demnächst folgen, so daß das neue Ortsbild schließlich in seinen Beziehungen und Zusammenhängen weitgehend von den Vorstellungen eines einzigen Architekten bestimmt sein wird.

Michael Peterek





Wer in der Schweiz Architektur studieren will, hat die Möglichkeit, zwischen drei Hochschulen zu wählen. Die Universität Genf, vom Kanton getragen, betreibt eine Architekturabteilung, die beiden anderen, technischen Hochschulen, untersteht der Schweizer Regierung: die EPF (Ecole Polytechnique Fédérale) Lausanne und die ETH (Eidgenössische Technische Hochschule) Zürich. Die durch eine große Zahl bekannter Entwurfslehrer wie Gottfried Semper und Carl Moser traditionsreiche Zürcher Architekturabteilung ist die einzige Studienmöglichkeit für Architektur in der deutschen Schweiz, aber auch der größte Teil der italienisch-schweizer Architekturstudenten tummelt sich auf dem Höngerberg, dem in den 70er-Jahren aus der Innenstadt ausgelagerten Teil der ETH, funktional perfekt und vollklimatisiert, wohnen man auch die Architekten verfrachtet hat.

Der Architekturunterricht ist in vier „Jahreskurse“ mit je zwei Semestern aufgeteilt, ein Jahr praktischer Arbeit ist obligatorisch, zum Schluß zehn Wochen Diplomarbeit und eine Anzahl Prüfungen, deren Wertung im Rahmen der Diplommnote – im Vergleich zu deutschen TU's – relativ gering ist, wie auch während des gesamten Studiums von Benotung und Zeitaufwand her der Entwurf eine sehr hohe Wertung erfährt. So wundert es auch nicht, wenn die Vorlesungszeiten für die „Nebenfächer“ wie Konstruktion, Statik, Bauphysik, und später Planung, Bauabwicklung, technischer Ausbau, Denkmalpflege u. a. nur allzu oft der intensiven Arbeit am Entwurf geopfert werden. Der Entwurf hat vom ersten Jahr an zentrales Gewicht.

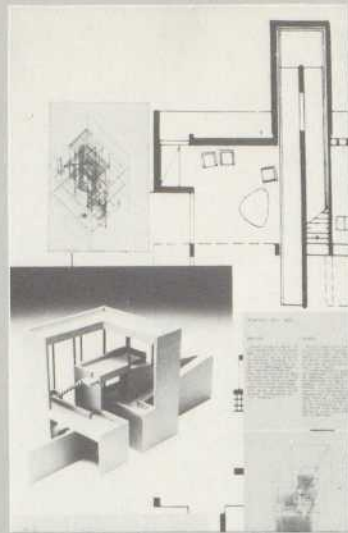
## Entwurfsklassen

Wie anderswo auch, wird die Lehre von der Auseinandersetzung um die Nach-Moderne geprägt. Bis zu einem gewissen Grad, bei Bestehen auf Eigenständigkeit gibt es Lehrer, die sich in der Nachfolge der Moderne (bisher zum Gegensatz zwischen Massiv- und Montagebau) oder Nach-Moderne verstehen; Studenten, die ihnen hierin fast jüngerhaft folgen, andere, die unsicher sind, aber kaum jemanden, der sich auf den bloßen Erwerb des „Diploms“ beschränkt. Damit sei auch die Haltung der Mehrheit der Studenten umrissen: Konstruktion und Bauökonomie spielen nur eine Rolle am Rande; daß die Konstruktion stimmt, erachtet man als Selbstverständlichkeit, sozusagen als Verpflichtung, ehe man überhaupt über Architektur zu diskutieren beginnt. Um im Entwurfsprozeß zu möglichst reinen Erkenntnissen zu gelangen, werden bisweilen auch Bauordnungen negiert, entwirft man sozusagen im „bindungsfreien Raum“.

Zu Zeiten, als die Ideale der Modernen Architektur noch unbestritten galten, waren Le Corbusier, Frank Lloyd Wright und Mies van der Rohe der Dreh- und Angelpunkt der Lehre, die unumstößlichen Fixpunkte. Man suchte einen gemeinsamen Nenner der Konzeptionen dieser Architekten und fand diese Gemeinsamkeit in der Vorstellung vom kontinuierlichen Raum. Große Verdienste erwarb sich hierbei der im letzten Sommer verstorbene Bernhard Hoesli, der mit seinem



Ausstellung über Franz Oswald in der Haupthalle der ETH von Gottfried Semper



Studienarbeit aus dem 3. Semester: Raumkonzeption mit Rampe

## Architekturausbildung an der ETH Zürich

Entwurfskurs für das erste Semester 20 Jahre lang eine ganze Architektengeneration geprägt hat. Eine genaue Analyse der Bauten erbrachte die Grundlage für den Entwurf, sodaß immer ein Grundriß in irgendeiner Form für den Entwurf Pate stand. Auch heute gilt diese Regel. Der Rückbezug auf einen anerkannten Architekten bzw. auf ein bereits vorhandenes Projekt oder bestehendes Gebäude, die Referenz legitimiert den neuen Entwurf.

Neben dem Element des „Referenzsystems“, an fast allen Lehrstühlen mehr oder weniger stark Teil des architektonischen Denkens, tritt als ebenso wichtige Komponente die Beschäftigung mit der Architekturtheorie hervor. Vom ersten Semester an werden Vorlesungen über Architektur (als Name des Unterrichtsfaches) und über Architektur- und Gestaltungstheorie (in der Oberstufe) stark besucht. Sie garantieren den Studenten den Überblick über das zeitgenössische Geschehen, und es gibt kaum einen bekannteren Architekten, von dem man nicht schon gehört hätte. Auch im 12-monatigen Praktikum, obligatorischer Teil des Studiums, verschlägt es viele ETHler in die Büros angesehener oder zur Avantgarde gehörender Architekten. Die Ausrichtung auf Theorie und architektonische Grundlagenforschung zeigt sich auch am Vorhandensein von Einrichtungen wie dem gta (Institut für Geschichte und Theorie der Architektur), das immer dann ins öffentliche Bewußtsein tritt, wenn eine Ausstellung eröffnet oder ein neues, von der ETH herausgegebenes Buch publiziert wird, wie vor kurzem zum Beispiel „Collage City“ von Colin Rowe und Fred Koetter. Collage City will als Überdenken des überkommenen Städtebaus und als ein neues „Vers une architecture“ verstanden sein.

Ein Meilenstein in der jüngeren Geschichte der Architekturabteilung war die Gastdozentur von Aldo Rossi, der mit seinen Theorien von

der „monumentalen Stadt“ nach Mailand auch Zürich in Spannung zu versetzen vermochte. Dem Bild von der funktionalistischen Stadt setzte er eine Stadt entgegen, die ihre eigenen Monumente wiederentdeckt, die sich innerhalb der vorhandenen Formen den immer neuen Bedürfnissen anzupassen imstande ist. Stadtopographie, Lehre von den Gebäudetypen und Architekturgeschichte gaben Richtlinien für das neu zu Bauende und lösten so die Lehren der alten Vorbilder für viele ab.

Rossis Gedankengut wird in abgeänderter Form von einigen Lehrstühlen weitergetragen, zum Teil rein, zum Teil verbunden mit Gedanken der Moderne oder des energiebewußten Bauens (Solarnutzung etc.), doch gibt es auch Lehrstühle, die ihm ideologisch widersprechen. So kann man häufig Zeuge heftig geführter Architekturdiskussionen werden, wenn man sich zwischen den Vorlesungs- und Vortragsterminen derer bewegt, die im Brennpunkt der Kontroversen stehen. Rossis Einfluß hat somit seine unübersehbaren Spuren hinterlassen – der „Willkür“ und „Spontaneität“ der Architekten, der am Zeichentisch auf den großen schöpferischen Wurf wartet, wird eine Alternative vorgestellt, deren Überdenken und bewußtes Handhaben die unsinnigen Auswüchse der vergangenen Jahrzehnte verhindern und bessere Lösungen bringen soll: „Vorbilder aus – wählen und Vorbilder durch Verfremdung zum Heutigen aktualisieren“. (Semesterprogramm des Tessiner Gastdozenten Fabio Reinhart, 1984/85) Der Architekt wendet dabei fast die Methodik eines Forschers an, er schließt bewußt einen Teil der außerarchitektonischen Einflüsse aus, um in einem begrenzten Umfeld zu Erkenntnissen und Aussagen zu gelangen.

Der Vorzug dieser Haltung zeigt sich auch als ihr Nachteil. Architektur gewinnt wieder mehr Bedeutung als Gestalt denn als Summe teils

ungeordneter, teils widersprüchlicher Bedürfnisse, junge Architekten werden mit Idealen vertraut, die sie in eine Praxis einbringen sollen, die mehr an Aufwand – Ertrags-Relationen orientiert ist als an anderen Fragen; die Gefahr dabei ist die immer größer werdende Lücke zwischen Anspruch der Schule und Realität der gebauten Umwelt, gerade in der Schweiz. An den Schweizer Architekturhochschulen hat ein Rückzug aus der Öffentlichkeit in die enge Fachwelt der Baukunst, eine Abkapselung in isolierte Studierzellen stattgefunden.“ (Ernst Hubeli in Werk, Bauen + Wohnen, Heft 3/83, Seite 21).

Ein zur Zeit laufender Ausstellungszyklus, veranstaltet vom gta, möchte den Kontakt zur Öffentlichkeit bewahren. Nicht am abgelegenen Höngerberg, sondern in Gottfried Sempers Haupthalle des Zentralgebäudes der ETH, mitten in der Stadt, fand bereits letzten Sommer die erste Ausstellung über den Tessiner Architekten und ETH-Professor Dolf Schnebli statt; die zweite Ausstellung, stellte den Berner Architekten Franz Oswald und seinen Lehrstuhl vor. Ausstellungen über Bernhard Hoesli und Herbert Kramel sollen folgen, also über vier Lehrer, die das Spektrum der Schule repräsentieren.

Bei der Eröffnung der Ausstellung über Franz Oswald sprach der Lausanner Architekturprofessor Guebler vom Ausverkauf der Moderne, dem Bankrott der 60er Jahre, stellte die Frage nach der eigenen Identität und Geschichte der Zürcher Schule und versuchte, die Abgrenzung zwischen Erneuerung und Revision der Schule innerhalb der Tradition der Moderne gegenüber der rein postmodernen Haltung herauszustellen.

Der Lehrstuhl Oswald ist eine der drei Wahlmöglichkeiten für den Entwurfsunterricht im zweiten Jahreskurs. Dieser beginnt mit dem analytischen Zerlegen von Wohnhauserwürfen der Architekten Le Corbusier, F. L. Wright, Mies van der Rohe sowie neuerer Architekten wie Richard Meier. Diese werden untersucht nach „Beziehung zwischen Raumbegrenzung und Räumen, zwischen Körper und Hohlform“, „Formstücken“, ...“ die das Gefüge der Räume des Hauses bestimmen und prägen“, betrachtet nach Raumfolgen, Weg- und Ruheräumen, und „Inszenierungen“ von Wegen und Plätzen eines Hauses, angelegt wie eine Stadt. „In verschiedenen Zeichnungen werden Erschließungsstrukturen eines Hauses und Figuren von Bewegungen, Choreographien ähnlich, dargestellt“. Im folgenden wird in fest vorgegebenen Raumkörpern eine beschränkte Anzahl der durch die Analyse gewonnenen Elemente zu einem Neuen zusammengefügt, das den Gesetzmäßigkeiten der Vorlage folgen soll. Dabei geht es nicht primär um Reproduktion, sondern um „Entdecken, Ausprobieren und Erfinden“ (zitiert aus Texten in der Ausstellung). Zentrale Bedeutung hat dabei die Analogie des Theaters, die nicht nur im Wortschatz, sondern auch oft in irgendeiner Form als Entwurfsaufgabe im zweiten Teil des Kurses auftritt, wie im Sommer 1984, als es galt, eine „Studiobühne“ in den Park einer Villa des 19. Jahrhunderts zu integrieren. Architektur



ist jedoch auch dort nicht verstanden als gebaute Funktion, sondern in erster Linie als Beziehungsgeflecht, als sprechendes Gebautes, als Materialisierung des Ausdruckswillens.

An deutschen Hochschulen wird im zweiten Studienjahr weitaus mehr materialbezogen entworfen, die Formaussage und Ausdrucksabsicht ist nicht so sehr das zentrale Thema, eher eine mögliche Betrachtungsebene. An deutschen TU's

gibt es auch kaum die Möglichkeit, das Arbeiten mit Referenzsystemen zu erlernen. Diese Perspektive eröffnet der Architektur neue Räume, dem Studenten, wenn er sie nicht verabsolutiert, sondern kritisch überprüft und verbunden mit anderen Ansätzen annimmt, eine bleibende geistige Grundhaltung für den Beruf und einen Halt in der Realität.

Jürgen Rauch

## Ökologie und Bauen – Die Situation der Lehre an den Hochschulen und Fachhochschulen

Die Berücksichtigung ökologischer Belange bei der Gestaltung der Umwelt hat sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre als notwendig erwiesen. Für Architekten/innen ist es nicht länger vertretbar ökologische Grundlagen in der Planung zu ignorieren. Die Hochschulen haben diese Entwicklung offenbar noch nicht erkannt, denn sie berücksichtigen sie in der Ausbildung nicht. An vielen Hochschulen und Fachhochschulen versuchen daher Studenten/innen der Architektur sich ökologisches Grundlagenwissen selbst zu erarbeiten; so entstanden studentische Arbeitsgemeinschaften; Vortragsreihen und Workshops wurden organisiert. Diese Aktivitäten sind völlig vom Engagement der Studenten/innen und einiger Assistenten/innen abhängig. Vor allem reichen die so erarbeiteten Kenntnisse nicht für die zukünftige Berufspraxis aus, auch kann eine studentische Arbeitsgruppe die Wissensvermittlung an die breite Studentenschaft nicht leisten.

In der offiziellen Lehre werden ökologische Gesichtspunkte aber in

Grundlagenfächern wie Baustoffkunde, Technischer Ausbau usw. nicht berücksichtigt. Fachkundige Betreuung von Studienarbeiten mit ökologischem Hintergrund ist nicht gewährleistet. Schließlich fehlt meist die Bereitschaft der Professoren, sich mit der Thematik auseinanderzusetzen. Wenn die Hochschulen und Fachhochschulen ihren Lehrauftrag ernstnehmen, dann müssen sie endlich die Ökologie zu einer Grundlage ihrer Lehre machen.

Die nachfolgend unterzeichnenden Studentenvertretungen des Fachbereichs Architektur der Hochschulen und Fachhochschulen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin-West unterstützen dieses auf der Bundesfachschafftenkonferenz vom 21. 11. bis 24. 11. 1984 in Darmstadt ausgearbeitete Papier.

Darmstadt, 23. November 1984

FH Konstanz, FH Hildesheim/Holzminde, FH Lippe/Abt. Detmold, TU Braunschweig, TH Darmstadt, RWTH Aachen, U Stuttgart, FH Bochum, U Hannover, U Karlsruhe, U Dortmund, TU Berlin

### Termine

#### Ausstellungsprogramm des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt am Main 1985

-04.01.	Hessen vermessen Bau, Steine, Scherben ...	03.10.-24.11.	Ben Willikens: Räume Frank Lloyd Wright und Eliel Saarinen
09.02.-14.04.	Bilder für Frankfurt Das Museum für Moderne Kunst zu Gast im DAM	14.12.85- Anfang 1986	Fortsetzung der Moderne
18.03.-29.03. teilweise gleichzeitig	Frankfurt – New York – Ein Stadtspiel	Hinweis: Zwischen den Aus- stellungsterminen ist das Museum wegen Umbau geschlossen.	
26.04.-24.05.	Neue Museumsbauten in der Bundes- republik	Anschrift: Deutsches Architekturmuseum, Schaumainkai 43, 6000 Frankfurt 70, Tel. 0 69-2 12 84 71 oder 2 12 88 44	
06.06.-15.09.	Bauen heute – Architektur der Gegenwart in der Bundesrepublik		

## Vermischtes

Aus:

**BBU  
Infodienst**  
Bundesverband  
Bürgerinitiativen Umweltschutz in V.  
Friedrich-Ebert-Allee 120, 5300 Bonn 1

### Praktikum im Umweltschutz

Studenten der Landespflege, Landschaftsplanung, Raumplanung, Umwelttechnik, Wasserwirtschaft, Verkehrsplanung, Verfahrenstechnik, Jura, Landwirtschaft und Forstwirtschaft aufgepaßt. Im Umweltschutzzentrum Hannover könnt ihr ab sofort oder in den Semesterferien euer Praktikum ableisten. Wir bieten Einblick in die Arbeit von Bürgerinitiativen und Umweltschutzverbänden. Wir erwarten: eigenständiges Arbeiten. Geld: max. 150 DM/Monat können wir uns leisten. Trotzdem noch Interesse?

Kontakt: Manfred Weyer, Umweltschutzzentrum  
Hinüberstraße 18, 3000 Hannover 1  
Tel. 05 11-34 30 23,  
di. 14.00-21.00 Uhr

### Info-Dienst Verkehr Nr. 16 erschienen

Noch vor Weihnachten erschienen ist das neueste Heft des Rundbriefes der Bürgerinitiativen im Verkehrsbereich. Folgende Themen bietet dieses 84seitige Heft: Fußgänger, Fahrrad, Verkehrsüberwachung, Tempo 30/80/100, Öffentlicher

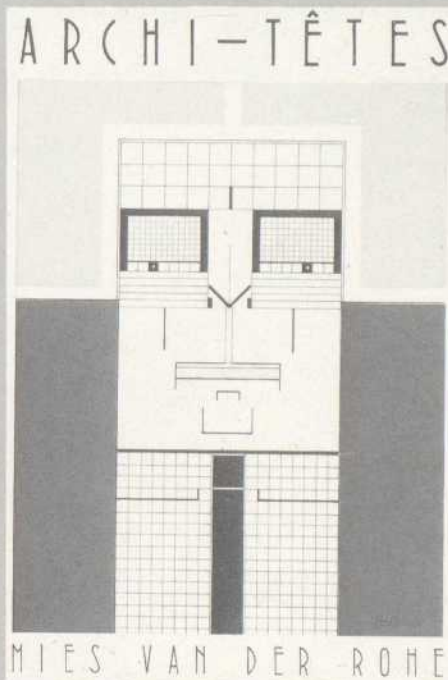
Nahverkehr, Bahn, Straßenbau, Flugverkehr, Lärm, BI-Verkehrskongress, bundesweite Aktivitäten u. a. Außerdem liegt dem Heft als Anlage das Verkehrs-Sicherheitspaket bei, welches über 130 Einzelmaßnahmen zur drastischen Reduzierung der Verkehrsunfälle fordert. Der IDV 16 ohne Verkehrs-Sicherheits-Paket ist für 4 DM in Briefmarken und mit Verkehrs-Sicherheits-Paket für 7,50 DM in Briefmarken (einschließlich Porto und Verpackung) erhältlich.

Kontakt: AK Verkehr im BBU,  
Cheruskerstr. 10, 1000 Berlin 62

### Flugblatt Tempolimit Warum?

Gerade erschienen ist beim BBU ein 6seitiges Flugblatt, daß sich mit der Frage beschäftigt, warum ein Tempolimit auf Autobahnen und Bundesstrassen notwendig ist. Das Flugblatt, vom Tutorium Umweltschutz in Heidelberg erstellt, kostet 30 Pfennig, bei größeren Stückzahlen gibt es Rabatte.

Bezug: BBU-Faltblatt C 6  
BBU-Geschäftsstelle,  
Friedrich-Ebert-Allee 120,  
5300 Bonn 1



Zeichnung von Louis Hellmann, Architectural Review

### Hans Blumenfeld,

Kanada, (vgl. 74 ARCH<sup>+</sup>, S. 4), hat den U.I.A. Preis für Städtebau, den Patrick Abercrombie Preis, 1984, zusammen mit Lucio Costa, Brasilien, erhalten; außerdem wurde Blumenfeld zum „Ehren-Vize-Präsidenten“ des Welt-Friedens-Rates ernannt. Den U.I.A. Preis für Architekturkritik erhielt Julius Posener.

Volker Roscher

### ARCH<sup>+</sup> sucht Architektur- und Städtebauzeitschriften,

insbesondere zur Zwischenkriegszeit (Bauwelt, Baumeister, Wasmuths Monatshefte für Baukunst, Städtebau etc.) und Nachkriegszeit (Baukunst und Werkform, Baumeister, Die Neue Stadt etc.)

Des weiteren suchen wir Architekturfotos.

Tel. 02 41/50 47 95





Das Archimedes-System mit dem CD-PEN im Einsatz (obere Preisklasse)

## 2. Kieler Bau-EDV-Seminar (7.-9. 2. 1985)

Die Stadt der Veranstaltung seltsam kalt, von geordnetem und trotzdem ungeordnetem Wiederaufbau geprägt. Das Hotel „Maritim“ mit seinem „Salon Flensburg“ bis „Salon Schleswig“. Der Tagungsort.

Anwesend waren ungefähr 250, zumeist 40-50-jährige Architekten und Bauingenieure (50/50), meist kleine Büros aus Schleswig-Holstein. Das ist insofern repräsentativ, als von 17000 Architekturbüros in der Bundesrepublik 80% auf Familienbetriebe mit 1-3 Personen, 15% auf Büros mit unter 20 und 5% auf Büros mit mehr als 20 Mitarbeitern entfallen. Der Rückgang im Einfamilienhaus macht vor allem diesen kleinen Büros zu schaffen.

### Der Mythos und seine Demonst- tate

So strömten sie getrieben von dem täglich wachsenden Konkurrenzdruck und der Furcht, eine nur entscheidende technische Entwicklung zu verschlafen nach Kiel und hofften durch den „Einsatz des Computers“ alle Schwierigkeiten mit einem Schlag loszuwerden. So einfach ist das leider nicht. Das vermittelten sehr schnell die anwesenden Anbieter (Vgl. Tabelle) und die Referenten *D. Ladwig* (Organisator im Auftrag des BDB), *K. Straub*, *L. Schneider*, *E. Tamm* und *J. Guthoff*.

Herauszuheben sind vor allem die Vorträge von Straub und Tamm, die den Anwesenden sehr eindringlich klar machten, daß sie zuallererst ihre Arbeitsorganisation in den Büros und ihr Investitionsverhalten zu ändern hätten, um die EDV überhaupt einsetzen zu können. Straub unterstrich, daß zunächst die Informationsstruktur der Architekturbüros, die Ermittlung und Ordnung der Daten so umzustellen sei, daß sie überhaupt mittels der EDV bearbeitet werden können. Das betrifft und verändert die kleineren und mittleren Architekturbüros in sehr entscheidender Weise, sind sie doch zunehmend gezwungen mit formalisiertem und vorstrukturisiertem Instrumentarium zu arbeiten, wie Standardleistungsbuch, -aus-schreibungsblättern, -vor bzw. -

nachkalkulationen, Auftragsleistungs-verzeichnissen etc. Für sehr viele der Anwesenden schienen schon diese Grundlagen fremd zu sein. Noch mehr desillusioniert haben mag sie der Vortrag von Tamm, der versuchte die Amortisationsprobleme einer „kleinen“, ca. 50 000,- DM teuren, z. B. alpha-numerischen (Eingabe von Daten und Befehlen mittels einer Tastatur) EDV-Anlage in den Griff zu bekommen. Wer denkt schon daran, daß sie im Durchschnitt nur etwa 1 Std./Tag ausgelastet sein wird. Auch bei einer teuren Anlage, die etwa CAD-fähig ist und so um die 250.000,- DM kosten dürfte, steigt die Auslastung nur auf 2 Std./Tag. Die Finanzierungskosten aber belaufen sich auf immerhin ca. 1400,- DM/Monat bei der ersten und auf ca. 6300,- DM/Monat bei der zweiten Variante (ohne Berücksichtigung der steuerlichen Abschreibungsmöglichkeiten).

Klar daß einem sofort die Idee einer „gemeinschaftlich“ genutzten EDV-Anlage aufstößt. Sie scheint aber auf manigfaltige Schwierigkeiten zu stoßen.

Der soziale Aspekt dieser Entwicklungsschiene wurde von allen Referenten gesehen. Die Hälfte aller jetzt bestehenden Architekturbüros, ganz zu schweigen von den neu zuströmenden jungen Architekten werden die nächsten Jahre nicht überstehen. (Nach dem Butterberg nun der Architekten ...) Der Feind sei jedoch nicht etwa der konkurrierende Kollege, sondern der in die Jagdgründe eingefallene Fachingenieur, der Bau- und Finanzträger. Die Fronten sind abgesteckt, die Feinde benannt, die Ausrüstung kann beginnen. Fatalerweise sind es aber gerade die Großen, die über ein beeindruckendes Investitionspotential verfügen und so scheint der Krieg schon verloren zu sein, bevor er überhaupt begonnen hat.

### Die Produktpalette

Der zweite Informationsschwerpunkt war die Produktpräsentation. Die Vorträge waren von dem Bemühen geprägt, einer nicht ausreichend informierten und verstörten Archi-

tektenschaft die Berührungspunkte vor dem „elektronischen Automaten“ zu nehmen, was aber nur bedingt gelang. Denn schließlich verschwand doch der eine oder andere Kopf im Sand der Bildzeitung (Ausgabe Schleswig): „Zuviel geschüttelt! Prinz Philipps Hände krank!“

Die Strategie der Anbieter bezugte stattdessen ihr propagandistisches Eigenlob: alle verwenden sie „natürlich“ nur fortschrittliche Hardware – schnell, preiswert, betriebssicher – und empfehlen sie ihre Software als anwendungsgerecht, tolerant gegen Bedienungsfehler und ausgestattet mit selbsterklärenden Benutzerdialogen. Sieht man auf die Hard- und Softwarewirklichkeit, so lassen sich allerdings deutliche Unterschiede feststellen und mehrfach Gruppenbildungen innerhalb der Produktpalette vornehmen: Einteilung in Preisklassen, in Aufgabengruppen, nach Benutzerfreundlichkeit und Einfachheit der Bedienung. Selbstverständlich beinhaltet jede Gruppeneinteilung eine Distinktion, die es so scharf gar nicht gibt; selbstverständlich lassen sich die verschiedenen Einteilungssysteme nur sehr bedingt miteinander überlagern; trotzdem sei es versucht in einer Weise, in der die Preisklassen als oberste Ordnungsschablone gelten mögen:

### Preisklasse I: 30.000,- bis 50.000,- DM

Zu dieser Preisklasse findet man ausschließlich Personal-Computer (PC) Systeme angeboten, mit denen begrenzte Aufgabenbereiche isoliert bearbeitet werden können: zum Beispiel AVA, Bauphysik, Statikaufgaben, Grundrißzeichnung. Sie können aber nur solcherart bearbeitet werden, daß jedes Programm eine eigene Datenneueingabe verlangt: bei der Erstellung von AVA-Unterlagen eingegebene Gebäude-maße stehen dem Programmpaket für die Bauphysik nicht zur Verfügung, weil keine Programmvernetzung über ein gemeinsame Datenbank existiert. Die existierenden Programme stellen „Inselösungen“ dar.

Darüberhinaus werden in dieser Klasse auch Entwurfssysteme

## CAD-JOURNAL 2

(CAD) angeboten – auch als Inselösungen –, die die Entwurfsarbeiten durch schnelle Erstellung von dreidimensionalen Abbildungen unterstützen können. Die Dialogabwicklung mit Programmen für die erstgenannte Aufgabengruppe geschieht hauptsächlich durch alphanumerische Eingaben an der Tastatur (manchmal gerade bei älteren Systemen – sehr unübersichtlich durch Mehrfachbelegung und wechselnde Regelung von Tasten) oder mit einem Digitizer. Dagegen liegen den Entwurfssystemen neue und meistens sehr übersichtliche Bedienungskonzepte zugrunde: die Neuheit dieser Produkte wirkt sich im Bereich der Benutzerfreundlichkeit als Vorsprung aus.

### Preisklasse II: 50.000,- bis 100.000,- DM

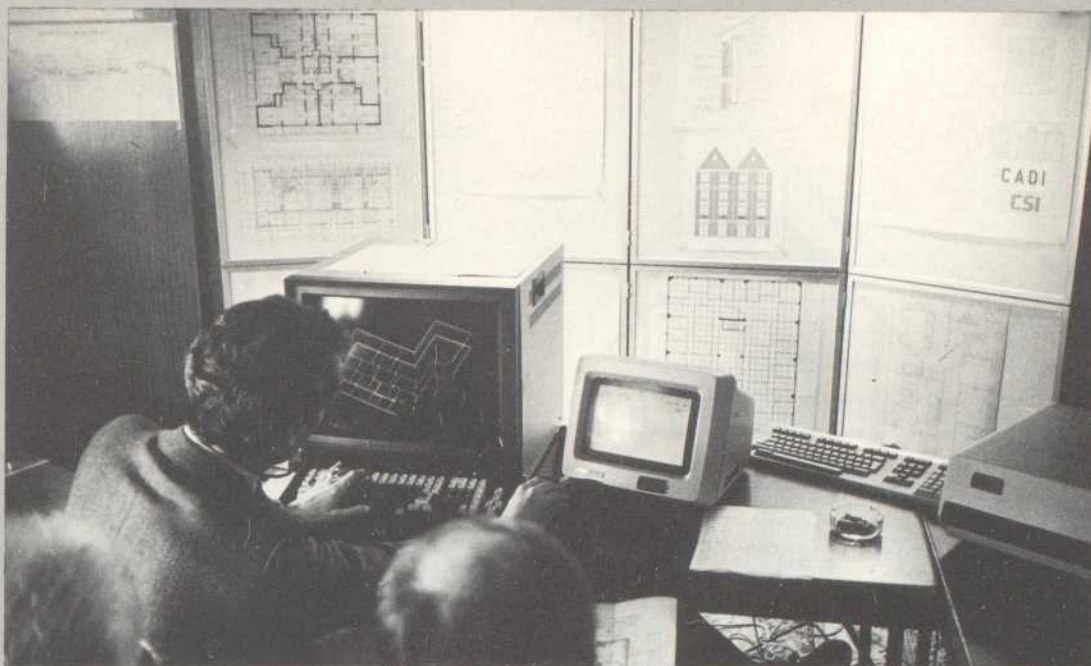
Für die in dieser Preisklasse angebotenen Systeme gelten die oben beschriebenen Eigenschaften in sehr ähnlicher Weise: zum Beispiel erreicht die Kombination einer „Inselösung“ für AVA, Raumbucherstellung und Grundrißzeichensystem – also immer noch ohne Einrichtung einer gemeinsamen Datenbank – leicht einen Preis von 70.000,- bis 80.000,- DM. Auch die Hardware in dieser Preisklasse erwies sich als nur bedingt leistungsfähiger als in der niedrigeren Klasse – ausgenommen die besseren Plotter und z. T. die Farbdisplays, die allerdings keine hochauflösende Grafik erlauben.

### Preisklasse III: 100.000,- bis 300.000,- DM

In dieser Preisklasse ereignet sich der Sprung in die leistungsfähigere Hardware: man findet Mikrocomputer von HP, die Digital PDP 11-Familie oder das Calcomp-System, aber auch PC mit ausgebautem Arbeitspeicher; man findet hochauflösende Farbbildschirme mit z. T. hervorragender Bildqualität für den Gebäudeentwurf, aber auch noch einfachere Farbdisplays mit grobem Bildpunktraster; und man findet große Trommelplotter für tadellose Zeichnungen bis hin zum Format A 0.

Die angebotene Software erlaubt teilweise die Darstellung kompli-





CSI, ein CAD-fähiges EDV-System, das ursprünglich für den Maschinenbau entwickelt wurde.

zierterer räumlicher Körper wie Kegel oder Kugel. Und doch verraten gerade manche der teureren CAD-Systeme, daß ihre Software ursprünglich für den Maschinenbau entwickelt wurde. Die Adaption für die Architektur erfolgte dann ohne Bereitstellung einer geeigneten Zentraldatenbank und einer angemessenen Programmumgebung in den schon weiter oben aufgezählten Leistungsbereichen. Außerdem geht mit zunehmendem Preis zumindest tendenziell eine wachsende Komplexität der Bedienung einher: die Zahl der Bedienungseinheiten nimmt zu (Tastatur, Joystick zum Zoomen und Verschieben des Bildschirmfensters, intuitive Tastatur auf einem Grafiktablett, elektronischer „Zeichenstift“); für die Vollendung einer Dateneingabe sind mehrere Bedienungen, z. T. auf verschiedenen Einheiten, auszuführen. Damit wächst die Einarbeitungszeit beträchtlich: solche Systeme verlangen Bedienexperten und fördern Arbeitsteilungseffekte im Architekturbüro.

### Wie gehts weiter im CAD-Journal?

Für die folgenden ARCH<sup>+</sup>-Ausgaben und zwei Berichtsschwerpunkte vorgesehen:

1. Vorstellung von Informationszentren über EDV-Anwendungen in der Architektur: Hinweise auf Möglichkeiten zur Selbstinformierung von interessierten Architekten.

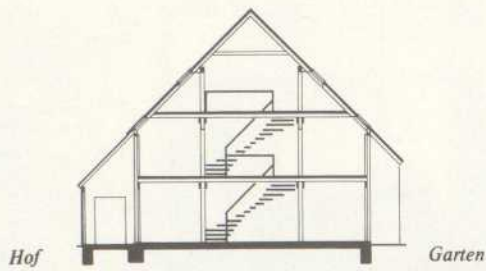
2. Produktinformation durch detaillierte Beschreibung einzelner Systeme; hier werden zunächst die Produkte aus der Preisklasse I beschrieben werden, weil - wir wiederholen uns - die meisten Architekturbüros ziemlich klein sind und ihre Kapitaldecke wahrscheinlich auch.

### Beteiligte Aussteller

Firma, Adresse	Hardware	Programm	Betriebssystem	Architekten-Software	Statik-Software	Ing-Bau Rohr	Ing-Bau Physik	CAD
abacus Computer GmbH, Weillimdorfer Str. 47, 7015 Korntal-M. 1	Digital Rainbow 100+	abacus	CPM/MS-DOS	x	x	x	x	x
Assmann GmbH, Hamburger Chaussee 34, 2300 Kiel 1	Triumph-Adler alphantronic Pc P 40 + P 50	Solar	CPM/MS-DOS	x		x	x	
BGG, Suchskrug 7, 2300 Kiel 1	Ericsson Pc	Bau-Komplett Open Access Super Calc3 Unikommerz ARCHITEKT	Ericsson-DOS	x				
BDTT GmbH, Schimborner Str. 62, 6759 Hösbach-Feldkahl	IBM Pc XT	M+P - Bott -	MS-DOS					
CalComp GmbH, Werftstr. 37, 4000 Düsseldorf 11	Hewlett-Packard	Das Baupaket	HP	x				x
CalComp GmbH, Werftstr. 37, 4000 Düsseldorf 11	CalComp System 25	ADP FDMA	UNIX	x				x
K.-P. Cintiüs, Hoheluftchaussee 120b, 2000 Hamburg 20	Digital LSI 11	Bauphys	RT 11				x	
Control Data GmbH, Mexikoring 23, 2000 Hamburg 60	CD-Pen	Archimedes	AOS	x				
CSI GmbH, Hamburger Str. 55, 4600 Dortmund	Digital PDP 11/23, 11/73 und Pc 350	PLAN CADI LISA LIPS	RT11/RSX UNIX	x	x	x		x
CSK GmbH, Suchskrug 7, 2300 Kiel 1	apple 2e, 2c Macintosh Lisa-apple 2/10	IMT - IMT - SSG -	APIS-A,M Pinus RADAR RADARCH	x			x	x
A. Dörr, Eckernförder Str. 85, 2300 Kiel 1	Olivetti M 24 und -M 10	PS-Softw. Nemetschek	UCSD/UNIX	x	x			x
dsv GmbH, Altonaer Poststr. 15, 2000 Hamburg 50	Sirius und IBM Pc XT	dsv-Bau dsv-CAD	MS-DOS	x	x			x
Nixdorf Computer AG, Postfach 3406, 2300 Kiel 1	Nixdorf 8870	Probau AVA Baustatik	Niros	x	x			
Petersen + Partner, Ochsenzoller Str. 28b, 2000 Norderstedt	Wang 2200/-Pc und Hewlett-Packard Serie 200	kb - kb -	Archpac Drawpac	x	x			x
PDO, Aufeldstr. 17a, 6478 Nidda 19	Point 4	AVA-plus ISPLA	IRIS	x				x
RIB/RZB GmbH, Postfach 807080, 7000 Stuttgart 80	IBM Pc XT und CAD-Domain (Apollo)	Ribcon Baustatik Strass.Bau	MS-DOS	x	x			x
Siemens AG, Wittland 2, 2300 Kiel	Siemens Pc 16-11	Wordstar MICROPLAN FIBU WORD MULTIPLAN	CCP/M-86	x				
software haltern, Annabergstr. 3, 4358 Haltern	RAIR	Architec	CP/M MP/M MS-DOS	x				x
Solar-Computer, Itzehoeer Chaussee 6, 2375 Jevenstedt	NCR, Nixdorf, HP 150, IBM Pc, Digital (Rainbow 100+)	Solar ARCOS	CPM/MS-DOS	x				x
D. Vogelsang, Haydnstr. 7, 4010 Hilden	Wang 2200	Vogelsang		x	x			x
EDV-CAD-Servicecenter	Ausstellungsleitung							
MCC Micro Computer Christ, Dreieckplatz 7 2300 Kiel 1	Apricot PC 512 kByte	MSDOS ABEG AUTOCAD MICADD	MSDOS, CCPM86	x	x			x



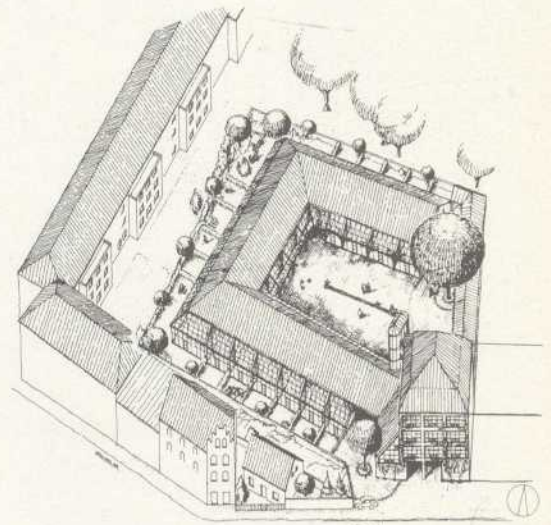
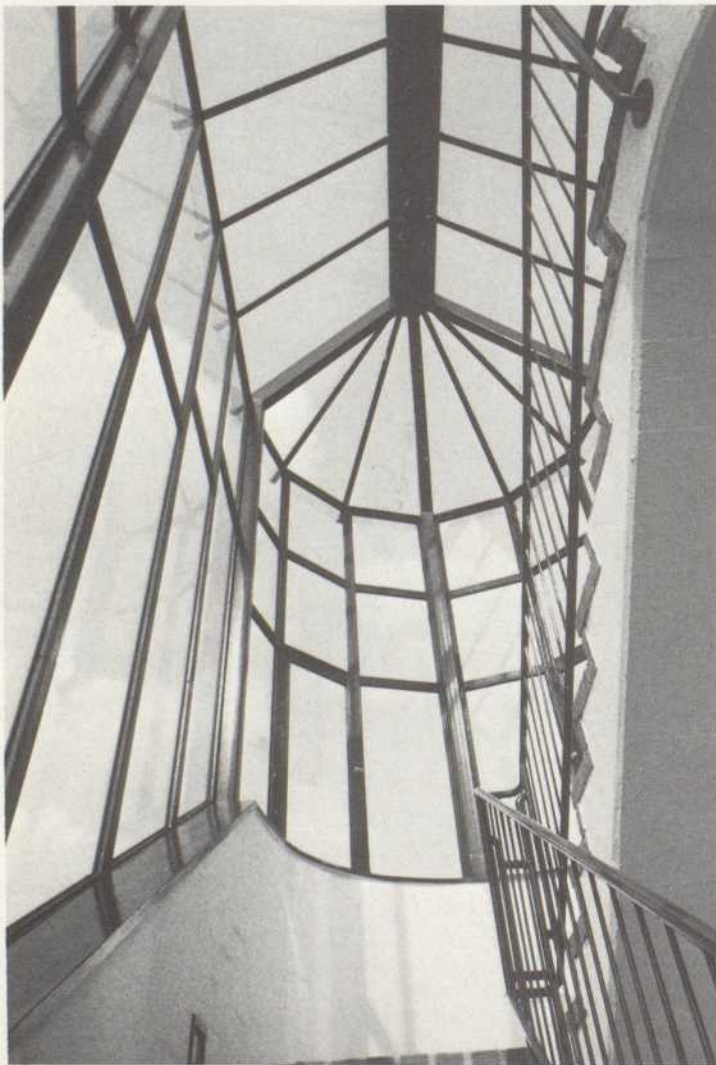
*Es gibt ein Wohnen vor der Tür*



Die Abstufung von gemeinschaftlichen zu individuellen Innenräumen kehrt wieder in der Abstufung von öffentlichen zu privaten Außenräumen.  
Einige Abschnitte aus dieser Raumfolge sollen am Weg von der Straße in die Wohnung dargestellt werden.  
Daten zum Projekt:



*... von der Straße, unter der Kastanie, über die Freitreppe ...*



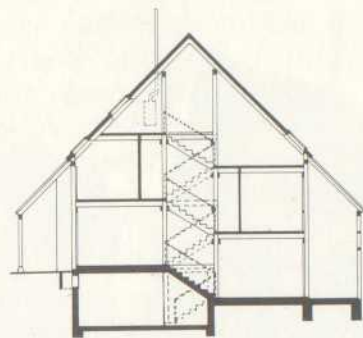
*... oder aufsteigend im Turm zum Ausblick ...*

*... über den Hof unter den Kirschbäumen*



*oder der Grundriß beginnt an der Straße.*

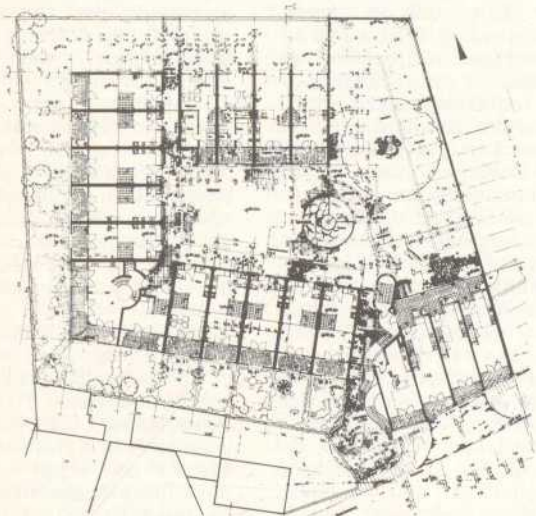
Standort: Köln-Bickendorf  
 Baujahr: 1983/84  
 Bauträger: Klaus Doetsch  
 Nutzung: 24 WE, 60-120 qm  
 freifinanziert  
 Architekt: baulust S.E. Goerner  
 Mitarbeiter: Marciniak, Post,  
 Kraus, Hadler



*... in der Eingangshalle hinauf zum Laubengang ...*



*... durch den Laubengang in die Wohnung ...*



*unter dem Vordach ...*

*in die Wohnung ...*

*... durch die Wohnung in den Garten ...*



Max Taut 1957, im Jahr der INTERBAU



BETRACHTUNGEN UND BILDER DES ARCHITECTEN MAX TAUT

Trieblan der Broschüre Max Tauts „Berlin im Aufbau“, 1946

## „Von Mietskasernen ... zu behaglichen Wohnstätten“ Zum 100. Geburtstag von Max Taut

Max Taut – der „Architekt und Professor“ (Günther Kühne) im „Schatten des Bruders“ (Manfred Sack) – wurde vor 100 Jahren geboren. Die unausbleiblichen Gedenkartikel wie die Gedenkausstellung in der Akademie der Künste Berlin, deren Gründungsmitglied und langjähriger Direktor der Abteilung Baukunst Max Taut war, schreiben das Bild eines Architekten fort, das die rationalistische Baugeschichte vorgezeichnet hat: Sein Bruder Bruno war „der Utopist, der Anstifter, der unternehmende Praktiker, ein origineller Planer und ein guter Architekt“ (M. Sack), „Max Taut dagegen war der „bessere Architekt“ (M. Sack), der Meister des „Eisenbeton-Rahmenbaus“ (G. Kühne). Mit anderen Worten: Er war der schlechtere Utopist und Anstifter, der weniger originelle Planer. Max Taut wird als rationalistischer Architekt inszeniert, der sich „mit ein paar Bauten ... seinen Platz in der Baugeschichte – nicht nur Berlins! – gesichert (hat)“ (G. Kühne). Ohne dieser Bewertung unbedingt widersprechen zu wollen, bleibt doch die Frage, ob Max Taut nicht noch anderes zu bieten hat. Z. B. zum Thema Stadterneuerung. Der Umgang mit der vorhandenen Stadt – ein Thema, das die traditionelle wie moderne Baugeschichte immer mit Desinteresse gestraft hat – ist auch ein Bestandteil des Werkes von Max Taut.

Die urbanistische Antwort der Moderne auf die Mietskasernenstadt war gezwungenermaßen die neue Siedlung an der städtischen Peripherie. Die vielbeschworene „neue Stadt“ der Weimarer Zeit war ein Mythos, sie existierte nur als Appendix an die alte Stadt, die allenfalls in den Bildbänden der modernen Architektur verschwunden zu sein schien. Die ideologische Exkommunikation der alten Stadt konnte sich nicht in praktische Destruktion verwan-

deln; politische, kulturelle und ökonomische Fesseln schützten die Stadt des späten 19. Jahrhunderts. Die wenigen Versuche von Architekten, sich auf das Glatteis des 19.-Jahrhundert Bestands zu begeben, blieben bis heute wenig beachtet.

Mit zwei Fotos von Umbauten der „Malerhütte in Berlin-Mitte, Landsberger Allee“, und der „Bauernbank“ in Berlin“ des Jahres 1927 zeigt die Ausstellung in der Akademie der Künste den Versuch Max Tauts, den Gebäuden aus der Kaiserzeit ein neues Design zu geben. Die Bilder stellen modernisierte Fassaden dar, die – ohne Stuck und Skulpturen – durch helle Streifen waagrecht gegliedert sind und das Erdgeschoß separieren. Beide Fotos werden weder auf der Ausstellung noch im Katalog näher erläutert, im Katalog auch nicht abgebildet. Selbst der Beitrag von Max Taut zur INTERBAU 1957 im neuen Hansaviertel Berlins, der bedeutendsten Demonstration des Umgangs mit der Mietskasernenstadt in den 50er Jahren, wird im Katalog etwas lieblos behandelt: Das 1956/57 geplante dreigeschossige Wohnhaus am Hanseatenweg in unmittelbarer Nähe der Akademie der Künste wird zwar durch ein Foto dokumentiert, der Abbildungstext ist aber vergessen worden. Der wichtigste Beitrag Max Tauts zum Thema „Umgang mit der Stadt des 19. Jahrhunderts“ sind keine realisierten Bauwerke, sondern seine „utopischen“, 1946 veröffentlichten „Betrachtungen und Bilder“ zum Aufbau des zerstörten Berlins.

Mit emphatischen, von der ungeheuren Lebenskraft eines neuen Aufbaus voll überzeugten Zeichnungen präsentiert Max Taut, in der Nachkriegszeit Leiter der Architekturabteilung der Akademie der Künste, seine Vorstellungen des neuen Berlins. „Es soll ein anderes Berlin entstehen, nicht

mehr eine Stadt der Mietskasernen, Hinterhäuser, Kellerwohnungen. Unter entsetzlichen Qualen und bitterster Not sind wir das Gebilde einer stark verbauten Stadt losgeworden, über das wir uns früher – teilweise mit Recht – entrüsteten. Unermüdliche Arbeit, Fleiß und gegipfelte Baukunst sollen diese Fehler in Zukunft verhindern, und eine neue Stadt muß im Laufe von Generationen entstehen, die den Bewohnern Heime mit Licht, Luft und Garten bietet.“ (Berlin im Aufbau, 1946) Für Max Taut ist mit der Teilerstörung der Mietskasernenstadt der entscheidende Augenblick gekommen, um mit der Unstadt der Gründerzeit endlich umfassend abzurechnen, was ihn auch zu einer Übertreibung des wirklichen Zerstörungsgrades bewegt haben mag. „Die gesamte innere Stadt Berlin kann als zerstört angesehen werden. Ein Ring von Vororten und Stadtteilen der Peripherie ist übriggeblieben ... Die Ringbahn durchschneidet und verbindet heute diese mehr oder weniger erhaltene Stadtteile, dagegen geht die Diagonale der Stadtbahn durch ein riesiges Trümmerfeld. City und Innenstadt sind bis auf kleine Oasen in der Trümmerwüste verschwunden. Die übriggebliebenen Ruinen sind ein Hindernis für den Aufbau. Um neues Bauland zu schaffen, müßten sie beseitigt oder eingeebnet werden.“ (Berlin im Aufbau, 1946) In der Forderung nach Einebnung des teilzerstörten steinernen Berlins gewinnt die Taut'sche Konzeption des städtebaulichen Bruchs mit der elenden Vergangenheit ihren präzisesten Ausdruck. „In Zukunft darf es ein solches Wohnungselend nicht mehr geben. Nicht Mietskasernen-Höhlen, sondern Heimstätten sollen entstehen; in ein- oder zweigeschossigen Häusern, umgeben von einer ansehnlichen Gartenfläche. Diese Häuser müssen zwar an Grundriß und Bauweise beschei-

den sein; sie können jedoch reichlich Licht und Luft geben und allen hygienischen Ansprüchen genügen.“ (Der Bauhelfer 2/1946, S. 9)

Bescheidene, durchgrünte Heimstättenwohngebiete, die Wiedergewinnung der Landschaft im Stadtbild, eine polyzentrale Auflösung der alten City im Sinne einer „Sternstadt“ und die Staffelung der Gebäudehöhen vom Stadtkern („acht und mehr, aber besser nicht über elf Geschosse“ zum Stadtrand („einstöckiger Flachbau“) kennzeichnen das neue Berlin von Max Taut. Anknüpfungspunkt an das alte Berlin sind im wesentlichen nur mehr die Hauptstraßen mit ihrer stadtechnischen Infrastruktur:

„Die erfreulicherweise überaus hochprozentige Erhaltung der unterirdischen Bauten Berlins wie Untergrundbahnen, Kanalisation, Wasserleitung, Gasleitung, Postleitungen sowie elektrische Kabel aller Art usw. ergibt ... die beste Basis für die Lebensfähigkeit der Großstadt Berlin und damit ihrer Aufbaufähigkeit. Sie sind das große Plus. Sie zwingen aber auch andererseits, bei jeder Planung gebührend berücksichtigt zu werden, und werden somit in nicht allzu seltenen Fällen mitbestimmend für jede neue Planung. Zwar wird so manche Nebenstraße nicht mehr unbedingt notwendig sein und daher im künftigen Stadtbild verschwinden; die Hauptstraßen aber erleichtern uns den Wiederaufbau ganz außerordentlich. Sie bilden das Skelett des neuen lebenden Stadtkörpers oder die Kristallisationsflächen, an denen alles neue Leben ansetzt und sich zu neuen Stadtgebilden entwickelt, ergänzt und immer weiter ausbaut.“ (Der Bauhelfer 2/1946, S. 3) Daß für die Planung des neuen Berlins die alte Ordnung des privaten Grundeigentums verschwinden muß, ist für Max Taut selbstverständlich. Seine Vorstellungen





Aus der Broschüre „Berlin im Aufbau“. Diese Passage wurde weder auf der Ausstellung noch im Katalog dokumentiert.

Skizze des dreigeschossigen Wohnhauses von Max Taut im neuen Berliner Hansaviertel, im Hintergrund ein Hochhaus. Der Taut'sche Bau sollte einen „städtebaulichen Übergang“ zwischen Tiergarten und Hochhäusern herstellen. „Der mietskasernenartige Charakter“, so der Kommentar des Heftes 3 der INTERBAU BERLIN 57, „soll so weit wie möglich gemildert, und durch Auflockerung und Aufspaltung der Baumassen soll ein persönliches Wohnklima für den Bewohner geschaffen werden.“

sind ohne Aufhebung der alten Grundstücksgrenzen und des alten Baurechts völlig undenkbar. „Grundstücksgrenzen im spekulativen Sinn erschweren jede Sanierung, jeden Aufbau. Grund und Boden sind aber Allgemeingut und haben der Allgemeinheit zu dienen. Dem planenden Architekten ist die Freiheit zu geben, über die bestehenden alten Grenzen hinweg zu planen und schließlich auch zu bauen.“ (Der Bauhelfer 2/1946, S. 6)

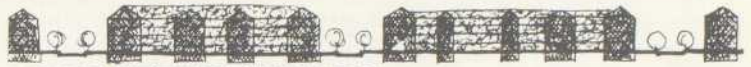
Die Vorschläge von Max Taut sind Pläne eines städtebaulich interessierten Architekten. Die Strukturierung der Gesamtstadt, die Detaillierung eines Hauptstraßennetzes und des übrigen Verkehrsnetzes, der modische Kniefall vor dem Privatautomobil, die Diskussion der ökonomischen Basis der Großstadt – zentrale Elemente der offiziellen Planungsdiskussion im ersten Nachkriegsjahr – sind bei ihm von untergeordneter Bedeutung. Im Vordergrund steht die städtebauliche und bauliche Gestaltung des neuen Berlins, die etwa für die Autoren des Scharon'schen Kollektivplans und vor allem des Zehlendorfer Plans kaum von Interesse ist. Der Demirgung des Aufbaus ist für Max Taut der Architekt, der für seine Pläne in der Öffentlichkeit wirbt. Taut selbst fungiert mit seinen Aktivitäten als Vorkämpfer für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen unbeschäftigter Architekten, die dem Rationalismus nahe stehen. Für ihn ist mit den Bauten des alten Berlins auch die konservative Bautradition untergegangen (vgl. Neue Bauwelt 9/1946, S. 8). Die ruinierte Mietskasernenstadt scheint in dieser Optik jetzt auch endlich materiell, nicht nur ideologisch gestorben. Daß sie noch voller Leben ist und auch an ihrer Instandsetzung fieberhaft gearbeitet wird, steht dem Plädoyer für rationalistische Utopie im Wege, wird ignoriert.

Die städtebauliche Vision Max Tauts über den Neuaufbau Berlins wird in der Ausstellung der Akademie der Künste wie im Katalog zweifellos angesprochen. Allerdings ist die wichtige Passage „Von Mietskasernen ... zu behaglichen Wohnstätten“ leider nicht dokumentiert. Vor dem Hintergrund der traditionellen Gedenkinszenierung bleibt daher vielleicht ein interessanter Bestandteil des Werks von Max Taut unbeachtet: seine historischen „Gedanken“ zur Überwindung der Mietskasernenstadt, die auf die konsequente, aber kostensparende Realisierung der „neuen Stadt“ auf der Grundlage des „Skeletts“ der „eingeebneten“ alten Stadt zielen. Die politische, soziale und städtebauliche Utopie Max Tauts forderte übrigens nicht die Zerstörung der Stadt des 19. Jahrhunderts, sie fand sie vor – als Produkt des vom nationalsozialistischen Deutschland angezettelten Krieges.

Harald Bodenschatz

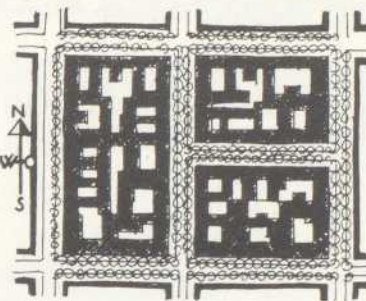
Literatur:

Max Taut: Berlin im Aufbau. Berlin 1946  
 Max Taut: Betrachtungen zum Aufbau Berlins. In: Der Bauhelfer 2/1946  
 Hans Josef Zechlin: Berlin im Aufbau (Eine Darstellung der Broschüre „Berlin im Aufbau“ von Max Taut). In: Neue Bauwelt 9/1946  
 Max Taut. Katalog der Ausstellung in der Akademie der Künste. Berlin 1964  
 Max Taut 1884 – 1967. Zeichnungen – Bauten. Katalog der Ausstellung in der Akademie der Künste. Berlin 1984  
 Günther Kühne: Bauen als soziale Kunst/Ausstellung Max Taut in der Akademie der Künste. Der Tagespiegel, Berlin, 29. 6. 1984  
 Manfred Sack: Die Schönheit des Gebrauchs/Der Architekt Max Taut – Eine Ausstellung zum Hundertsten in der Akademie der Künste Berlin. DIE ZEIT, 20. 7. 1984

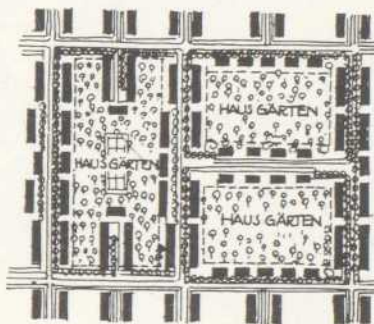


VON MIETSKASERNEN ...

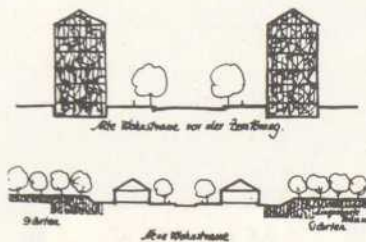
Die bisherige enge und unhygienische Bebauung der Wohnblocks – eine Folge der Bodenspekulation und der sich daraus ergebenden Bauordnung – ließ bei 5–6 stöckiger Bauweise eine Überbauung von 60–70% zu! Mehrfach gestaffelte Hinterhäuser mit „schornsteinartigen“ Höfen waren charakteristisch für die Wohnverhältnisse in Berlin. Eine Rücksichtnahme auf Lichteinfall war kaum spürbar. Bis in die jüngste Zeit gab es kein Abweichen von der amtlich festgesetzten Baufluchtlinie. Dadurch entstanden ganze Straßenzüge mit Wohnungen, die kaum einen Sonnenstrahl bekamen. Die Höfe waren so eng, daß eine Durchlüftung nahezu ausgeschlossen war. Es gab sogar in den älteren Stadtteilen Kellerwohnungen in 5 stöckigen Häusern, die von „Höfen“ mit einer 30-qm-Fläche „belichtet“ wurden!



... ZU BEHAGLICHEN WOHNSTÄTTEN  
 In Zukunft kein Wohnungselend mehr, hervorgerufen durch 4 und 5 stöckige „Mietskasernen“ mit dunklen Höfen, sondern Heimstätten in Häusern mit ein oder zwei Etagen, umgeben von einer ansehnlichen Gartenfläche. Die Häuser sollen im Grundriß und in der Bauweise zwar bescheiden sein, müssen jedoch genügend Licht und Luft haben und allen hygienischen Ansprüchen genügen.



Nach sorgfältiger Entnahme und Verarbeitung der brauchbaren Bestandteile der Trümmer erfolgt eine gleichmäßige Einebnung des verbliebenen Schuttes über den ganzen Block, so daß ein Abfahren desselben sich erübrigt. Auf dem sich so ergebenden Plateau können die Gärten für die einzelnen Wohnungen angelegt werden. Der verbleibende Schutt, vermischt mit Humus, ergibt im Laufe der Jahre einen guten Unterboden für die Hausgärten.  
 Bei der großen Breite von vorhandenen Straßen werden die neuen Häuser im allgemeinen auf dem alten Straßenterrain errichtet werden können. Der verbleibende Fahrdamm von etwa 5–6 m Breite würde genügen, um den „Verkehr“ einer solchen reinen Wohnstraße aufzunehmen.

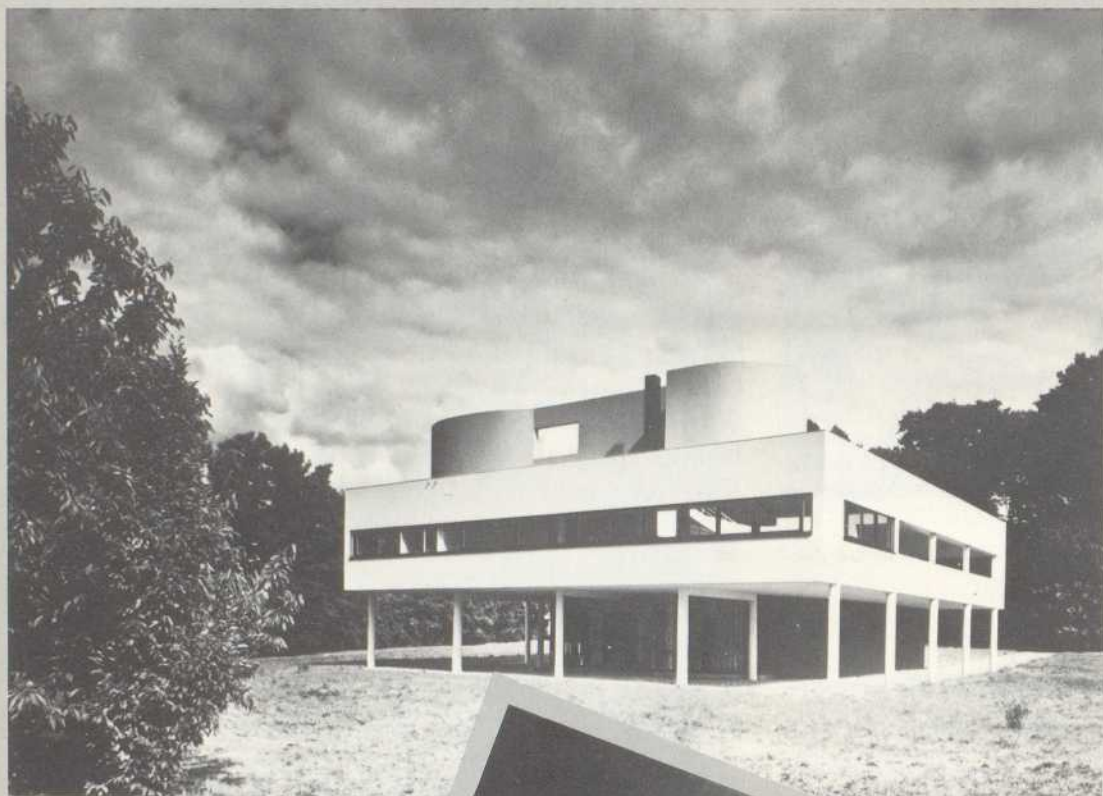


Bei der großen Breite von vorhandenen Straßen werden die neuen Häuser im allgemeinen auf dem alten Straßenterrain errichtet werden können. Der verbleibende Fahrdamm von etwa 5–6 m Breite würde genügen, um den „Verkehr“ einer solchen reinen Wohnstraße aufzunehmen.

Bei der großen Breite von vorhandenen Straßen werden die neuen Häuser im allgemeinen auf dem alten Straßenterrain errichtet werden können. Der verbleibende Fahrdamm von etwa 5–6 m Breite würde genügen, um den „Verkehr“ einer solchen reinen Wohnstraße aufzunehmen.







Villa Savoye von Le Corbusier



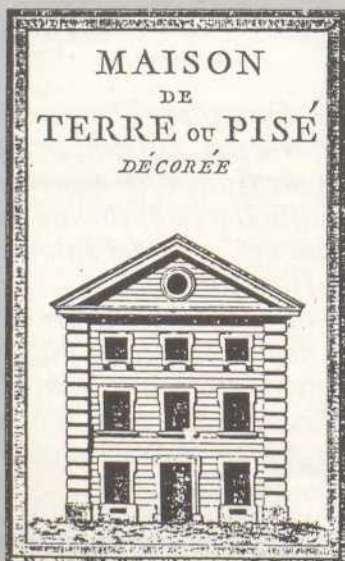
## Ein Freiluftmuseum für das Neue Bauen

Die Idee von Jean Dethier, einem der Ausstellungsmacher des Centre Pompidou ist bestechend und einfach: Auf ein und derselben Fläche drei Baudenkmäler der Wohnhausarchitektur, die durch ihre künstlerische und technologische Originalität Wegbereiter ihrer Epochen wurden, zu vereinigen. Drei Beispiele aus dem 18./19. und 20. Jh. sollen auf einem Grundstück, auf dem sich schon die Villa Savoye von Le Corbusier befindet, die Infrastruktur zu diesem Museum bilden, gleichzeitig aber auch vor Verfall oder Abriß gerettet werden.

1) Für das 20. Jh., und fast vollständig renoviert, steht die Villa Savoye als Beispiel und Höhepunkt des Neuen Bauens. Sie wurde 1929 von Le Corbusier und Pierre Jeanneret entworfen und fertiggestellt und 1958 durch eine internationale Protestkampagne vor dem Abriß gerettet. Seit 1965 unter Denkmalschutz, gehört sie heute dem Ministère de la Culture, das im Zusammenhang mit dem Centre George Pompidou die „Journées Architecturales“ mit Ortsbesichtigung für Presse und Architekten, organisiert hat. Sechs Photographen stellen gleichzeitig ihre verschiedenen „Ansichten“ der Villa Savoye im CCI (G. Pompidou) bis zum 6. 1. 85 aus.

2) Als Beispiel für das 19. Jh. steht das einzige noch erhaltene vorfabri-

FRANCOIS COINTREAU, *Projet de maison en terre (1787)*



zierte Haus von Gustave Eiffel, das nicht nur dem Verfall sondern auch dem Abriß ausgesetzt ist. (Es soll einer Autobahntrasse weichen). Es ist eines der wenigen Beispiele gelungener Vorfabrikation (Metallplattenkonstruktion) und soll dem Projekt nach auf dem anliegenden Grundstück der Villa Savoye, durch eine Baumallee visuell getrennt, neu aufgebaut werden.

3) Für das 18. Jh. und als drittes Beispiel soll ein Haus aus Backstein, eine „Villa Bourgeoise“ von François Cointreau, Vater des „Nouveau Pisé“, (eine moderne und zuverlässige Erdkonstruktion), auf dem oben zitierten Terrain rekonstruiert werden. Diese Villa würde zusammen mit der Villa Eiffel als Galerie für verschiedenartige Ausstellungen funktionieren, die Villa Le Corbusier als Seminar- und Konferenzmöglichkeit. In den kleineren Zimmern sollen Bureaus, Gästezimmer und eine Ausstellung der von Le Corbusier entworfenen Möbel untergebracht werden.

Für dieses Projekt spricht, daß es verglichen mit anderen Museumsprojekten kaum Kosten verursacht; dagegen, daß es sich in Poissy befindet, 20 Minuten von Paris entfernt – eine Herausforderung für den Pariser Zentralismus!

Maria Luisa Müller

## Vom Irren

Am 2. März wird im Münchner Haus der Kunst *Hermann Kerns* zweite Labyrinth-Ausstellung eröffnet. Die erste, 1981 in Mailand, war für zwei Überraschungen gut. Das vermeintlich nur Altertumsforscher und Rätselfanatiker interessierende Thema zog rund 120 000 Besucher an, der (italienische) Katalog erreichte innerhalb von 5 Monaten die dritte Auflage und erschien kurz darauf, zum Handbuch erweitert, endlich auch im eigenen Lande des „Propheten“. (Hermann Kern, „Labyrinth“, München 1982. Vgl. auch Daidalos, Heft 3, März 1982). Die zweite Überraschung erlebte der Besucher bei näherer Betrachtung der Exponate: Im kretischen Labyrinth und all seinen Variationen und Kopien bis hin zur Renaissance konnte man sich überhaupt nicht verlaufen. Sie waren „einläufig“, an keiner Stelle gab es die Möglichkeit einer Richtungsentscheidung. Was soll also die bekannte Geschichte vom Faden der listigen Ariadne, mit dessen Hilfe allein Theseus den Minotaurus im Labyrinth und selber wieder herausgefunden haben soll? Was soll überhaupt so ein Labyrinth, in dem man sich nicht einmal verlaufen kann?

Eine mögliche Erklärung läge darin, daß Theseus und Ariadne *nicht wußten*, daß der Faden zur Orientierung überflüssig war. Der ständige Richtungswechsel suggerierte ein Verirren, das die Anlage gar nicht zuließ. Das Verirren fand allein im Kopfe statt – ein tröstliches Bild. Dafür spricht, daß das Labyrinth, ursprünglich keine bauliche Anlage sondern ein symbolisches Zeichen für den Weg durch Tod und Wiedergeburt, in seiner Entstehungszeit (spätestens im 2. Jahrtausend vor Chr.) Bestandteil eines Geheimwissens war, das nur durch ein Einweihungsritual enthüllt werden konnte. Der Mythos berichtet auch, daß dem Verstorbenen am Eingang zum Jenseits die Hälfte einer Wegstruktur vorgelegt wird, welche er richtig ergänzen muß, um eingelassen zu werden. Diese Aufgabe scheint leichter, als sie tatsächlich ist. Eine Ahnung davon erhält jeder, der nach einem eher flüchtigen Blick auf die Zeichnung des originären Labyrinths dieses aus dem Gedächtnis nachzeichnen versucht. In einer Zeit, in der gerade die ersten geometrischen Richtungsorientierungen überhaupt herausgearbeitet wurden, mußte das Begreifen der doch recht trickreichen Struktur des Labyrinths ein Maß von geistiger Entwicklung voraussetzen, über welches eben nur eine eingeweihte Minderheit verfügte.

Das Labyrinth als Symbol der Su-



im Kopfe und im Gelände

che nach dem „richtigen Weg“ ist also eher eine Projektion unseres Zeitalters. Das ursprüngliche Labyrinth kannte nur einen einzigen „Schicksalsweg“, der nicht die Spur einer Abweichung zuließ, aber in seiner Struktur begriffen werden wollte. Erst die Renaissance, mit der ihr eigenen verspielten Auffassung klassischer und vorklassischer Strukturen und im Vorbegriff des heraufziehenden Zeitalters der „vernünftigen“ Entscheidung, führte die Qual der Wahl in das eigentlich fatalistische Weltsymbol ein. Man legte nun zu „Irrwegen“ aufgebrochene Labyrinth als Teil von Lustgärten an, in denen das Schicksal nur noch in Form des Zufalls (oder vorher erworbener Ortskenntnisse) darüber entschied, ob man anstelle des Zielpunktes eine ebenfalls durch die oft mannshohen Hecken irrende Gespielin erwischte oder sich gar mit dem Duelldegen zurück in den Salon durchschlagen mußte, weil man tatsächlich nicht mehr herausfand. Bezeichnend ist hier, wie sich die Tragik eines bei ständiger Wahlfreiheit in seiner Kenntnis der Weltzusammenhänge überforderten Geistes abbildet in einem ornamental zurechtgestutzten Naturmaterial, dessen Formqualität schon Bacon mit „Verzierungen auf einer Torte“ verglich.

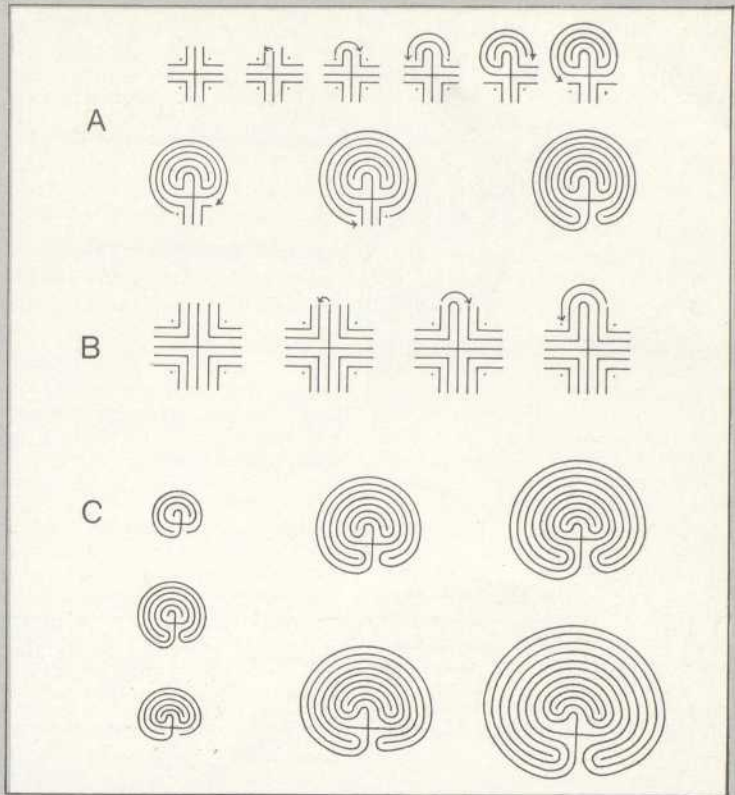
Es ist das Verdienst von Hermann Kerns formaler Genauigkeit, zum ersten Mal diesen entscheidenden Strukturwandel des Labyrinths herausgearbeitet zu haben. Trotzdem hat man den Eindruck, daß diese Entdeckung ‚irgendwie‘ in der Luft hängen bleibt, wenn man die im Handbuch dargestellte neuere Entwicklung verfolgt. Mit einer einzigen Ausnahme (Ugo Dossis Assoziationsketten, S. 453) scheint es nicht um mehr zu gehen als um eine immer verspieltere Varietät desselben Typs. Dieselbe bewundernswerte formale Genauigkeit scheint Kern daran zu hindern, daß er die weitere Auflösung des Irrwegs im 20. Jahrhundert entdeckt, die sich nicht mehr unter dem Namen des Labyrinths vollzieht. Die moderne Fortentwicklung desselben Sinngelhalts findet sich in der Entscheidungstheorie. Der „Entscheidungsbaum“ – mit der Renaissance weitläufig verwandt durch eine nicht weniger flehentliche Bemühung eines Natursymbols – setzt die Auflösung des Labyrinths in Wegentscheidungen fort, indem diese Wegentscheidungen nur noch bewertet werden können im Hinblick auf eine Zielentscheidung. Wir können das vergleichen mit der Routensuche auf einem Stadtplan: jede Abbiegungsmöglichkeit ist nur richtig oder

falsch, wenn man weiß, wo man überhaupt hin will. Die „Lösung des Rätsels“ wird damit aus dem Bild des Rätsels ausgelagert: ein perfektes Symbol der Technokratie. Aus der Wegverknüpfung dieses ‚modernen Labyrinths‘ selbst ist nicht der geringste Anhaltspunkt für eine Zielentscheidung abzulesen, die allein der Wegverknüpfung irgendeinen Sinn geben würde. „Sage mir wohin es gehen soll, und ich finde heraus wo es langgeht“, lautet das Gebet des Technokraten. Dabei führt die immer feinere Verästelung des „Baumes“ zu nichts anderem als zu einer grundsätzlichen unendlichen, beliebigen Varietät der Ziele.

Die Anwendung dieses Entscheidungsmodells in der Programmierung von Computern führt nun interessanterweise nicht zu einer weiteren Sprengung der Horizonte, sondern gerade zu Endlichkeit und zum Rückgriff auf archaische Zählmodelle. So wurde z. B. errechnet, daß alle theoretisch verfügbaren Elementarteilchen unserer Welt nicht ausreichen würden, um auf ihnen die nötige Informationsmenge zur Simulation aller möglichen Partieverläufe eines Schachspiels zu speichern, obwohl das Schachspiel im Prinzip ein Spiel mit einer endlichen Zahl von Varianten ist. Und: das „binäre“ Entscheidungsmodell der Programmierung (jede Einzelentscheidung bietet nur zwei Möglichkeiten) ist formal identisch mit der Struktur des ältesten noch überlieferten Orakels Chinas (I Ging). Dort bildet sich aus einer Kette von 6 binären Entscheidungen zwischen Yin und Yang eine Varietät von 64 archetypischen Hexagrammen.

Obwohl unsere Zeit die Methodik des Irrs zweifellos perfektioniert hat, wird die Fähigkeit des heutigen Menschen zur Zielentscheidung verstärkt angezweifelt. Dies drückt sich in dem wachsenden Interesse an mystischen und magischen Geschichten und Praktiken aus, welches zum Beispiel jenem I-Ging-Orakel in Richard Wilhelms Übertragung im 20. Jh. Weltbestaufagen bescherte und, nicht zuletzt, eine Ausstellung über jenes archaische, einst entscheidungsfreie Labyrinth so attraktiv macht. Jenseits aller mystischen Schwärmerei kann dieses Interesse dazu dienen, daß wir uns über den Weg unseres Bewußtseins und unseres Weltbildes klarer werden. Vorausgesetzt, man findet den oft verschlungenen Pfad von den alten Symbolen in das heutige Denken hinein, was Kern in seiner sonst ausgezeichneten Arbeit bisher leider nicht zu Ende verfolgt hat.

Thomas Bandholtz

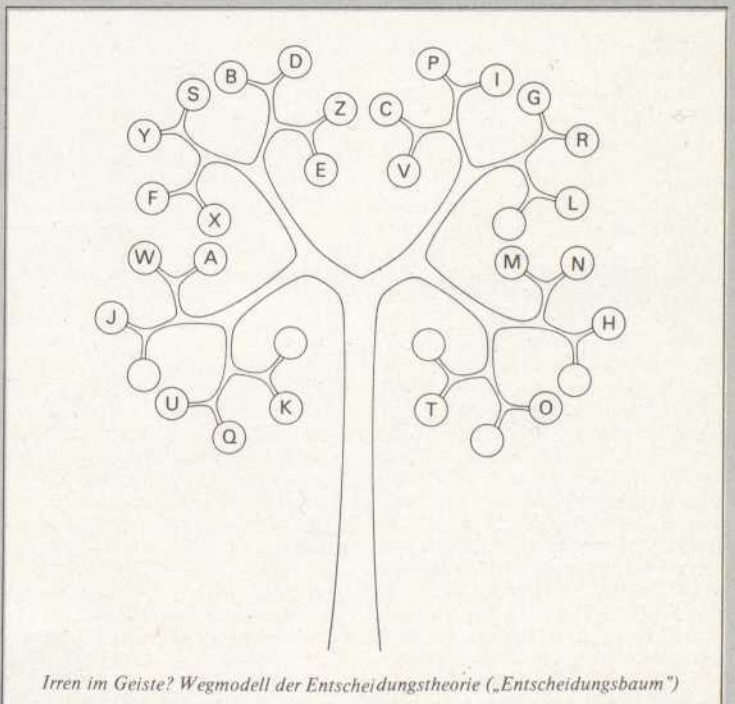


Irren im Kopfe: ursprünglich „einläufige“ Labyrinthform

**Konstruktion eines Labyrinths**  
Ein Labyrinth vom kreisförmigen Typ läßt sich am einfachsten zeichnen, wenn man von einem zentralen Kreuz ausgeht, zwischen die Kreuzarme jeweils rechte Winkel und in diese wieder – konaxial – Punkte einfügt, die in der angegebenen Reihenfolge miteinander verbunden werden (Serie A). Fügt man zwei Winkel ineinander, so entsteht ein Labyrinth mit elf statt sieben Umgängen (Serie B). In Serie C eine Abfolge von Labyrinthformen mit unterschiedlich vielen Umgängen: drei, fünf (zwei Arten), sieben, neun (zwei Arten) und elf. Zeichnung: nach THORDRUP Abb. 4 (Serien A, B) und nach einem Vorschlag von Christian Löwenstein, Berlin (Serie C).



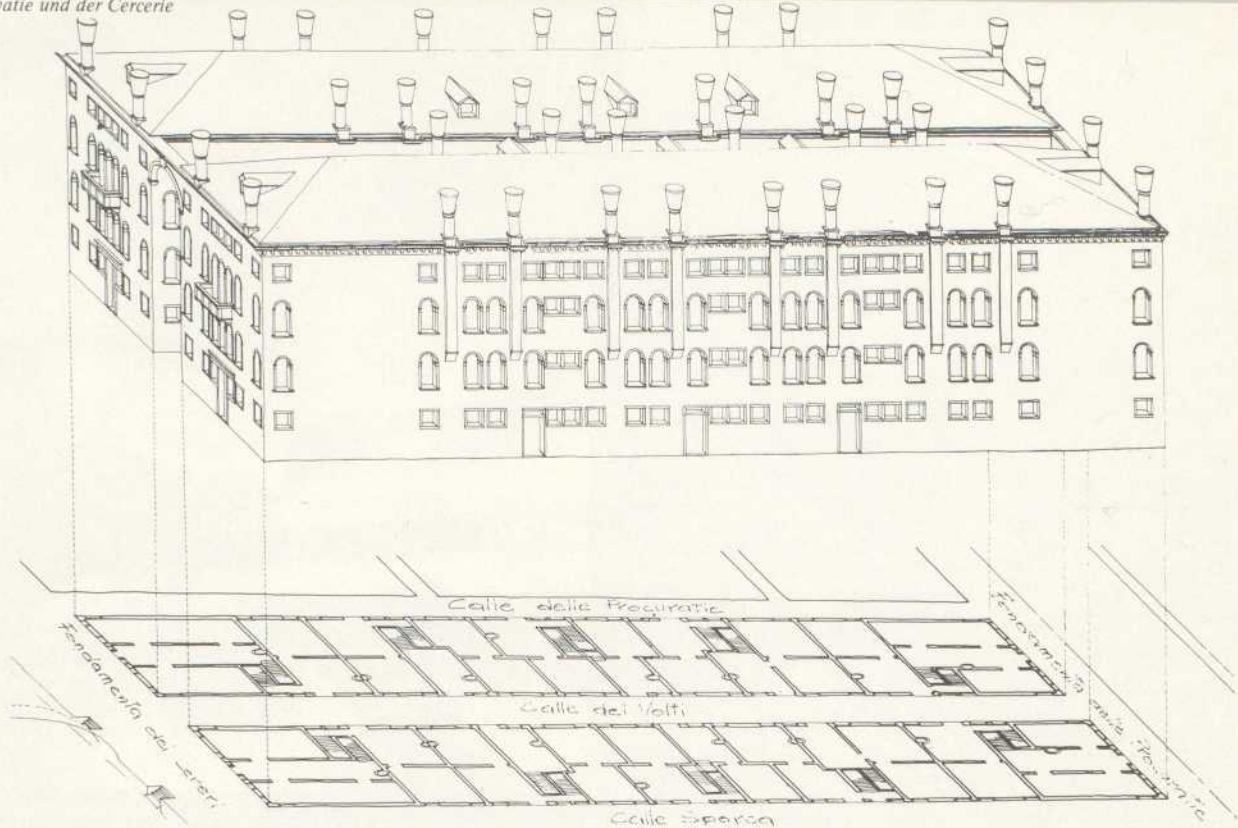
Irren im Gelände: Irrgärten des Barocks



Irren im Geiste? Wegmodell der Entscheidungstheorie („Entscheidungsbaum“)

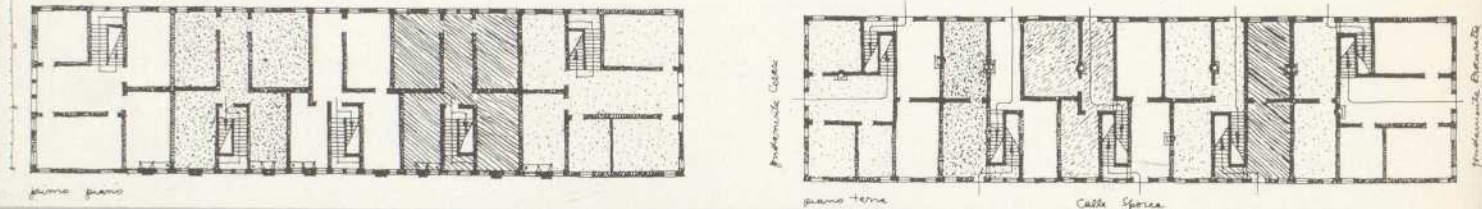


Ufer der Procuratie und der Cercerie



Axonometrie, unten: Erdgeschoßgrundriß

Grundrisse des Erdgeschosses und 1. Geschosses



Vom Besuch alter Städte bleiben eigenartig unbestimmte Bilder zurück. Es prägt sich ein, was auffällig ist: Monumente, Plätze und Straßenfolgen –, dagegen setzt sich in tieferen Bewußtseinschichten ab, was nur eben so nebenbei auf sich aufmerksam macht: die unauffällige Architektur zwischen den großen Figuren. Dabei ist es aber gerade sie, die das eigentliche Gefüge der Stadt ausmacht.

Im besonderen Maße trifft dies für Venedig zu, dessen fast undurchdringliches Gewebe von Gassen und Kanälen die Zentren von Wirtschaft, Politik und Kirche umgibt und verbindet.

Diese „architettura minore“ aus dem Dunkel ins Licht des öffentlichen Interesses zu holen, sollte das Ziel der Ausstellung „Dietro i Palazzi“ sein. Nach über einem Jahr detaillierter Nachforschungen in städtischen Archiven, gelingt es Egle Renata Trincanato, der Initiatorin der Ausstellung ein sehr komplexes und fast noch unbekanntes Bild des frühen sozialen Wohnungsbaus zu zeichnen. Mit Hilfe umfangreichen photographischen Materials von Grundrisszeichnungen, Isometrien, Details und alten Katasterplänen werden die einzelnen Gebäudetypen nach Jahrhunderten geordnet und analysiert. Ausgehend von der Stadtansicht De Barbari's (1500) verfolgen sie und ihre Mitarbeiter an Hand einzelner Gebäude, beispielhaft für andere soziale und politische Entwicklungen bis ins 19. Jahrhundert. Fragen an die damaligen Besitz- und Mietverhältnisse, Wohnungsformen und deren Nutzun-

## Hinter den Palästen Drei Jahrhunderte architettura minore in Venedig (1492-1803)

gen, soziales Milieu der Bewohner und deren Lebensverhältnisse, aber auch staatliche Wohnungsbau- und Immobilienpolitik im „universum venezianum“ bleiben nicht unbeantwortet und geben weiteren Aufschluß.

Daß auf Grund des begrenzten Platzes das Problem des Wohnraumes in Venedig immer akut war, ist nicht weiter verwunderlich. Erstaunlich aber, wie stark der Staat diesen Raum kontrollierte und über die Procuratien von San Marco, oder über die großen Schulen verwaltete. Ein großer Teil dieses öffentlichen Wohnungsbaues wurden Armen und Bedürftigen zur Verfügung gestellt, teils „per amore dei“, teils zu stark reduzierten Mieten. Mit diesen karitativen Einrichtungen fiel Staat und Kirche aber auch ein Instrument in die Hand, mit dem sie Einfluß auf die soziale und familiäre Ordnung der Gruppen oder Bevölkerung nehmen konnten, die von der politischen Macht ausgeschlossen waren. Dabei interessierten sich die karitativen Organisationen weniger, welcher Personenkreis unter dem Begriff des „Sozialhilfeempfängers“ zu verstehen sei, zumindest kam es nicht zu einer Definition des

Begriffes, oder einer statistischen Erfassung. Fest steht, daß es sich um Witwen, einfache Handwerker Hilfsarbeiter, Matrosen, Kriegsverwehrt, oder Ordensangehörige gehandelt haben mußte. Einer zwar verarmten, aber durchaus noch respektierten Gesellschaftsschicht.

Das dieses soziale Engagement karitativer Nächstenliebe neben dem „per amore dei“ auch handfeste finanzielle Interessen verbarg, war zu vermuten. Neben dem Ankauf von Ämtern und Titeln, stellte der Erwerb von Immobilieneigentum die sicherste alternative Investitionsanlage dar. Bei den großen Schulen, der Scuola San Rocco und der Scuola San Giovanni Evangelista machten diese jährlichen Einnahmen den Löwenanteil aus. Die entstandenen Baukosten solcher „Sozialwohnungen“ betragen etwa ein Neuntel eines auch normalen Bürgerhauses. Dementsprechend verheerend waren auch die räumlichen und hygienischen Verhältnisse in den dunklen und feuchten Höfen.

Die Schuloberen waren darüberhinaus bemüht, das Bewohnen dieser Häuser abhängig zu machen von einem ganzen Katalog von Forde-

rungen, um den Einfluß solange wie möglich aufrechtzuerhalten. Neben christlicher Erziehung und gesittetem Benehmen wurde auch die regelmäßige Teilnahme an Gottesdiensten und Prozessionen sowie Fürbitten für den diesbezüglichen Orden gefordert. Seit 1537 bestand für den Staat zusätzlich die Möglichkeit aus ihren Reihen im Bedarfsfall Ruderer für die Galeeren zu rekrutieren. Verständlich, daß keiner der Bedürftigen, nicht ohne sich in großen Schwierigkeiten zu befinden, die sozialen Einrichtungen von Kommune und Kirche in Anspruch nahm.

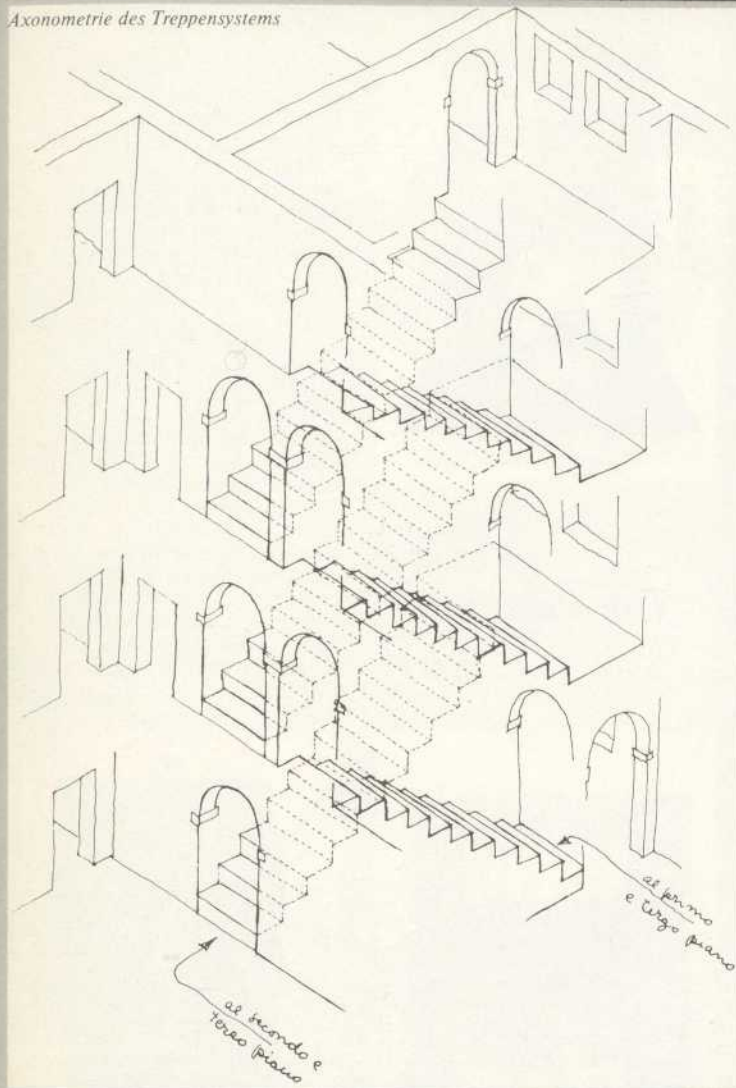
Durch solche Einsichten in den frühen sozialen Wohnungsbau, in seinen Formenreichtum und seine Nutzungsvielfalt, in die Lebensformen seiner Bewohner verdichtet sich die Ausstellung zum Bild einer Epoche, die Anregung und Anstoß gibt, der architettura minore zukünftig mehr Beachtung zu schenken.

Egle Renata Trincanato verbindet mit dieser Ausstellung noch eine weitere Hoffnung: „Die Bedeutung des städtischen Gewebes Venedigs liegt im Gegensatz zu anderen Städten darin, daß wir überrascht vor der Möglichkeit stehen, alles zu retten, indem wir es für die Menschen und die Ansprüche unserer Zeit nutzbar machen. (...) Unsere Aufgabe und unser Vorschlag ist deshalb, alles in allen Teilen, auch in den auf den ersten Blick unwichtigen zu untersuchen, um die Restaurierung in richtiger und angemessener Weise durchführen zu können.“

Reinhard Lepel



Axonometrie des Treppensystems



## Europäisches Zentrum für Handwerker- Fortbildung im Denkmalschutz, Venedig

Roland Günter im Gespräch mit Dietrich Ebert

Lehrwerkstätten und Unterkunft für 45 Kurs-Teilnehmer. Allerdings sind wir sehr bescheiden.

R. G.: Jahres-Etat?

D. E.: Knapp eine Million DM. Damit führen wir 7 Kurse je 10 Personen pro Jahr durch. Unterkunft, Essen, Reise-Kosten einbegriffen. Wir zahlen auch einen Unterhaltsbeitrag, weil unser Standard-Kurs-Teilnehmer in seiner Zeit hier für seine Familie kein Einkommen hat: Ein Verheirateter erhält zum Stipendium hinaus noch 1000 DM im Monat.

R. G.: Wie sieht das Konzept aus?

D. E.: Theorie und Praxis sollen gleichberechtigt sein, sich verbinden, trotz oft extremer Schwierigkeiten. Fehlstellen gab es auch in der Praxis. Es war notwendig, dem Steinmetzen beizubringen, was Stein ist, also Material-Kunde. Traditionsgemäß ist Handwerker Ausbildung auf ein Fach begrenzt. Wir glauben, daß Denkmalschutz nur berufsübergreifend gemacht werden kann. Der Schreiner muß wissen, was der Steinmetz kann. Der Steinmetz muß wissen, wie sich Eisen verhält. Er benutzt es nicht nur, um damit zu arbeiten, sondern auch um Steine zu verbinden. Die gotische Kathedrale wäre ohne Eisenklammern überhaupt nicht denkbar. Sie würde umfallen. Wenn einer sagt, gotische Kathedralen sind Steinbauten, ist das oberflächlich. Man muß wissen, was andere Materialien leisten können. Und was nicht.

R. G.: Sie sind dann Restauratoren?

D. E.: Nein keineswegs Handwerker, das ist etwas anderes. Sie sollen in ihrer eigenen, originären Arbeit entwickelter sein. Mehr Wissen über die Bauten haben, mit denen sie umgehen. Daß sie kritischer werden. Auch sich selbst gegenüber. Und gegen die gängigen Stadterhaltungspolitik.

R. G.: ... was ist das?

D. E.: Die schnelle Lösung. Die radikale Lösung. Das Umkrempeln historischer Städte.

R. G.: Wo arbeiten die Leute anschließend?

D. E.: Wir raten ab von Berufsveränderungen. Es gibt sie auch kaum. Wir sagen: Gebt eurer Arbeit eine andere Dimension.

R. G.: Warum ist Denkmalpflege attraktiv fürs Handwerk?

D. E.: Weil sie interessanter ist. Höhere Anforderungen stellt. Herausfordert.

R. G.: Trägt sich das finanziell?

D. E.: Mittlerweile kann man auch im Denkmalschutz Geld verdienen. Ein guter und beim Denkmalamt gut eingeführter Handwerker kann durchaus davon leben.

R. G.: Gibt es eine Renaissance des Handwerks?

D. E.: Ja. Als Alternative zur Arbeitslosigkeit. Und als Alternative zu uninteressanten Tätigkeiten. Wir wissen noch nicht, wohin es sich entwickelt.

R. G.: Ihr Typ von Schule hat Tradition. Meisterschulen des Handwerks dann die Werkkunstschulen. In Italien hat ein großer Denker, Antonio Gramsci gesagt: Die Kultur ist die Intensivierung der Intelligenz, die in jeder Arbeit steckt. Also keine Abtrennung der Intelligenz von der Arbeit. Sie arbeiten zwischen Praxis und Hochschule?

D. E.: Wir haben einige Ideen des Bauhauses. Etwa daß Werkstatt und Lehrsaal dasselbe sind. Oder sehr

nahe benachbart. Die Verbindung von Intelligenz und Handeln, von Kopf und Hand ist unlösbar. Nach einiger Zeit des Zögerns und der Unsicherheit entdecken unsere Kurs-Teilnehmer das sehr gern.

Die ständige Begleitung der Handarbeit durch den Kopf ist eine große Herausforderung – und so etwas macht Spaß.

R. G.: Kann ein reiner Schreibtisch-Mensch bei Ihnen zusteigen?

D. E.: Nein, wir wollen es nicht vermischen. Aber sie sollen sich treffen. Architekten und Kunsthistoriker sind als Besuch, zur Diskussion sehr willkommen, aber sie können unsere Kurse nicht mitmachen.

R. G.: Arbeitsteilung?

D. E.: Wir wollen nicht, daß der Denkmalpfleger Steine bearbeitet. Genauso wenig wie der Steinmetz eine chemische Analyse machen soll. Jeder soll seiner Ausbildung folgen – aber sie sollen sich verstehen. Wissen, was jeder einzelne kann. Was er erwarten darf. Auch wissen, daß sie keine unseriösen, unanständigen Forderungen an den anderen stellen. Miteinander Probleme lösen.

R. G.: Warum werden die Leute aus der eigenen Kultur nach Venedig gelockt?

D. E.: Europa entstand durch wandernde Handwerker. Wir können ihre Wege und ihr Erbe verfolgen. Straßburg, Como, Lucca. Wir müssen die wandernden Handwerker wieder schaffen, die ihr Wissen weitergeben, hinterlassen ...

R. G.: Arbeitsgenehmigungen?

D. E.: Das Mittelalter war viel weiter. Da war es egal, woher einer kam. Heute behindern die Bürokratien.

R. G.: Wissen erweitern ...

D. E.: ... geht einerseits nicht ohne das Opfer, mal weniger Geld zu verdienen, aber man hat etwas davon. Viele bringen es gern – ich sehe das. Steinmetze werden wieder neugierig.

R. G.: Kritik an der Denkmalpflege?

D. E.: Sie gibt noch zuviele Aufträge an größere Firmen und nicht an einzelne Handwerker. Auch weil die Handwerker nicht organisiert sind. Daher entwickeln sich nun Genossenschaften vor allem in Italien.

R. G.: Wie geht das vor sich?

D. E.: In Italien hat sich herauskristalliert, daß man nur pro Projekt, während der Laufzeit zusammenarbeitet. Das ist tragfähiger, vernünftiger. Es entspricht mehr der Handwerker-Mentalität, die deutlich auf Einzelarbeit gerichtet ist.

R. G.: Italienisches Denken? Lieber Flexibilität als Ideologisierung. Wo findet die entwickeltste Tätigkeit der Denkmalpflege statt?

D. E.: Schwer zu sagen. Am ehesten in Italien. Wo sie Priorität hat, macht sie keine Kompromisse und ist sehr sauber.

R. G.: In Deutschland?

Ein übermächtiger Baumarkt. Orientierung des Handwerks auf schnellen Umsatz. Unterwerfung des denkmalpflegerischen Konzeptes unter Termine, sei es der Finanzierung, sei es der zukünftigen Nutzung. In Italien wird nichts fertig, wenn es fertig werden sollte. Das Denkmal profitiert davon. Es wird langsamer und besser gearbeitet. Wenn in Deutschland ein Problem auftaucht, wird es oft beseitigt – damit der Fahrplan nicht in Gefahr kommt. Oft verstärkt die Mentalität des Handwerkers das noch: wenn er sagt, es sei ihm ja alles vorgegeben.

R. G.: Wieviel Leute sind es?

D. E.: Pro Kurs-Zyklus zwischen 30 und 40. Bisher insgesamt über 400. Im letzten Oktober haben wir sie zusammengerufen, um zu sehen, was aus ihnen geworden ist.

R. G.: Wo leben die Stipendiaten in Venedig?

D. E.: Auf der Insel San Servolo – zwischen Venedig und dem Lido. In einem der zahlreichen früheren Irrenhäusern, die 1978 aufgegeben wurden – mit der Psychiatrie-Reform Basaglias.

R. G.: Was geschah mit dem alten Irrenhaus, als das Zentrum dort einzog?

D. E.: Es ist ein Beispiel für Denkmalpflege: wir haben weder Wände versetzt noch beseitigt. Es war für uns einfach, uns anzupassen.

R. G.: Das hatte Folgen für die Kosten ...

D. E.: ... ja, wir haben eine der billigsten Gebäude-Sanierungen gemacht.

R. G.: Kann man etwas über Zahlen erfahren?

D. E.: Unsere Zahlen sind öffentlich und wir geben sie gern bekannt: weil sie extrem niedrig sind. Umbaukosten: 850 000 Mark – für Lehrsäle,



Wenn's daneben geht, sagt er: Den Terminplan haben die ja gemacht. Oder: der Denkmalpfleger hats mir vorgeschrieben.

R. G.: Denkmalpflege ist sehr komplex ...

D. E.: ... wir versuchen daraus die Konsequenz zu ziehen: daß sie Team-Arbeit erfordert. Das ist schwer durchzusetzen. Mißtrauen. Sprachlosigkeit zwischen den Leuten. Sie reden meilenweit voneinander entfernt. Am Ende muß es der Handwerker ausbaden. Und der sagt dann: Na gut, wenns daneben geht - ich bins nicht gewesen. Ich mache, was die VOB mir vorschreibt. Und die deckt keinen Denkmalschutz ab.

R. G.: Und das ...

D. E.: ... versuchen wir abzubauen. Ein Jahrhundertwerk.

R. G.: Und der Spaß?

D. E.: Weil das moderne Bauen immer langweiliger wird, zieht der Denkmalschutz mit seinem vielen Unbekannten an. Auch die Zusammenarbeit mit anderen. Man kann

sich vor seine Arbeiten stellen, wie früher der alte Handwerker und stolz sagen: Das hab ich gemacht.

R. G.: Erweiterung des Horizontes?

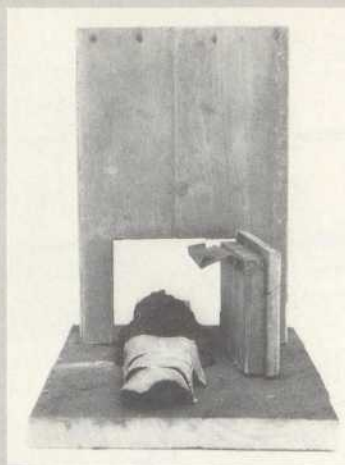
D. E.: Weltweit. Und dann: Denkmalschutz als Herausforderung an das ganze Bauen - etwa an die Qualität des sozialen Wohnungsbaues.

R. G.: Perspektiven darüber hinaus?

D. E.: Denkmalschutz als Hilfe für die Dritte Welt. Lebendig erhalten der dortigen eigenen Handwerker-Tradition. Andere Experten dorthin schicken: nicht kontaktlose Importeure europäischer Technologien, sondern verständnisvolle Menschen, die die lokalen Möglichkeiten sehen - und ihnen einen vernünftigen Zusammenhang mit industrieller Technologie ermöglichen. Das italienische Außenministerium hat jetzt die ersten Schritte gemacht.

R. G.: Zu den Anerkennungen für Ihre Arbeit zählt ein Kultur-Preis ...?

D. E.: ... der Kulturpolitischen Gesellschaft 1980 ...



Ton-Plastiken

Mich beim Gehen wahrnehmen, spüren, daß gleich der Weg eine Wendung nimmt, oder ein erwartetes Stück fehlt, ich in einen dunklen Raum hineingehe und noch nicht weiß, wie ich mich darin befinden werde. Wie ich wieder herauskomme und wie ich dann bin. Voraussehen, daß der Weg aufwärts da ein Ende hat, wie abgeschnitten. Fragen, wie ich an dieser Stelle stehen werde, was mich danach erwartet.

Das etwa sind die „Funktionen“ dieser Plastiken. Ihre Requisiten sind überwiegend von Häusern übernommen, daher zuerst eine Ähnlichkeit mit Architektur-Modellen. Da ist die schmale Treppe, das Podest, die Türöffnung, der Raum, Wände, Stützen, auch Schutthaufen. Ihre Folge bezeichnet den Weg eines Menschen, man kann ihn sehen, auch wenn er nicht in Erscheinung tritt. Material sind verschiedene Tonarten, vom Trocknen und Brennen verzogen, auch eingegrissen, ziemlich zerbrechlich. Die Oberflächen sind zum Teil mit Acrylfarbe bemalt.

Horst Küsgen

## Arsenale und Städte von Byzanz bis Amsterdam

Unter diesem Thema versammelten sich vom 5. bis 7. November 1984 17 Historiker aus fünf Ländern zu einem internationalen Kolloquium in Venedig. Eingeladen hatte das Istituto di Architettura der Abteilung für Architektur der Universität Venedig.

Bewertung des Neuen unter städtischen Aspekten und den Institutionen der Stadt, Untersuchung der Kultur des 16. Jahrhunderts - das sind meiner Meinung nach die interessantesten Punkte, die während der Diskussion über die Arsenale der großen europäischen und mediterranen Städte zur Sprache kamen. Gemäß diesen Zielsetzungen muß die Aufgabe der Architekturgeschichte, ohne „Neuheiten“ zu kreieren heute heißen: Denkmalpflege und Technikgeschichte. Die heute selbstverständliche Beziehung zwischen Technik und Stadtzerstörung ist nämlich durchaus nicht natürlich, sondern stellt ein Phänomen dar, das studiert werden muß und dessen Ursprünge noch identifiziert werden müssen.

Die Politik der Republik Venedig zeichnete sich durch „Vorsicht“ aus. Jenseits dessen muß man sich vor Augen führen, daß die Zusammenfassung der Vernunft zu bestimmten Institutionen im 16. Jahrhundert noch direkt den traditionellen politischen Institutionen Venedigs widersprach.

Ziel des Kolloquiums war es, das venezianische Arsenal mit anderen zu vergleichen. Wie D. Ellmers, Direktor des Bremer Schiffahrtsmuseums ausführte, bestand der größte Unterschied zwischen den Arsenalen von Bremen und Venedig: Im Fall von Bremen gab es keine komplexen Hafenstrukturen wie in Venedig. Im Gegenteil, die hanseatische „Lastadia“ sind einfache außerstädtische Orte des Schiffbaus.

Sie verfügen über keine komplexen und architektonischen Formen.

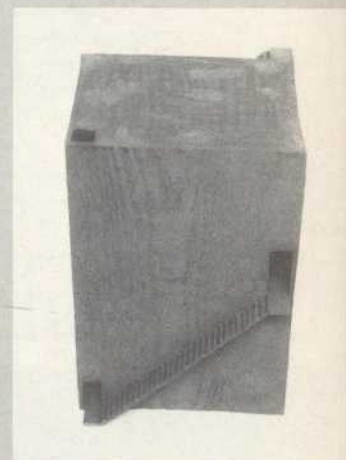
Die Vorsicht der venezianischen Kommune war sprichwörtlich: Ein französischer Ingenieur kommentierte z. B.: den Grad der Verwüstung der venezianischen Hafenanlagen nicht ohne zu betonen, daß die Angst der Venezianer vor der Zukunft größer sei als ihr Genius. Heute, nachdem der Fortschrittsmythos zusammengebrochen ist, gewinnt auch das unbegrenzte Vertrauen in die Zukunft, wie es noch das 19. Jahrhundert kannte, neue Bedeutung. Die Hafenbehörde stellte damals klar, daß die Mündung des Hafens von Malamocco (dem Zugang zur Lagune) nicht für moderne Schiffe geeignet sei, aber auch nicht verändert werden dürfe, weil jeder Eingriff in die Lagune dem natürlichen Gleichgewicht schadete.

Es war somit ein Kolloquium über Arsenale, das sich in Wirklichkeit mit der Bedeutung von Wissenschaft und Technik und deren Verflechtungen mit den städtischen Organisationen und mit der Stadt selbst beschäftigte.

Ludvica Scarpa  
Übersetzung: Reinhard Lepel



Plan des Arsenalen von G. Casoni, 1829



## Auseinander-Setzung

Man ist mit der Wirklichkeit so eng verbunden, daß es eine unnötige Anstrengung wäre, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Selbst Tiere meiden den zusätzlichen Aufwand: setzte der Fisch sich mit dem Meer auseinander, säße er auf dem Trockenen.

Es besteht aber auch wirklich kein Anlaß, sich dadurch verzehrende Einsamkeit einzuhandeln, daß man sich aus dem All-ein-sein der Wirklichkeit herauslöst. Nicht auszudenken wären die Folgen, wenn man seine Bedeutungslosigkeit leugnen und die Vergänglichkeit aus den Augen verlieren würde; man müßte dann Begierden entwickeln, die einen aufblähen, und Aggressionen einüben, die mit Paranoia genährt würden.

Was würde es für eine Kraft kosten, die lange Weile der Wirklich-

keit zu meiden: harter Einsatz an der Konsumfront und auf den Unterhaltungsfeldern, zermürender Beschäftigungszwang! Und man müßte dauernd Urteile abgeben, bewerten, abgrenzen, Informationen sammeln, Beziehungen aufdecken und Zustände analysieren, verließ man den Raum, in dem alles gleichgültig ist.

Aber malen wir uns doch nicht aus, wie die Welt aussehen würde, wenn wir mit unserer Intelligenz und unseren Fähigkeiten tiefer als die Tiere fielen; freuen wir uns lieber darüber, daß wir die einfachen Übungen der Wirklichkeit beherrschen und dann mit den überreichlich verbleibenden Energien den endlosen Weg der wunderbaren Überraschungen gehen können.

Michael Zimmermann



Wir wollen unseren Service für nicht so leicht zugängliche Fachliteratur (Produkte von Selbstverlagen, kleinen Verlagen, Universitätspublikationen usw.) verbessern. Bitte schickt uns jeweils ein (kostenloses) Probeexemplar entsprechender Veröffentlichungen zu! Wichtig ist auch die Angabe der **Bestelladresse** und des **Preises!** Wir garantieren, daß jedes uns zugestellte Probeexemplar kostenlos in unserer LITERATURWIESE aufgeführt wird, behalten uns allerdings das Recht vor, auch einmal einen Kurzkomentar anzuhängen. Sendungen unter dem Kennwort LITERATURWIESE bitte an Harald Bodenschatz, Pariser Str. 52, 1000 Berlin 15.

**IBA '84 '87. Projektübersicht. Stand September 1984.** 310 Seiten. 15 DM. Dokumentation der IBA-Projekte (Stadtneubau und Stadterneuerung).

**IDEE PROZESS ERGEBNIS. Die Reparatur und Rekonstruktion der Stadt. Berlin 1984.** 384 Seiten. Katalog der zentralen Ausstellung zum Berichtsjahr der IBA im Martin-Gropius-Bau (15. 9. - 16. 12. 1984). Preis in der Ausstellung: 32 DM.

**Internationale Bauausstellung Berlin 1984. Modelle für eine Stadt. Die Neubaugebiete. Dokumente-Projekte 1.** Siedler Verlag. Berlin 1984. 271 Seiten. 48 DM.

**R. Autzen/H. Becker/H. Bodenschatz/H. Claussen/D. Radicke/H. Stimmann/M. Taeger. Stadterneuerung in Berlin. Sanierung und Zerstörung vor und neben der IBA.** Verlag Ästhetik und Kommunikation. Berlin 1984, 64 Seiten. 9,80 DM. Illustrierte Geschichte der Berliner Stadterneuerung der letzten 100 Jahre, einschließlich Ost-Berlin und der „Erneuerungsgebiete der Zukunft“ (Nachkriegssiedlungen). Kontrast- und Ergänzungsveröffentlichung zum IBA-Rummel („Kreuzberg ist nicht Berlin!“).

**Verein Kooperatives Planen, Bauen und Leben. Zwischenräume. Nischen Verlag. Berlin 1984.** 191 Seiten. 20 DM. Publikation im Rahmen der IBA zur gleichnamigen Ausstellung

**Siedlungen der zwanziger Jahre - Heute. Vier Berliner Großsiedlungen 1924-1984. Katalog der Ausstellung vom 24. 10. 1984 - 7. 1. 1985 im bauhaus-archiv, Berlin.** Publica Verlagsgesellschaft. Berlin 1984. 240 Seiten. Publikation über die Hufeisensiedlung Britz, Waldsiedlung Zehlendorf, „Onkel Toms Hütte“, Großsiedlung Siemensstadt und Weiße Stadt mit hervorragendem Abbildungsmaterial.

**Hans G. Helms. Auf dem Weg zum Schrottplatz. Zum Städtebau in den USA und in Canada.** Verlag Pahl-Rugenstein. Köln 1984. 244 Seiten. 16,80 DM.

„In den rund 10 Jahren, in denen die hier versammelten Features und Essays recherchiert und geschrieben wurden, habe ich mich hauptsächlich bemüht, die grundlegenden Veränderungen zum Einen durch die monopolistische multi- und transnationale Kapitalkonzentration, zum Anderen durch die auf Mikroelektronik fußende progressive Automation zu untersuchen.“

**Leonardo Benevolo. La Citta e l'Architetto. Editori Laterza. Bari 1984.** 191 Seiten. 13.000 Lire. Interessante Aufsatzsammlung, darunter „Lo sviluppo della città moderna“ und „La conservazione della città antica“.

**Berlin. Außen und Innen. 53 Filme aus 90 Jahren. Eine Dokumentation im Rahmen des Berichtsjahres der IBA.** 115 Seiten. 10 DM.

**Berlin um 1900. Katalog der Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984 (9. September bis 28. Oktober).** 522 Seiten. Preis in der Ausstellung: 34 DM.

**Gerald R. Blomeyer/Barbara Tietze. Die andere Bauarbeit. Zur Praxis von Selbsthilfe und kooperativem Bauen.** Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart 1984. 160 Seiten. 58 DM. Publikation im Zusammenhang der Ausstellung Kooperatives Bauen in der Berlinischen Galerie zum Berichtsjahr der IBA.

**Bürgerinitiative SO 36. Internationale Bluffaktion - IBA. Berlin, September 1984.** 7 Seiten. 1 DM. Erhältlich bei der BI SO 36, z. Zt. Dresdener Str. 12, 1000 Berlin 36.

Dokumentation der Senats-Angriffe auf die behutsame Stadterneuerung in Kreuzberg.

**Pier Luigi Cervellati. La Citta Post-Industriale. Società editrice il Mulino. Bologna 1984.** 222 Seiten. 12.000 Lire.

„Dieses Buch prangert die negativen Aspekte der gegenwärtigen Stadt an und versucht, Lösungen und Themen anzusprechen, die zur Realisierung einer alternativen Wiederbegründung unserer Städte notwendig sind.“

**Rainer W. Ernst (Hg.). Stadt in Afrika, Asien und Lateinamerika. Colloquium Verlag. Berlin 1984.** 190 Seiten. 29,80 DM

Publikation im Rahmen der IBA zur gleichnamigen Ausstellung in der Hochschule der Künste (16. 9. - 11. 11. 1984)

**R. Fisch/I. Maass/K. Rating. Der Grüne Hof. Grundlagen und Anforderungen an die Hofbegrünung in der Stadterneuerung.** Verlag C. F. Müller GmbH. Karlsruhe 1984. 76 Seiten. 24,80 DM

„Dieses Buch will aufzeigen, wie Grün in der Innenstadt erhalten, geschützt und verbessert werden kann.“

**Tony Garnier, da Roma a Lione. Rassegna, marzo 1984.** 20.000 Lire. Reich bebilderte Monographie des Entwerfers der „Cité industrielle“.

**Friedrich Gilly 1772-1800 und die Privatgesellschaft Junger Architekten.** Verlag Willmuth Arenhövel. Berlin 1984. 263 Seiten. Katalog der Ausstellung im Berlin Museum (21. 9. - 4. 11. 1984). Preis in der Ausstellung: 34 DM)

**Karl Homuth. Statik Potemkinscher Dörfer. „Behutsame Stadterneuerung“ und gesellschaftliche Macht in Berlin-Kreuzberg.** Verlag Ökotoxia. Berlin 1984. 124 Seiten. 13,80 DM.

„Meine Kritik richtet sich nicht gegen die Akteure „behutsamer Stadterneuerung“ als einzelne Personen; sie beabsichtigt, die Strukturen gesellschaftlicher Macht aufzudecken, die sie durch ihre Praxis erneuert und gefestigt haben.“



Die Alternative zur Alternative?  
oder  
Das Geheimnis der Walnüsse

Diese und andere Zeichnungen aus der ARCH und der Bauwelt hat Cord Machens unter dem Titel „Unseriöse Veduten-Zeichnungen zur Architektur“ zu einem Buch zusammengefaßt. Quadrato Verlag, Braunschweig.





# DER BEFREITE FREIE

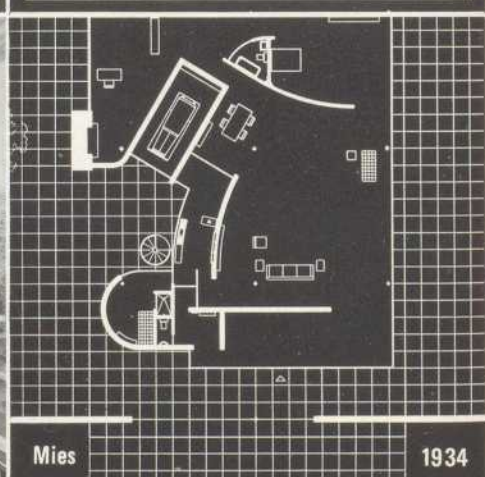
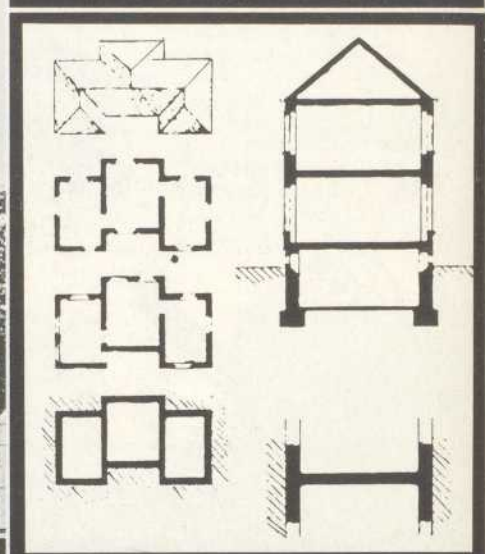
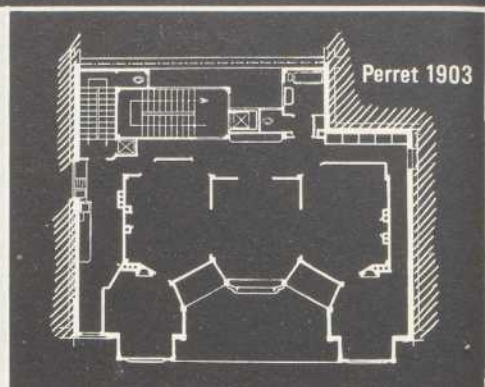
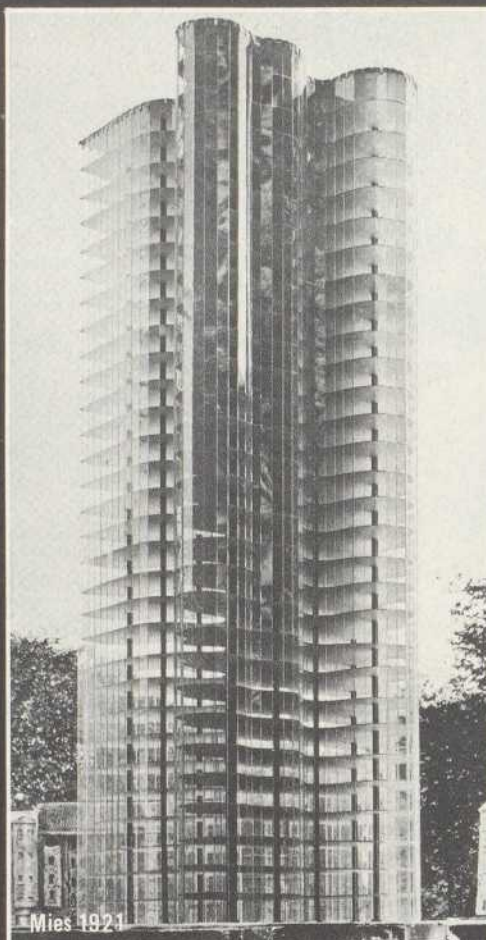
Kurze historische Anmerkung.

Von alters her hatte das einfache Bauen bereits in denjenigen Gegenden schöne Hinweise auf das Prinzip des freien Grundrisses gegeben, in denen es üblich war, einem inneren Holzgerüst durch einen äußeren Steinkasten Standsicherheit und Abschluß zu verschaffen. Allgemein zeigten sich die Möglichkeiten dieses Prinzips jedoch erst, als an Bauten, die der Darstellung und Legitimation der Macht dienten, erhebliche praktische und theoretische Schwierigkeiten auftraten und damit eine Precision der Gedankenführung herausforderten. Es waren dies (etwa ab 1550)

1. Im Schloßbau: das franz. Appartement
2. Im Kirchenbau: der freie Baldachin
3. Im Theaterbau: Kulissen und Logen
4. Im Magazinbau: die Stapelflächen.

In diesen Zusammenhängen erreichte die Handhabung des freien Grundrisses eine unerhörte Virtuosität, als in der Mitte des 18. Jhr. nicht nur verdeckt, sondern ganz offen klar wurde, daß eine feudalistische mithin regional gebundene Gesellschaft, weder durch einen zentralisierten bürokratischen Machtapparat legitimiert werden kann, noch umgekehrt dieser durch jene und schon gar nicht beide sich wechselseitig abstützen lassen. An diesem inneren Widerspruch des Ancien Regime zergingen all die Anreize und Gelegenheiten, die bis dahin französische Appartements, freie Baldachine, Logen, Kulissen, also den freien Grundriß vorgebracht hatten.

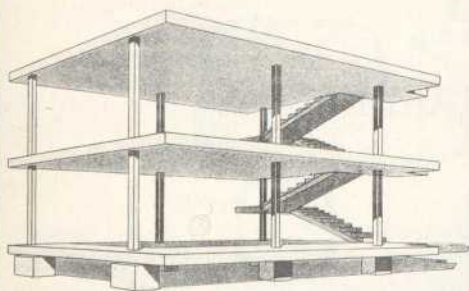
Übrig blieben die Stapelflächen und mit ihnen die Spekulanten, Fabrikanten und Generäle. Es war deren neue „Tugend der aggressiven Produktivität“, die dem zentralisierten Staat dadurch eine wirksame Rechtfertigung verschaffte, indem sich diese Tugend so schützen ließ, daß sie sich auch rentierte. Unter diesen Voraussetzungen entfaltete sich der freie Grundriß in den „englischen“ Fabriken zu einer erstaunlichen technisch-ökonomischen Perfektion. Das wurde von den Zeitgenossen durchaus bemerkt, bewundert und auch anerkannt. Dennoch mischte sich von Anbeginn in dieses Urteil ein fatales Unbehagen, das bald in leidenschaftlichen Protest umschlug, als die englischen Fabriken epidemisch wuchernd der Topographie der Energie folgten; erst an Wasserläufen, später auf Kohle- und Erzfeldern, Lärm, Gestank, Häßlichkeit und soziales Elend verbreiteten. Es war diese quälende Mischung aus Protest und Bewunderung, die dazu führte, daß die englische Fabrik mit ihrem freien Grundriß zwar das Fundament des ökonomischen Erfolges ausmachte und der Nationalstaat sich allein durch diesen Erfolg zu legitimieren suchte, gleichzeitig aber die innere Logik der Stapelflächen von seiner Selbstdarstellung ausschloß. Kurzum: Die Macht empfand die Endursache ihrer eigenen Legitimation als so „niedrig“, daß sie es für notwendig erachtete, sich in einem „höheren“ Reich der Künste darzustellen. Dieser durchgehenden Verlogenheit versuchte Labrouste mit seiner kleinen Bibliothek (1850) zu begegnen. Er übernahm aus dem Fabrikbau den freien Grundriß und versah den äußeren Steinkasten mit einer angemessenen Architecture parlante. Dieser an sich sehr schöne Gedanke verdeckte aber eher den eigentlichen Widerspruch und es war durchaus konsequenter, als 25 Jahre später Sullivan und seine Freunde das Prinzip der englischen Fabrik wenigstens auf die Tempel der Bürokratie übertrugen und versuchten, den äußeren Steinkasten dem idealistischen Decorum möglichst zu entziehen.



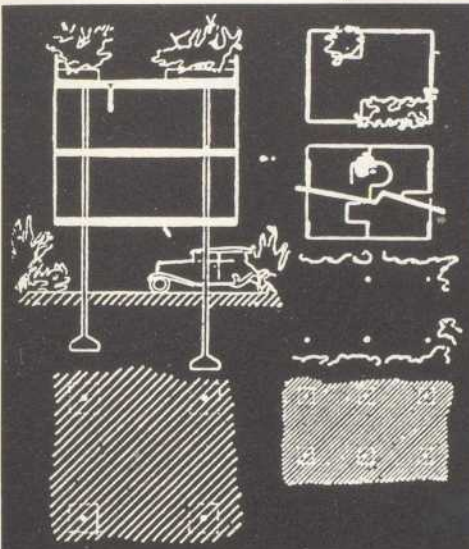
Dieser Bilderbogen möchte Sie an den entscheidenden und wirklich neuartigen Architektur-Gedanken des „Neuen Bauens“ erinnern, und zwar weder um diesen Gedanken zu tadeln, noch zu loben, auch nicht um ihn zu kommentieren.



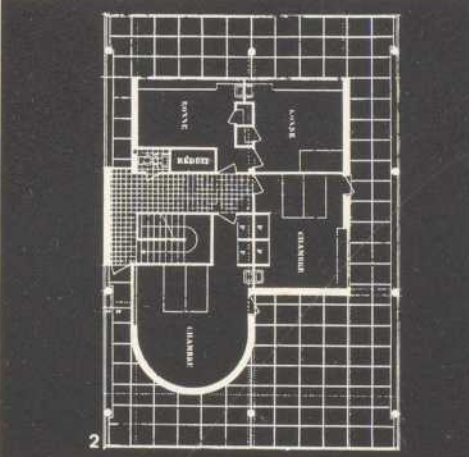
# GRUNDRISS 1900–1955.



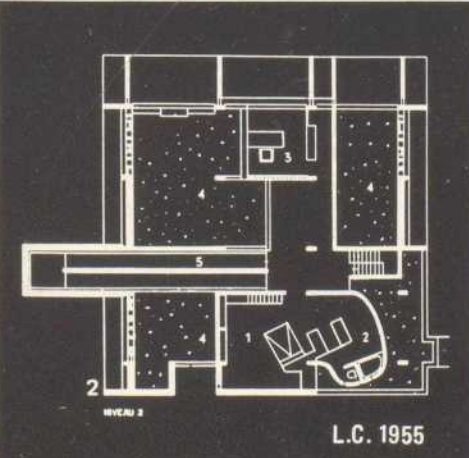
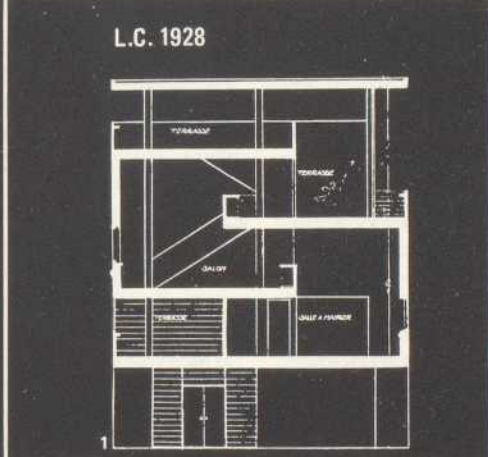
L.C. 1914



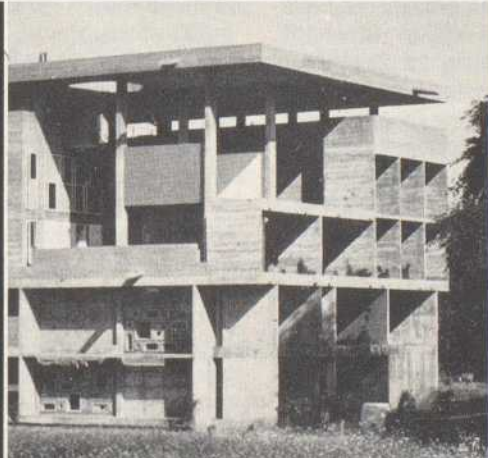
L.C. 1938



L.C. 1928



L.C. 1955



Um 1900, als der freie Grundriß mittlerweile gut 350 Jahre alt geworden war, kamen einige scharfsinnige Bauleute auf den ganz außerordentlichen Gedanken, den äußeren Steinkasten, also die Architektur einfach wegzulassen und für den dergestalt befreiten freien Grundriß die jetzt selbstverständliche Maxime zu erklären, daß die Form der Funktion folge. Angesichts dieser nackten Tatsachen war natürlich das Geschrei groß, doch die Nachdenklichen wurden spätestens durch die Schlacht von Verdun belehrt, daß es allerhöchste Zeit sein, die idealistischen Hosen herunterzulassen. So bildeten sich rund um die Erde kleine Gruppen, die die Fruchtbarkeit des Gedankens mit mehr oder weniger Geschick erprobten. Dabei wurde zunächst angenommen, daß eine industrielle produzierende Gesellschaft prinzipiell von ökonomischen Fortschritten begleitet würde, was eine entsprechend gesteigerte Bürokratisierung und Konzentration rechtfertigte. Folglich müsse auch eine Industrialisierung des Bauens gerade dem dafür so geeigneten befreiten freien Grundriß stetige Verbesserungen zuführen, die im übrigen für eine unverstellte architektonische Selbstdarstellung die einzig mögliche Rechtfertigung seien.

Doch mit der faschistischen und stalinistischen Herausforderung stellte sich in den 30er Jahren die Frage, ob die nackte architektonische Rechnung einfach deshalb nicht mehr aufgehen wollte, weil der vorausgegangene ökonomische Mißerfolg einer adäquaten Selbstdarstellung den Boden entzogen hätte, oder die ganze architektonische Rechnung ohne den Wirt der menschlichen Leidenschaften, Rechtfertigungen und politischen Sehnsüchte gemacht worden war, kürzer: ob die Krise des befreiten freien Grundrisses sich allein aus dem ökonomischen Versagen erklären ließ, oder eine Architecture parlante eben doch nicht ungestraft beiseite geschoben werden konnte. Le Corbusier hatte schon um 1922 angemerkt: „Meine Seele habt ihr nicht angerührt!“ und 1938 mit dem Hochhaus von Algier eine Antwort versucht. Doch woher sollte unter dem Trauma von Auschwitz und dem Damoklesschwert von Hiroshima noch ein hinlänglich glaubwürdiges Vokabular kommen?

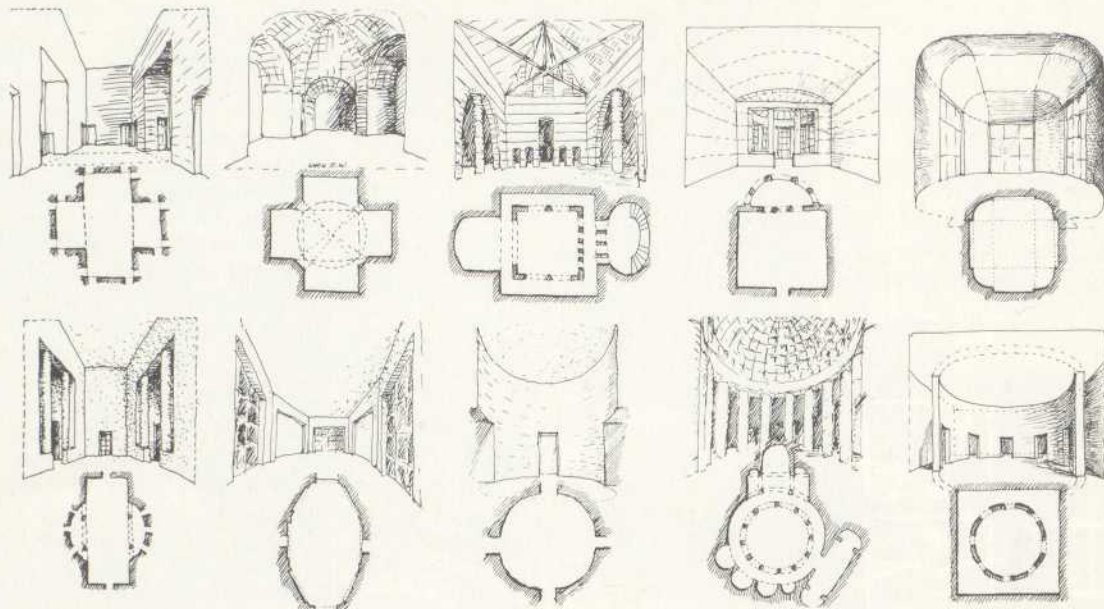
Kurz nach dem großen Krieg entsprach der enormen Aufweitung der aggressiven Productivität eine weitere Zentralisierung und Bürokratisierung der Macht. Ihre Legitimation fand sie scheinbar wieder im ökonomischen Erfolg, tatsächlich aber in der tragischen Sicherheit, Mordinstrumente anzuhäufen. In dieser Tatsache erblickten Le Corbusier und die Wenigen, die sich gleichermaßen darauf verstehen wollten, die einzige Möglichkeit ein glaubwürdiges Vokabular für eine beredsame Architektur zu finden. Sie meinten, dadurch den befreiten freien Grundriß sowohl zur tragischen Rede zu bringen, als auch davor zu bewahren, erneut in einer idealistischen Kiste zu verschwinden. Die Restauration des „Neuen Bauens“ aber begnügte sich weiterhin mit dem Schein, daß allein der wachsende ökonomische Erfolg die fortschreitenden Konzentrationen der Macht legitimiere. In der Freude, noch einmal davongekommen zu sein, überzogen die Protagonisten dieses Wahns die Welt mit immer perfekteren befreiten freien Grundrissen, so, als wäre nichts geschehen ...

Bruno Schindler

sondern um Ihnen die Frage zu stellen, ob die „Postmoderne“ bisher einen vergleichbaren Gedanken hervorgebracht hat, oder nur eingängiges Wortgepränge, um über die Ratlosigkeit und Modehanselen der Epigonen und Zünfte hinwegzutäuschen.



# ZU DIESEM HEFT



## RAUMPLÄNE

Diesen Begriff haben wir absichtsvoll vor dieses Heft gesetzt. Nicht, um in die allgemeine Loos-Euphorie miteinzustimmen, sondern um die Art und Weise zu charakterisieren, mit der in diesem Heft die Auseinandersetzung mit dem Grundriß aufgenommen werden soll: mit dem Grundriß als Raumplan.

Der Begriff des Raumplans bedarf einer besonderen Erklärung. Heinrich Kulka hat ihn geprägt, um den Loss'schen Beitrag zum Freien Grundriß zu charakterisieren. Gemeint ist damit ein neuer Umgang mit dem Raum, ein freies Planen von Räumen, das sich über die Vorgaben der überkommenen Baukultur in Form der Geschoß-(Horizontale) und Baukörpergliederung (Vertikale) hinwegsetzt. Der Raum soll nach diesem Verständnis wie eine Stadt angelegt sein. Er soll „Straßen und Wege (haben), die (...) zu Plätzen führen ... (Josef Frank).

Sicherlich ist dieser Begriff historisch gebunden und nicht unmittelbar auf die Gegenwart übertragbar. Trotzdem bezeichnet er unvergleichlich besser als andere eine Sichtweise auf den Grundriß, die im Grundriß nicht ein Flächenkalkül (der Spargrundriß, der rationale ...) sieht, sondern einen Raumorganisor und damit Verbindungen zu knüpfen, Denkräume für eine Diskussion zu öffnen erlaubt, die sich bisher mehr um Fragen des Stadtbaus, des Stadtplans kümmerte als um eine so banale Frage wie den Grundriß. Sieht man aber den Grundriß so, und wir versuchen es mit diesem Heft zu tun, dann öffnen sich auch in der kleinsten Kammer neue Perspektiven.

Soweit die Absicht des Heftes. Was fördert sie zutage? Eine erste Antwort ist schnell gefunden – eine neue Disposition der Räume. Schaut man sich nämlich im Heft um, fällt auf, daß die Grundrißorganisation kaum noch funktionalistischer Tradition folgt. Weder funktionale noch konstruktive Überlegungen spielen eine ausschlaggebende Rolle. Ausschlaggebend ist stattdessen eine Raumidee, gleichgültig, wie man sich ihr nähert, durch Bezugnahme der Baugeschichte oder der Ökologie. Sie herrscht vor; nachgeordnet sind ihr Fragen der Gebrauchsfähigkeit, mehr noch, z. T. wird sie bewußt gegen die Gebrauchsfähigkeit der Räume durchgesetzt. Sieht man weiter zu, bemerkt man, daß sich wenigstens in Ansätzen eine neue Grundrißdisposition abzeichnet, die ich so charakterisieren möchte: Hierarchisierung der Disposition zugunsten einer Wohn-Halle und gleichwertige Behandlung der übrigen Räume. Diese Prinzipien organisieren den Grundriß nach dem Modell der Halle (für den Zentralraum) und Kammer (für die Nebenräume). In

den vorgestellten Arbeiten ist die Halle entweder Wohn-Raum (Krier, Schulten) oder Wohn-Küche (Arbeitskreis für Humanökologie) oder Diele (Linke) etc., während die Nebenräume mehr oder weniger stark als Kammer ausgebildet sind. Eine andere Disposition sei wenigstens noch am Rande erwähnt, da sie aus Platzgründen im Heft nicht mehr aufgenommen werden konnte: die kammerartige Gliederung des Grundrisses (Siza, Ungers u.a.). Die Räume werden unterschiedslos gleich behandelt; sie differieren weder nach Zweck noch Sozialcharakter. Besteht Bedarf nach mehr Platz, werden einfach zwei Kammern zu einem Raum zusammengezogen.

Ohne in den Fehler zu verfallen, in Ansätzen schon eine Tendenz erkennen zu wollen, läßt sich doch sagen, daß sich mit dieser Grundrißdisposition ein anderes Lebensmodell ankündigt, das, wenigstens von seinen räumlichen Voraussetzungen her mehr auf (Wohn-)Gemeinschaft und weniger auf Vereinzelung angelegt ist. Was denn noch fehlt, ist die soziale Einlösung dieser räumlichen Versprechungen: bsp. durch Wohngemeinschaften, Einküchenhäuser, wie im zitierten Beispiel (Baufrosche). Aber nicht nur um ein Mehr an Gemeinschaft geht es, sondern auch um eine Mehr an Sinnenfreude. Und so ist es nur natürlich, daß das in den Mittelpunkt rückt, also die Stelle der Halle einnimmt, was Freude bereitet: das Zusammenleben, das Essen-Zubereiten und Essen, die Erziehung der Kinder und das Spiel etc. Erste Zeichen einer sinnfrohen, barocken Architektur.

Unabhängig aller möglichen Potentiale dieser Grundrißdisposition, muß aber angemerkt werden, daß sie sich weiterhin im Rahmen der durch die Moderne kodifizierten Vorgaben bewegt. Was Haus oder Wohnung im Ganzen, was Bad oder Küche im Besonderen als Lebensmodell räumlich fixieren: den Familienverbund, den Raum des Privaten, die Topologie des Innenraums, die Ausstattung der Innenwelt – bleiben im wesentlichen unangetastet. Was die Küche beispielsweise als Lebensmodell an sozialem Verhalten der Familie auferlegt, die Ausgrenzung bestimmter Tätigkeiten aus dem Wohn- und Lebenszusammenhang in eine abgeschlossene Zelle, wird höchstens in Form der Zuordnung (Wohnküche) berührt, aber noch nicht grundsätzlich in Frage gestellt. In einer weiteren Ausgabe von ARCH<sup>+</sup> werden wir diesen Fragen unter dem Titel: Neue Wohn- und Lebensformen nachgehen. Dieses Heft regt zu solchen Fragen an, läßt sie aber noch unbeantwortet.

Nikolaus Kuhnert



# „HALLEN FÜR ALLE“

ROB KRIER IM GESPRÄCH MIT DIETMAR STEINER

*Dietmar Steiner:* In deinen Wohnbauentwürfen ist seit einem Jahrzehnt eine ganz bestimmte Tendenz erkennbar, die eigentlich unter der Haut deines „Fassadenimages“ vollzogen wird. Eine spezifische Art der Auseinandersetzung mit dem „Grundriß“, der Wohnung, die zum einem großen zentralen Raum führte, der eigentlich im traditionellen Sinn nicht mehr Wohnraum oder Eßraum genannt werden kann, und dadurch zu neuen Nutzungsüberlegungen Anlaß gibt, eine ganz bestimmte Art des Wohnens suggerieren. Wie kam es dazu?

*Rob Krier:* Der eigentliche Grund dafür, ist zunächst ein ganz persönlicher. Ich mache eigentlich ganz genau den Grundriß, den ich Zuhause als Kind erlebt habe. Im Haus meines Großvaters, und im Haus meines Vater. Die hatten einen großen, durchgehenden Wohnraum, – die Küche direkt daran anschließend, – mit der traditionellen bürgerlichen Trennwand, früher waren es Butzenscheiben, eine mit geschliffenem Glas versehene Flügeltür, die dann rausgebrochen wurde, als es nicht mehr modern war. Diese zwei zusammenhängenden Räume waren die *Salle à manger*, die nie aufgemacht wurde, und die Stube, der *Stoff* in Luxemburg, das war dann eigentlich der Hauptaufenthaltsraum. Es gab keinen Wohnraum im traditionellen Sinne bei uns Zuhause. In jedem Zimmer, in der Stube und in der *Salle à manger*, stand überall ein großer Tisch in der Mitte, mit Stühlen rundherum. Und am Rande vielleicht noch ein Sofa, wo niemand sich hineinsetzen durfte. Dieser Raum, die Stube, war der zentrale Bereich der Wohnung, wo die Familie immer zusammenhockte. Das hatte eigentlich nur seinen Wert, wenn die Familie intakt war, und sich auch vertragen hat. Der Vater hat da sein Mittagsschlafchen gehalten, hat sich mit einer Zeitung zugeeckt, und wir haben Klavier gespielt, und das funktionierte. Oder, ich erinnere mich, wir haben als Kinder immer der Mutter die Küche gemacht. Wir haben immer morgens, mittags und abends den ganzen Küche-Eß-Betrieb bedient. Der Vater durfte sich in seine Ecke zurückziehen, und wir haben vorne gearbeitet und den Tisch saubergemacht. Das war eigentlich der Ursprung dieses Grundrisses, und ich habe als Kind sehr genossen, daß vormittags, wenn wir gefrühstückt hatten, die Sonne aufging an der einen Seite, und abends in der „guten Stube“, wo die feierlichen Sessel standen, die Sonne unterging. Das war wirklich ein ungeheures Erlebnis. Auch die Verteilung und Auswechselbarkeit der anderen Zimmer war wichtig. Als Kleinkind hatte ich ein Zimmer nach Osten, wo das ja viel wertvoller war, in der Früh. Und als ich größer wurde, hatte ich ein Zimmer nach Westen, wo ich es dann viel schöner fand. Diese Auswechselbarkeit der Zimmer ist immens wichtig.

*D. S.:* Diese positive Wohnenerfahrung mußte doch während deines Studiums mit den damals gelehrt „Funktionsgrundrissen“ in Konflikt geraten. Wir wirkten diese Studierfahrungen auf dich?

*R. K.:* Ich habe zu diesem Thema auf der Hochschule absolut nichts gelernt. Ich kann mich im Grunde nur an einen Kurs erinnern, wo wir lernten, was ein Zwei- oder Dreispänner ist. Aber diese Grundrisse waren so ekelhaft banal angelegt, ästhetisch und räumlich so absolut uninteressant, wie du sie im „Neufert“ findest. Auch die anderen Typen dieser Zeit, dieses fächerförmige Zeug, daß so pseudo-funktionalistisch sich zur Sonne aufspreizte, aber eigentlich alle Zimmer geschlossen hatte, kaum eine Querdurchlüftung möglich machte. Auch keine auswechselbare Orientierung der Nutzungen möglich machte. Das fand ich alles ziemlich ekelhaft. Begeistert aber hatte mich während des Studiums, was Le Corbusier gefunden hat. Diesen phantastischen Wohnraum mit seinem überhöhten Raum. Und so haben sich meine ersten Versuche eigentlich an der Recherche von Le Corbusier orientiert. Eine Wohnung so zu schaffen, daß sie nicht einmal, für einen speziellen Fall, sondern als Typus Geltung hat. In der Wiederholung nicht an Wert verliert, son-

dern so stabil in der Anlage ist, daß sie wirklich vielen Ausformungen und Funktionen gerecht werden kann. So habe ich eigentlich nach meinem Studium das Repertoire von Le Corbusier abgeklappert, und das Haus Dickes in Luxemburg ist eigentlich so eine Zelle, die von ihm inspiriert ist. Obschon auch da, durch das offene Treppenhaus im Wohnraum hier alle Leute zusammenlaufen.

*D. S.:* Die ersten Anzeichen für die Ausformulierung dieses Wohnungstyps finden sich bei den Stuttgarter Entwürfen für die nicht gebauten Häuser *Kolbeinson* und *Wiedemann*. Und dann eigentlich im Geschosswohnungsbau beim Projekt „Prager Platz“ für Berlin. Diese Entwicklung war doch ein Zurückfinden in zweifacher Hinsicht; ein biografisches, wie du erwähnt hast, aber auch ein architektonisches. Bis zu den heutigen Projekten, wo sich der Wohnraum immer mehr geometrisiert, immer formalisierter, immer sakraler, heiliger wird?

*R. K.:* Was mich am meisten fasziniert hat, bei der Übernahme dieses *Modus vivendi*, einen doppelseitig orientierten Wohnraum zu machen, mit der Qualität beide Hausfronten zu tangieren, beide Sonnenseiten einzufangen, war beim Zeichnen – im Laufe der Zeit, – beim Skelettieren und Elementieren dieses Grundrisses, daß er eigentlich so aussah wie der Typus einer Basilika. Das hat mich, mit meiner bigotten Erziehung, natürlich fasziniert. Daß dieser Typus ja schon lange in der Baugeschichte vorhanden war. Diese Basilika, die war ja nicht eo ipso ein Sakralraum, die war Markthalle, Börse, mit einem transparenten Raum, der nur durch seine konstruktiven Teile strukturiert war. Und überhaupt dann in einem anderen Sinn die „städtische“ Situation dieses Typs. Der Raum in der Mitte ist genau dasselbe wie der Platz in der Stadt, wo du, ob du willst oder nicht, immer davon angezogen wirst, gerade weil man sich der Öffentlichkeit aussetzt. Zum Beispiel hier in der Wohnung. In einem Zimmer läuft die Television, eine Tochter badet sich, ich weiß nicht aus welchem Grunde sie sich gerade abends gerne badet, aber sie tut es. Und es ruft mich jemand an, ich sitze da am Telefon, und wir treffen uns immer in diesem Wohnraum, an diesem neuralgischen Punkt, aber es ist sehr lustig. Dieses „Gedränge“ hast du in einer „normalen“ Wohnung nicht, weil da immer alles so schön separiert ist. So wie die Monofunktionalität in der modernen Stadt auch den Kontakt, die Begegnung der Menschen nicht berücksichtigt hat.

*D. S.:* Mit dem Beispiel der Nutzung deiner eigenen Wohnung jetzt, die ja nach demselben Prinzip organisiert ist wie deine Sozialwohnungen, kommen wir zu den Möglichkeiten, die dieser Typ bietet, aber auch zur Kritik daran. Der Wohnraum muß immer „durchgangen“ werden, ist nicht ruhiger, durch einen Flur abgetrennter Aufenthaltsraum. Und seine zunehmende Geometrisierung bringt doch einen gewaltigen Konflikt mit den herkömmlichen Standardmöblierungen für Wohnräume?

*R. K.:* Dieser Grundriß ist absolut wertlos, mit diesem zentralen Wohnraum, wenn die Familie nicht intakt ist. Das muß man wissen. Für Familien, die nicht funktionieren, die ihre Probleme nicht lösen können, kannst du das sofort vergessen. Die müssen sofort wieder ausziehen, denn an dem einen Ort in der Mitte begegnen sie sich immer. So wie hier in der Wohnung. Wenn das in der Familie nicht läuft, dann ist die Wohnung unerträglich. Sie ist sogar jetzt schon manchmal schwer belastet. Wenn ich Klavier spiele, dann ist der Radau natürlich überall. Oder Kinder spielen ihre Musik, dann ist das dann genauso. Diese Belästigungen muß man als normale Familie ertragen und lösen können. Wenn das nicht läuft, dann ist eine idiotische Wohnung nach dem simplen Korridorprinzip wahrscheinlich psychologisch besser. Der Grundriß ist aber sicherlich heilsam für ein gutes Familienleben. Zur Aufrechterhaltung von normalen Anstandsregeln im Umgang mit der Familie. Und zur

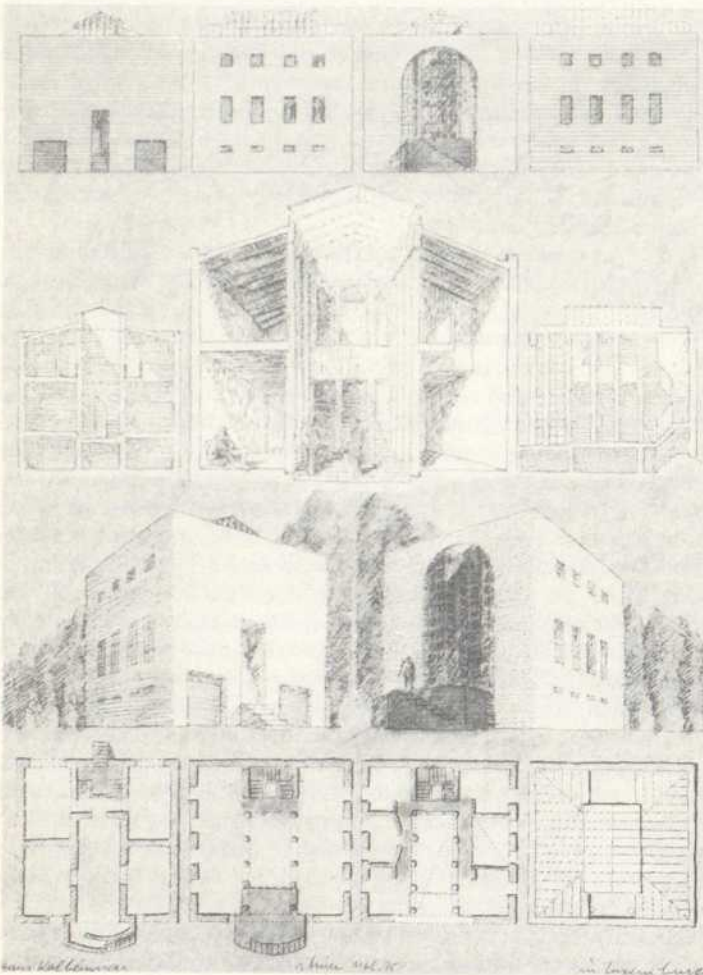


## Haus Kolbeinsson, Luxemburg 1975

Vorbild dieses Typs ist die Form der Basilika. Die Profanisierung dieses Bautyps erlebte ich an wunderschönen Scheunen bei Bellinzona und Posciavo in der Schweiz. Sie gaben den eigentlichen Anstoß zu dieser Lösung.

Wenn ich hier die "Basilika" zitiere, heißt das nicht, daß ich einen Kultbau entweihen will. Die Christen haben den Typus der römischen Börse - die Basilika - übernommen und daraus den Prototyp eines Kultraumes gemacht, der im Laufe der Jahrhunderte vielfältig variiert wurde. Umge-

kehrt ist es auch heute noch legitim, einen Bautyp - je nach Art der Behandlung - für verschiedene Nutzungen zu interpretieren. Die Idee des Mittelschiffes und die Abhängigkeit und Zuordnung der seitlichen, flankierenden Räume, kann auch im Wohnungsbau eine schöne, hierarchische Raumkomposition ermöglichen.



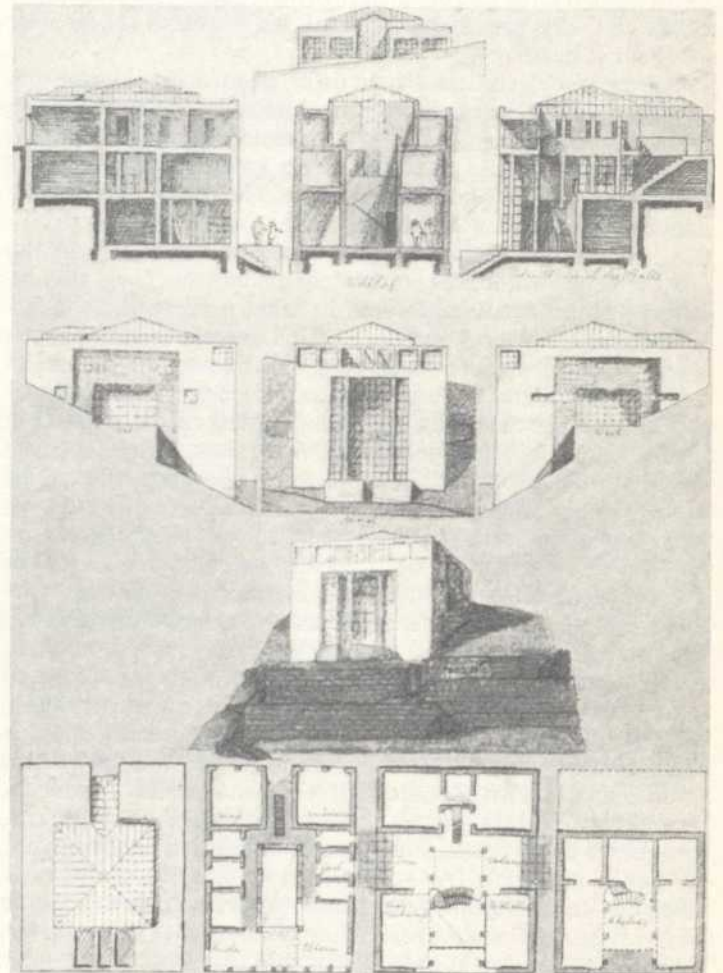
Einrichtung: Also ich habe früher von den Genehmigungsbehörden in Berlin immer diesen Vorwurf erhalten, die Wohnungen wären nicht möblierbar. Dann hat sich etwas ereignet, und das ist sicherlich mein größter Erfolg, auch im Hinblick auf die „Erziehung“ der Behörden. In einer meiner von mir aus gesehen schönsten Wohnungen, hat sich ein Beamter der Behörde eingenistet, von dem ich vorher immer diesen Vorwurf der Unmöblierbarkeit erhielt. Genau der ist dann eingezogen, und was besseres kann dir eigentlich nicht passieren. Die Bestätigung auf dieser Ebene, wenn der mit seiner Familie einzieht, das ist dann doch eine wunderbare Annahme. Inzwischen erklärt derselbe Mann einem anderen Wiener Architekten, der jetzt in Berlin baut, er soll sich doch einmal mit mir unterhalten, wie man einen Wohnungsgrundriß macht. Und das mit den Möbeln wird doch auch zunehmend anders. Die Leute sehen sich das doch vorher an. Sie wählen die Wohnungen aus, weil sie so anders sind als die, die sie bisher gesehen haben. Und sie haben auch Spaß dran, diese Wohnungen zu möblieren. Die nicht mit irgendwelchen 6 m-Schränken ankommen, und dann denken, jetzt muß das Gehäuse genauso sein, wie die Schränke, die er mit-

## Haus Weidemann, Stuttgart 1975

Dieser Entwurf ist die Adaptierung des Haustyps Kolbeinssons für eine Hanglage. Die terrassenartige Modellierung des Hanges ist im Haus spürbar, und die Treppen sind wie die Treppen des Weinbergs angelegt, - die untere sacht geschwungen und gewandelt, die obere geradlinig.

Das Haus sollte an einem sehr steilen Nordhang errichtet werden, den der Bauherr seit Jahren mit hohen Sandsteinmauern terrassieren ließ. Das umfangreiche Raumprogramm samt Bibliothek für 15 laufende Meter geschoßhohe

Bücherregale, Kunstsammlung und Graphikatelier, ist rund um einen mit Glas abgedeckten Lichthof organisiert. Vom oberen Eingang können alle Ebenen überblickt werden. Der innere Hof ist mit engstehenden Stützen umgrenzt, die bis ins Atelier hinunterreichen. Der Wohn-Eßbereich ist Ost-West orientiert, mit Austritten ins Freie. Das Atelier hat reines Nordlicht. Die große Fensteröffnung zur Hangseite gibt, über die Baumkronen hinweg, den Blick ins Tal hinunter frei.



bringt. Das Möbelangebot verändert sich doch auch. Es gibt immer weniger große Möbel. Immer mehr kleine, zusammensteckbare, kleinteilige Möbel mit einer ästhetischen Identität, einem ästhetischen Reiz. Eine Tendenz, die doch auch von den ganz jungen Designern verfolgt wird, die du kennst, mit den exzentrischen Formulierungen von kleinen Objekten.

D. S.: Kommen wir nochmals zurück zur Elementierung, zur Instrumentierung deiner Wohnräume. Warum sind sie formal so stark variiert? Ist das unter den Bedingungen des sozialen Wohnbaus wirklich finanzierbar?

R. K.: Diese Größe, die dir so ein zentraler Wohnraum bietet, in dem du Essen und Wohnen zusammenlegst, diese Vermehrung der Quadratmeter ergeben ein wesentliches, ein wertvolles Volumen. Einmal in so einer Wohnung etwas Größeres als die Norm zu bieten. Das geschieht vor allem durch die Ersparnis der Flure. Die Wohnungen haben immer effektiv nur die minimalsten Gangflächen. Und die Wohnräume versuche ich in den meisten Fällen so zu variieren, daß sie fast schon akademisch folkloristisch durchtrainiert werden, als Variantenfindung. Das ist einfach ein Spaß für den

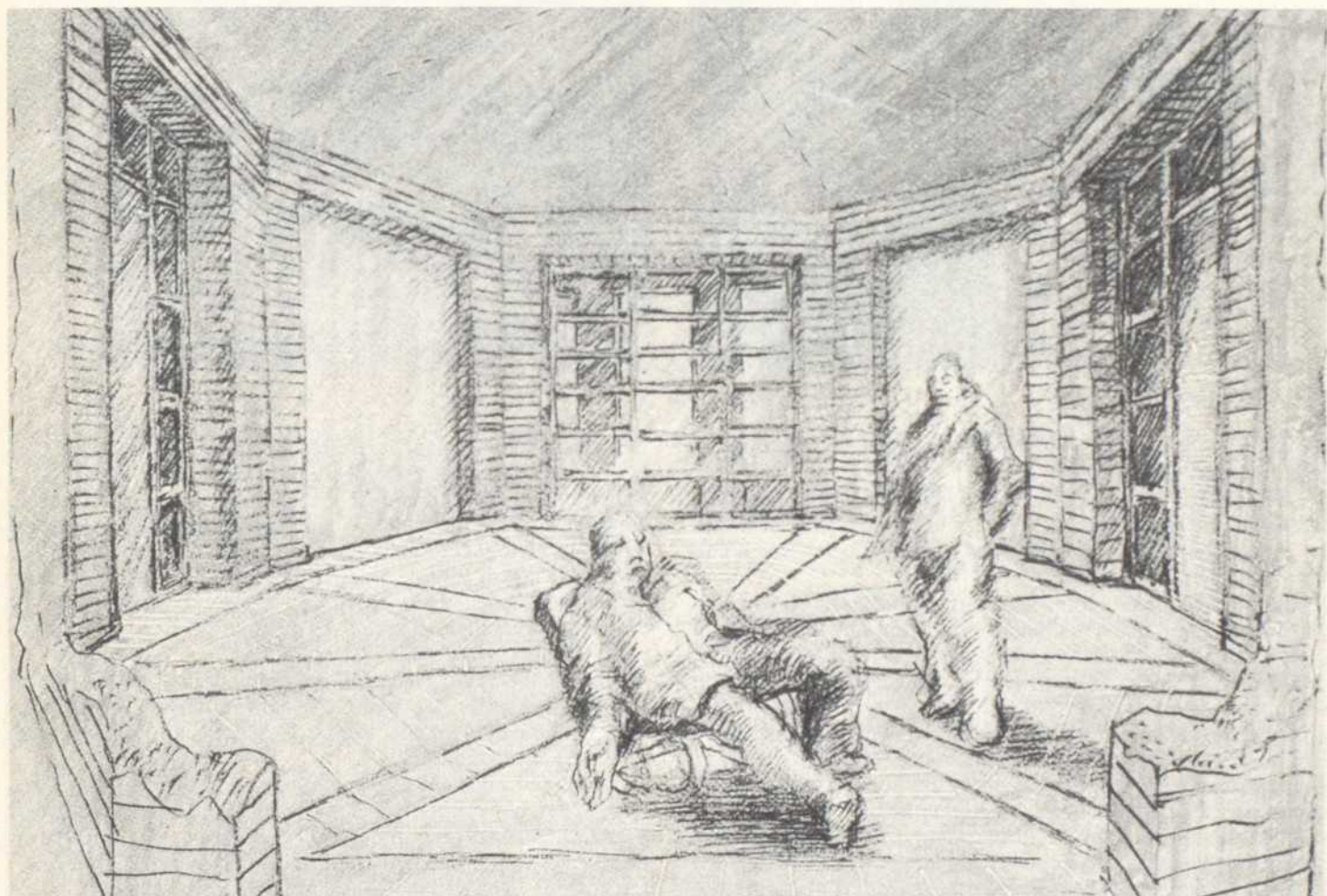
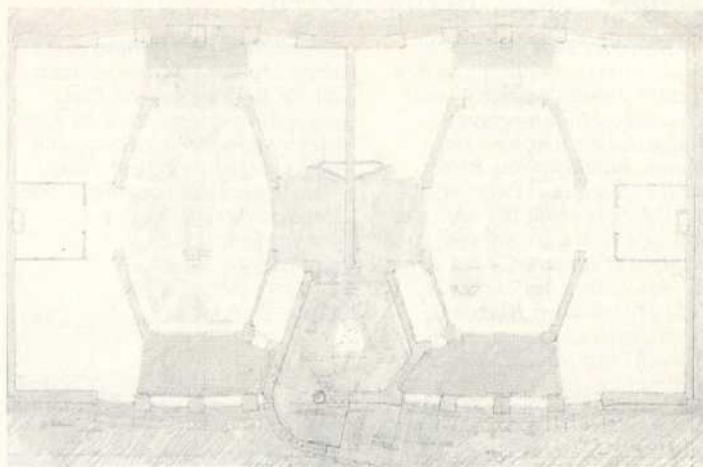
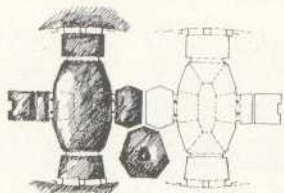


## Lindenufer, Berlin-Spandau 1979

In diesem Entwurf wird die Idee einer klaren Innenraumgeometrie weiterverfolgt. Die Raumkomposition im Grundriß entwickelt sich vom Wohnraum aus, der die Form eines gequetschten Achtecks annimmt. Hieran schmiegen sich die sechseckige Diele und das siebeneckige Treppenhaus.

Es wird kein Geometriefetichismus betrieben. Von der Konzeption des Hauptraumes ausgehend werden die anschließenden Räume logisch entwickelt. Die Form des Wohnraumes erklärt sich aus dem Bedürfnis, diesen als Treff-

punkt der Familie, - als "Herz des Hauses" (Leon Battista Alberti) -, in der Mitte aufzuweiten und ihn zur Fensterfront hin zu reduzieren. So bekommt der Raum zugleich durch die perspektivische Betonung eine klare Orientierung zum Licht hin.



Architekten, von dem ich glaube, daß es den Leuten was bringt, durch die Individualisierung von einer Wohnung zur anderen, wenn dieser Bereich geometrisch anders ausgebildet ist.

Es ist in der Verzweiflungssituation, in der sich der Architekt im sozialen Wohnbau befindet, eine Ressource die noch bezahlbar ist, und einen ästhetischen Gewinn bringt. Im Grunde wars ja auch schon bei Scharoun dieselbe Tendenz, den Wohnbereich zu zelebrieren. Das merkst du, wenn du in die Scharounschen Häuser hineinkommst, daß eine ähnlich romantische Atmosphäre, oder eine provozierend gemütliche Atmosphäre, anvisiert wird. Die Grundanstrengung in diesen Arbeiten am Wohnungsgrundriß, die ich in den letzten zehn Jahren betreibe, ist ganz einfach die Suche nach Typen, die heute noch erstellbar, finanzierbar sind. Sobald du einen Klienten mit viel Geld hast, kannst du ja machen was du willst. Aber in diesem Fall ist das ja nicht da. Und die Recherche, die Forschung im Bereich der Grundrißtypologien ist heute so verarmt, wie sie sicherlich niemals zuvor war. Die zwanziger Jahre haben da noch große Anstrengungen gemacht. Und heute hast du nur minderwertige Folklore im Architektendesign was die Grundrisse angeht, und

die Erzeugung höchstmöglicher Banalität. Mir fällt da noch ein Detail zur Zusammenfassung der Quadratmeter ein. Beim ersten Bau in der Ritterstraße konnte ich noch durch einen Zufall, unbeobachtet von der Genehmigungsbehörde, größere Geschoßhöhen realisieren, und zusätzlich noch zwei Maisonettwohnungen mit doppelgeschossigem Wohnraum. Dinge, die immer weniger möglich werden im sozialen Wohnbau, so gut wie ausgeschlossen sind. Da ist dann diese Aufweitung im Wohnraum fast ein Zwang. Und der zentrale Raum, einfach geometrisch als durchgehender rechteckiger Raum belassen, ist ja verdammt fade. Wenn sich die ganze Breite vorne in der Fassade genauso breit öffnet, und vollverglast ist, hat es ja nicht einmal die normale Einschnürung oder Filterung, die du durch ein Fenster bekommst, das in der Wand sitzt. Durch die Geometrisierung, die Einschnürung oder Aufweitung, hast du immer eine Nuancierung zwischen der Mitte des Raumes und den anderen Bereichen. Das geht beim einfachen Rechteck nicht. Und dieser große Raum soll letztlich auch ein wenig erinnern an die verfllossene Großzügigkeit, die wir nie mehr zurückgewinnen können. Die Räume, die so groß sind, daß sie multifunktional nutzbar sind. Wo man

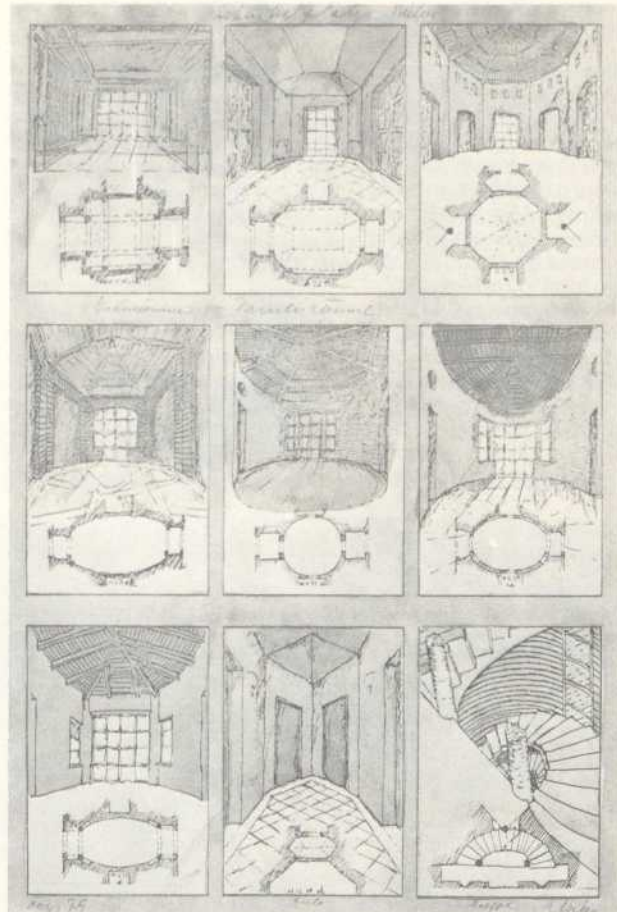


## Schinkelplatz, Berlin 1977-81

Den hier angewendeten Wohnungstyp habe ich in den letzten Jahren immer wieder zu interpretieren versucht (Haus Kolbeinson, Weidemann, Brücke in der Ritterstraße, Spandau, Prager Platz, etc). Der zentrale Wohnraum, um den sich alle anderen Räume gruppieren, wird von beiden Seiten belichtet. So läßt er sich allen Himmelsrichtungen anpassen. Man braucht nur jeweils das Kinderzimmer an die beste Sonnenlage situieren. Dieser Grundriß ermöglicht die Orientierung der Wohnung ebenso zum Platz, zur Straße oder zum Hof hin. Je nach Himmelsrichtung sind dem Wohnraum, Loggia oder Wintergarten vorgelagert.

Der zentrale Wohnraum wird in verschiedenen Geometrien variiert, um so bei gleichem Typus jeder Wohnung einen unverwechselbaren Charakter zu geben. Die ver-

schiedenen Innenraumgeometrien erinnern darüber hinaus an für Berlin typische Platzgeometrien; ich denke an den viereckigen Pariser Platz, den achteckigen Leipziger Platz, den runden Mehring-Platz oder den halbkreisförmigen Mariannenplatz.



verdammst noch mal, noch ein Fest feiern kann, einen Tisch von 5 oder 7 Metern aufstellen kann.

D. S.: Der Raum für das „Fest“, also wieder die Zelebrierung des Wohnens, und damit einhergehend auch die Erinnerung an die große „Altbauwohnung“, mit ihrer Handgreiflichkeit, den Spuren der Vorbenutzer.

R. K.: Ich empfinde die Arbeit im sozialen Wohnungsbau wie einen Sport an den minimalen Bedingungen zur Optimierung der Wohnqualität. Es ist nicht die ästhetische Attitude, es ist der Spaß, den ich den Leuten gerne machen möchte. Ich habe den Spaß in meinem Beruf, und glaube auch, daß die Leute Spaß am Genuß der Wohnung haben. Da bin ich mir ganz sicher. Ich habe eine ungetrübte Hoffnung, daß du mit deiner Anstrengung als Architekt den Leuten ganz einfach das Leben verschönerst. Zum Beispiel den unheimlichen, fast wollüstigen Genuß, den ich an meiner Wohnung habe, wie trottelig die auch im Detail ist. Wenn du hier auf die Balken guckst, wie blöd sich die aus den Bedingungen des Bestandes artikulieren. Aber die Gemütlichkeit, die da produziert wird, die erfüllt mich mit einem derartigen Hochgenuß, daß ich am allerliebsten da gar nicht mehr faus möchte.

D. S.: Und dieses Gefühl, das versuchst du zu vermitteln.

R. K.: Aber ganz bestimmt. Ich versuche im Rahmen des Finanzierbaren, den Leuten das anzubieten. Ich hab ja keine Gesprächspartner, die mir das abverlangen, aber ich verstehe diese Anstrengung als Pflicht des Architekten. Und die Variation der Räume ist ja ein ganz geringer Mehraufwand. Die Sonderstellung von Wänden, ob sie jetzt rund, polygonal, oder wie auch immer von der Norm des regelmäßigen Rechtecks abweichen, diese Mehrkosten sind praktisch nicht bezifferbar. Es hängt nur vom Geschick des Poliers ab, wie er diese Raumfiguren realisiert. Bei der Rauchstraße hatte ich einen genialen Polier, der hat für diese Räume Schablonen bauen lassen. Das waren Wände aus Holz, die wurden aufgestellt und dagegen wurde gemauert. Das heißt, der Maurer hatte nichts auszuloten, der hat einfach gegen die Schalung geklatscht. Diese Schalung wurde dann rausgezogen und im nächsten Geschoß weiterverwendet. Diese Art von Rationalisierung war sogar sparsam, denn er mußte den Grundriß auf der Decke nicht einmal neu aufreißen. Er hat einfach mit ein paar Merkpunkten die Schalung wieder aufgestellt und schon wurde weitergemauert. Oder bei diesem Haus in Spandau.

Dieser Grundriß ist einer der besten, die mir jemals gelungen sind. Und da ist es mir auch gelungen, im Erdgeschoß 3 Meter lichte Raumhöhe zu erwirtschaften. Und das ist etwas enorm Wertvolles. Und die Nischen, die in den Wänden eingebaut sind, so Wandnischen, wo die Bilder hängen können, die sind hier gebaut worden. Zwar nicht schön, weil sie ruppig ausgeführt sind, und die Nischen oft auf verschiedenen Höhen sind, da ist alles gar nicht perfekt. Zu meinem Ärger, aber ich konnte es nicht korrigieren. Aber es gibt sie, und das ist schon sehr viel.

D. S.: Wie siehst du eigentlich die Entwicklung deiner eigenen Grundrisse. Das formale Repertoire der zentralen Wohnräume ist doch inzwischen mehr oder weniger durchgespielt, der allgemeine Typ für dich gefunden.

R. K.: Es gibt noch ein paar Varianten die man versuchen sollte. Aber in der Rauchstraße ist mir etwas gelungen, was ich zuvor nicht geahnt habe. Ein Grundriß, der unter dem Zwang der Korrektur der Behörde zustande kam, wo ich mich ungeheuer gequält habe, und furchtbar geschimpft habe. Da ist ein Grundriß entstanden, wo von der ovalen Diele eine Diagonale entsteht, bis hin zur Spitze der Terrasse. Wo eine minimale Wohnung plötzlich eine Blicklänge von 17 Metern entfaltet wenn du die Tür aufmachst. Über eine Glastür im Foyer, über die Glastür der Loggia, siehst du plötzlich die Endsäule der Terrasse. Mit geometrischer Artikulierung des Eßbereichs in Halbkreisform, und dann kommt dieses Sechseck als Wohnraum, das Dreieck der Terrasse. Diese Sequenz, die von der sehr engen Diele, über diese Raumfiguren bis zum Außenbereich sich entwickelt, das ist das Beste was mir bisher gelungen ist. Bis zur Lichtführung und den Raumschichten, die du durchschreitest. Das hatte ich nicht geahnt. Ich dachte immer, das ist ein Verzweigungsgrundriß, und jetzt ist er der beste. Diese Erfahrung, ausgehend von der Geometrisierung der einzelnen Bereiche, über die Komposition der Räume, in einer „Sequenz“ organisiert, das ist eigentlich der Lernvorgang. Nicht nur einzelne individuelle Zellen addieren, sondern Wege, die durch die gesamte Wohnung laufen. Also diese Organisation von Sequenzen, das ist sicherlich der Punkt wo man noch weitergehen könnte.

D. S.: Aber die prinzipielle Frage, ob deine ästhetischen und kulturellen Vorstellungen als Architekt mit den Vorstellungen von Sozialbaumietern übereinstimmen, diese Frage stellst du dir nicht?

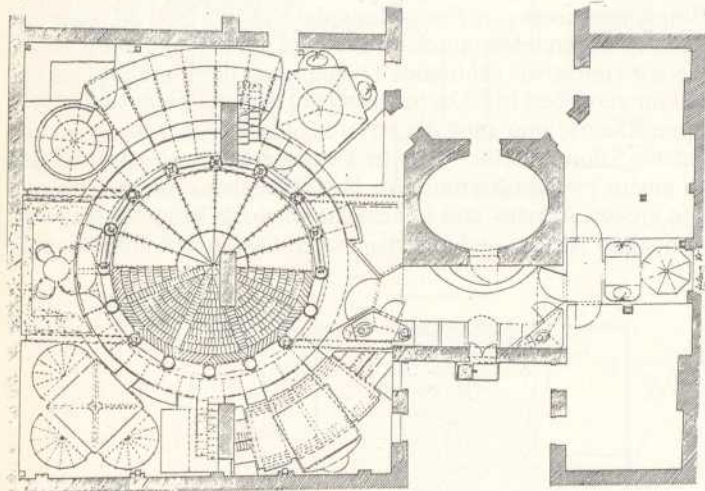


## Wohnung Krier, Bräunerstraße, Wien 1980

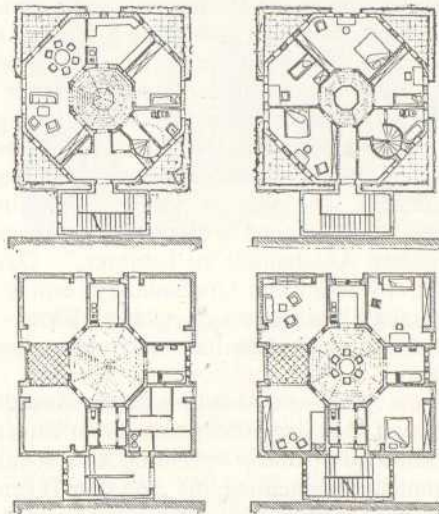
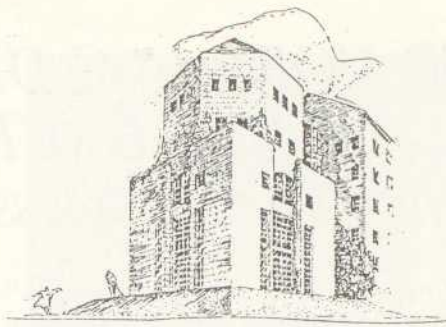
Die Idee des Zentralraumes ist den Grundrissen am Schinkelplatz ähnlich. Sechzehn Säulen aus leichtem Material tragen eine Sperrholzkuppel mit Glaslaterne. Eine Bibliothek mit Umgang grenzt die weiteren Räume vom Wohnraum ab. Jeder dieser Räume entwickelt seine eigenständige Geometrie, die das Primat des Zentralraumes noch

spürbar macht. Die Hauptlichtquelle ist der Wintergarten, von dem man auf den Stephans-turm sieht. Die Kinder haben den rückwärtigen Teil für sich allein. Sie können ohne Kontrolle hier ein und aus gehen. Dies soll die Wohnung für meine Familie werden. Ich bin mir noch sehr unsicher, ob es mir gelingt, diese Konzeption finanziell durchzustehen.

Grundriß, rechts: Küche, Essen, Bad



## Wohnturm, Berlin 1981



R. K.: Zum Beispiel in der Ritterstraße gab es einmal ein Fest. Da wurde über alles gesprochen. Mit allen Quengeleien über die Bauqualität, aber die Leute haben es honoriert, daß du ihnen lustige Wohnungen gemacht hast. Ich hatte zuerst einen derart rührenden Brief von einer Familie bekommen, aufgrund dieses Kontaktes habe ich dann auch das Fest gemacht. Ich glaube fest daran, wenn du den Leuten eine Vielzahl von Grundrißtypen anbietest, in einer Anlage, wo sie eigentlich gewohnt sind, bei 250 Wohnungen vielleicht drei oder vier wirklich unterschiedliche Grundrisse vorzufinden. Wenn es aber dann 60 oder 70 verschiedene sind, dann ist es der große Run, wie auf einer Kirmes. Diese 250 Wohnungen in der Rauchstraße haben 750 eingeschriebene Interessenten, die sofort einziehen würden. Dieser derart vitale Erfolg geht ohne Zweifel auf das Konto der Planer dort. Nach all den Jahren verbissener Praxis an diesem Thema, an dem ich noch immer interessiert bin, bin ich überzeugt, daß die Wohnung das wesentlichste Architekturthema seit Anbeginn aller Bautätigkeit immer noch bleibt. Das müßte man den Architekten nachdrücklich auf den Schulen vermitteln, wie bedeutsam dieses Thema ist. Denn damit schreiben sie die Topographie des Soziallebens auf Generationen fest. Und wenn das nicht sorgsam gemacht ist, bleibt unveränderbare schlechte Baubsubstanz.

D. S.: Wie verstehst du diese Topographie?

R. K.: Ich habe in der Mikrozelle der Wohnung eigentlich genau dieselbe räumliche Idealvorstellung, wie ich sie zum Stadtraum habe. Was ich in räumlichen Figuren, wie Gassen oder Platzkompositionen im Stadtraum mir erträume, so ähnlich ist die Wohnung eine Gestaltung im Kleinen.

D. S.: Das kann architektonisch, ästhetisch stimmen, aber sozial?

R. K.: So ähnlich wie ich mir vorstelle, daß auf der Straße die Kommunikation so ungeheuer wichtig ist, und auf dem Platz mit öffentlicher Funktion die Begegnung, so ähnlich stelle ich mir vor, daß in der Wohnung die Begegnung an verschiedenen Orten einfach provoziert werden muß vom Planer. Und wenn das nicht der Fall ist, dann läßt er die Familie vor sich hindarben, in Zellen und Abschottungen. Es ist doch auch das Schönste, was bei so einem zentralen Wohnraum ja auch funktioniert, wenn die Feste, die so eine Familie sich leistet, wenn die stattfinden, dann ist so eine Wohnung in ihrer besten Form.

D. S.: Also die Steigerung des Marktwerts der Wohnung durch formale Individualisierung hat ein Potential der Befreiung für die Bewohner, durch die Animation der Benutzung. Aber es bleibt immer noch der häufig angebrachte Vorwurf der ästhetischen Zwangsjacke.

R. K.: Dazu. Zu der Zwangsjacke, die du dem Klienten schaffst, indem du ihm eine Wohnung derart präzise vorformulierst. Ich habe eine Erziehung genossen in einer Benediktinerabtei. Ein barockes Gebäude mit einem präzisen ästhetischen Gerüst. Der umlaufende Kreuzgang an einem mittleren Hof, die dauernd plätschernde Fontäne da drin, die wunderschönen räumlichen Kadenzten, die sich rund um diese Abtei ansammelten, die Basilika, die da ranklatschte. Dieses präzise kulturelle Gehäuse war für mich während der ganzen Zeit, die ich da drin war, immer eine ungeheure Freude, ein ungeheurer Genuß. Trotz dieser Zwangsjacke des Pensionats, des Lernenmüssens, und auch des Eingesperrtseins. Da war das Refektorium. Ein Prachtsaal. Obschon wir nur Bouletten zu fressen bekamen und widerliches Rotkraut, was ich in meinem Leben nicht mehr sehen möchte, und wir haben uns mit den Bouletten beschmissen, und mit den Butterbroten, diesem widerlichen, nicht kaubaren Weißbrot, das haben wir uns in die Fresse geschmissen, wenn irgendwo ein Problem war. Aber der Raum, der Raum war phantastisch schön. Eine ungeheure Stuckdecke, mit Säulen drin, und es war ganz einfach eine wunderschöne Architektur. Es war eine ganze Welt, die so ein Architekt damals seinen Leuten, die in so einer Abtei zusammenlebten, geschaffen hat. Und daraus resultiert auch meine, vielleicht etwas naive Sicherheit, wenn du deinen Job erfüllst als Architekt, und alles so wertvoll wie möglich artikulierst, daß dann die Leute ein Leben lang ihren Spaß dran haben. Mein gesamtes Architekturbild wächst noch immer aus dieser Wurzel, die ich als Kind mitbekommen habe. Sowohl in meiner Familie, wie wir damals gelebt haben, wie auch in diesem Pensionat mit seiner ungeheuer schönen Karosserie.

Rob Krier

Geb. 1938 in Luxemburg; Studium an der TU München; Mitarbeit bei Oswald Mathias Ungers und Frei Otto; 1976 Lehrstuhl an der Technischen Universität Wien.



# DER VORRANG DES RAUMES IN DER BAUKUNST

## WOHNHAUSGRUNDRISSE VON HEINZ BIENEFELD

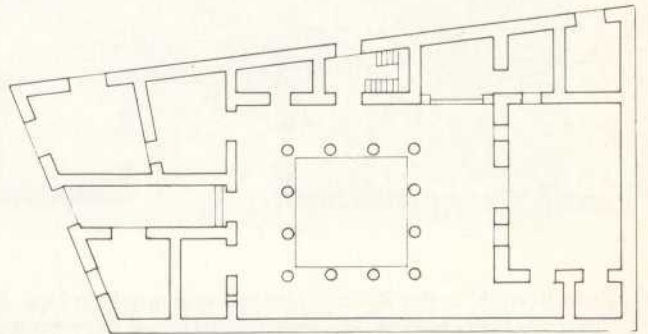
„Das eigentliche Ziel der Baukunst ist das, Räume zu schaffen.“<sup>1)</sup> So beginnt der erste Band der Sechs Bücher vom Bauen von Friedrich Ostendorf, 1913, und dieser Satz ist das Motto von Heinz Bienefeld. Ostendorf führt dann weiter aus, und auch das gilt für Heinz Bienefeld Wort für Wort: „... Entwerfen heißt: die einfachste Erscheinungsform für ein Bauprogramm finden, wobei „einfach“ natürlich mit Bezug auf den Organismus und nicht etwa mit Bezug auf das Kleid zu verstehen ist!“<sup>2)</sup> Sackur, der Herausgeber der dritten Auflage dieses Buches, ergänzt in seinem Vorwort diesen Standpunkt: die Frage ist nun, „wie entwirft der Architekt ein Raumgebilde und wie muß ein Raumgebilde beschaffen sein, um dem Besucher zur räumlichen Anschauung zu kommen.“<sup>3)</sup> Das Ziel der Architektur ist das, eine räumliche Anschauung zu ermöglichen – und nicht etwa vorrangig bestimmten Zwecken zu dienen – und der Ausgangspunkt dafür ist es, eine Raumidee oder eine Raumordnung zu schaffen.

Es ist hier kein Platz für die historische Ableitung dieser Vorstellung von Baukunst. Ostendorf sieht den Höhepunkt dieser Kunst der Raumbildung im 18. Jahrhundert, und er setzt ihren Anfang mit der Renaissance. Die räumliche Vorstellung, die „seit den Tagen der Renaissance zum Gesetz alles Entwerfens und Bauens geworden war“,<sup>4)</sup> und die seit Schinkel malerischen Gruppierungen gewichen ist, ist Grundbedingung des Hausentwurfes wie des Stadtbaus. Ebenso wie das Raumgeflecht des Hauses aus räumlicher Anschauung entstehen muß, um einheitlich, klar, bestimmt und von einer Kraft der Überzeugung sein zu können, muß es auch des Hauses Beziehung zur Umgebung sein, mag es mit den Linien des Baukörpers Außenräume formen, seine wichtigsten Raumbildungen als Fortsetzungen der Umgebung entnehmen oder sich gegen diese abschließen, um mit einem Hofe sich nach innen zu entfalten. Andererseits aber sollen sich auch die vielen, unseren heutigen Lebensbedürfnissen entsprechenden speziellen Räume an eine Haupt-Raumordnung anschließen; allerdings müssen sie dann wieder mit räumlichen Mitteln, das können z. B. Achsenbezüge sein, untereinander verbunden werden, um eine Einheitlichkeit zurückzugewinnen. Diese drei Stufen: eine klare Raumordnung, eine eindeutige Beziehung zur Umgebung und die über Achsen hergestellte Beziehung der einzelnen Räume untereinander und zum Hauptraum, charakterisieren die Hausentwürfe Heinz Bienefelds.

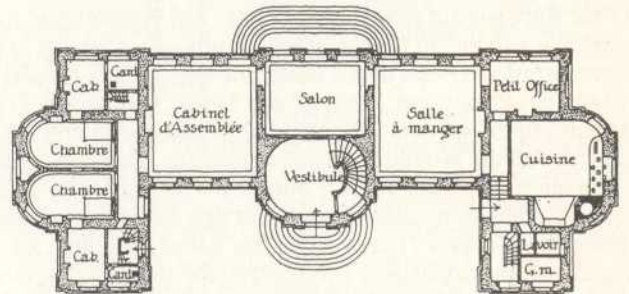
Die nächste Frage ist nun, welche Form die wichtigste Raumfolge, der Ordnungs-Raum, annehmen solle. Für Ostendorf gibt es nur ein Modell, das höfische Vestibülhaus des französischen 18. Jahrhunderts mit dem Raumpaars Vestibül-Salon. Bienefeld dagegen findet auch klare Raumordnungen bei den Römern, beim Atriumhaus, bei Palladios Saal-Häusern, aber auch in den anonymen Flur- und Dielenhäusern der Städte und Dörfer Mitteleuropas. Sicherlich sind diese Raummodelle für moderne Nur-Wohnhäuser zunächst künstlerische Hüllen für einen bürgerlichen, gehobenen Lebensstil, Objekte sich daran zu ergötzen, weniger mit einer bestimmten Lebensform verbundene Gebilde, als vielmehr gerade wegen ihrer historischen Distanz von allerlei gesellschaftlichen Zwängen oder bestimmten Lebens- und Arbeitsformen freie Raumbildungen. Trotzdem strukturieren diese Raummodelle Formen des Zusammenlebens. Das Atriumhaus stellt die Raumgemeinschaft einer autonomen, nach außen hin sich abschließenden Familie dar, die einen eigenen Herrschaftsbereich kontrolliert.

Das palladianische Saalhaus und das Vestibülschlößchen des französischen 18. Jahrhunderts bilden Raumfolgen als Hierarchien aus. Das palladianische Haus hat Vorhalle oder Loggia, Vorräum und Saal, die von nicht weiter spezifizierten mittleren und kleinen Räumen umschlossen sind. Der Saal trennt diese Räume voneinander und erhält im Alltag die Funktion einer großen Diele.

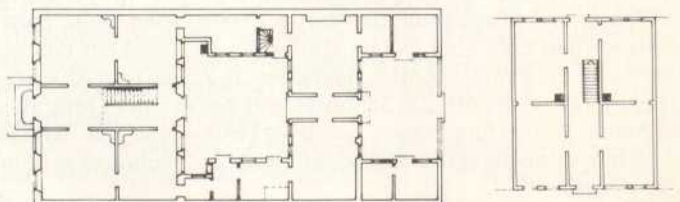
Das französische Palais zeigt die Form für eine differenzierte und systematisierte Gesellschaft. Das Raumpaars Vestibül und Salon drückt räumlich die wichtige und regulierte Beziehung des Wartempfangsraumes zum Festsaal aus; das Vestibül baut in Größe und Ausstellung architektonisch die Szenerie des Salons mit auf, so wie die zur Herrschaft gehörende Dienerschaft diese erhöht und eng mit ihr verwoben ist.<sup>6)</sup> Die im einzelnen genau differenzierten weiteren Räume, aber auch die privaten Schlafzimmer beziehen sich auf den Salon, er ist ihr Fokus. Im kleineren Palais wird das Vestibül zu einem zweiten Brennpunkt. Das Dielenhaus hat im Zentrum den großen Arbeits- und Lebensraum, und es kann das Bild vom römischen Atrium und palladianischen Saal in sich aufnehmen.



Das Flurhaus bestimmt ein anderes Lebensmodell. Der Flur, der auch große Diele sein kann, schirmt die Raumgruppen voneinander ab, wie auch der palladianische Saal, aber er hat keine Wohn- oder Festraumfunktionen und gewährt daher auch den Hauptwohnräumen Abgeschlossenheit und Intimität, die bei den anderen Raumordnungen nicht gegeben ist.



Heinz Bienefeld hat alle diese Raumordnungen in Entwürfen und Bauten ausprobiert und zu komplexen Formen verbunden. Bei allen Entwürfen verfolgt er zwei weitere, ergänzende Ziele, ein ästhetisches und ein kulturelles. Die klare Ordnung soll ermöglichen, daß auch die kleinen Bauten im Inneren groß wirken. Die Raumklarheit soll aber auch Objektivität und Allgemeingültigkeit garantieren, Wesentlichkeit jenseits individualistischer Eigenbrödelei.

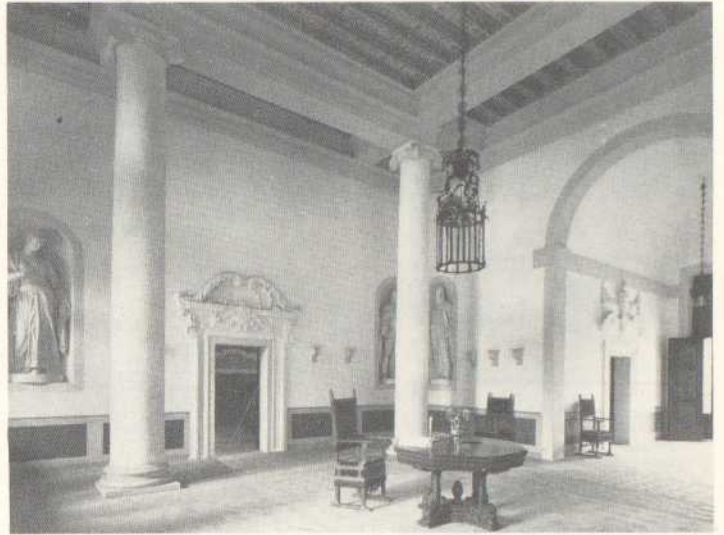
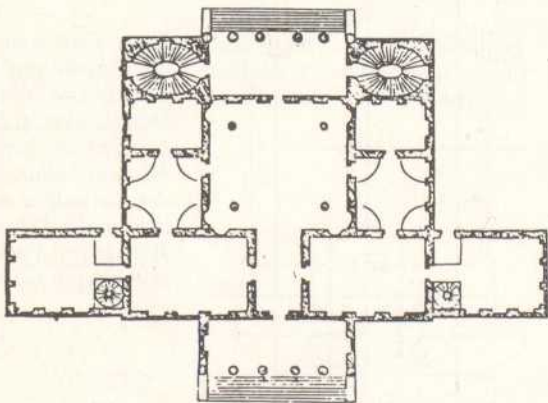
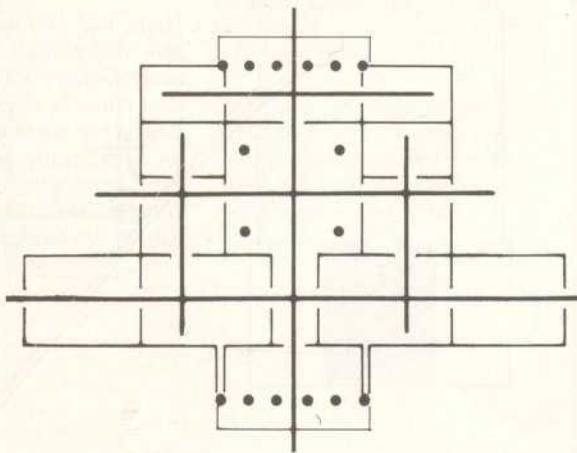
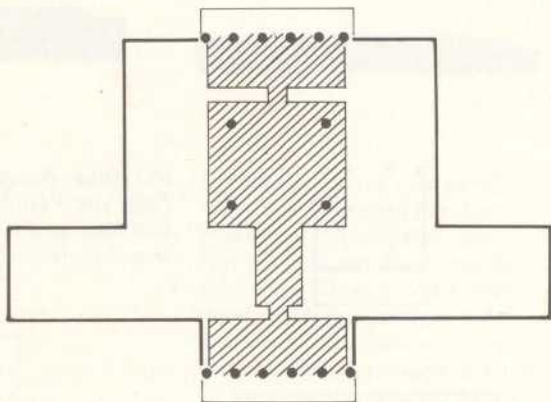
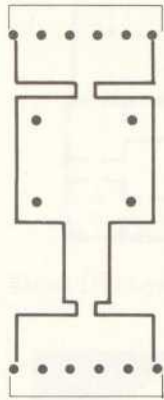




Eine methodische Darstellung der drei Raumschichten: Ordnungsraum, Hauskörper und innere Beziehung der Räume zueinander, soll mit dem Beispiel der Villa Cornaro (1551-54) von Andrea Palladio versucht werden.

Die räumliche Mitte des Hauses bildet ein quadratischer Saal, der mit einem schmalen Vorraum und einer Portikus-Vorhalle zur Eingangsseite und mit einer Loggia und offener Kollonnade zur Gartenseite eine Raumachse ergibt. Der Saal hat die Form eines römischen Vier-Säulen-Saales mit vier freistehenden, gebälktragenden Säulen, die Haupt- und Seitenräume bilden.

## Die drei Stufen der Raumordnung



Erst als Teil eines Hauskörpers wird diese Raumfolge zur Raumordnung. Wie ein kompliziertes Schlüsselloch durchdringt sie den quadratischen Baukörper symmetrisch, jedoch nur in einer Richtung. Die beiden Seitenflügel die an den Hauptbau angesetzt sind, bestimmen einen vielgliedrigen Außenraum. Es entsteht ein Gegensatz zwischen dem quergelagerten Baukörper, der den Gartenraum dem Blick entzieht, und der durchgehenden, längsgerichteten Raumachse, die dem

Besucher den Garten als eine Überraschung nach dem Durchschreiten darbietet.

Die Gruppen der größeren, mittleren und kleinen Räume sind von der Haupt-Raumfolge aus quer zugänglich, am Vorraum, in der Mitte des Saales und in der Loggia (Treppe zum oberen Geschoß). Die voneinander getrennten Räume sind quer zur Hauptachse durch Achsen aus gegenüberliegenden Türen, Fenstern und Nischen aufeinander bezogen und damit über den Hauptraum hinweg wieder zusammengebunden.

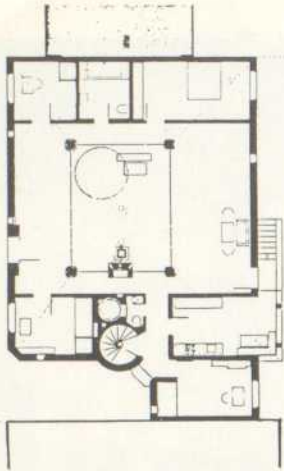
Der Saal im Innersten des Hauses soll im Sommer Kühlung bieten und im Winter vor der Kälte geschützt sein. Die Seitenflügel enthalten Vorratsräume und Räume der Dienerschaft.

Der Saal ist Festraum, aber auch Durchgangsraum, obgleich die „eigentlichen“ Wohn- und Schlafräume so miteinander verbunden sind, daß man den Saal umgehen kann. Man kann sich den Saal aber auch ohne besondere Funktion vorstellen, als einen schönen, den übrigen Organismus ordnenden Raum.

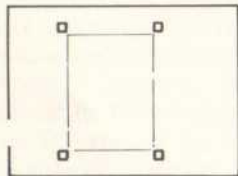
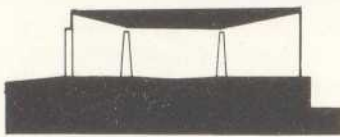




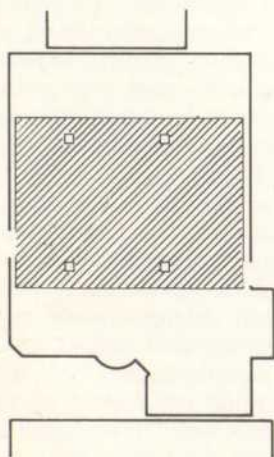
## 4 Häuser von Heinz Bierefeld



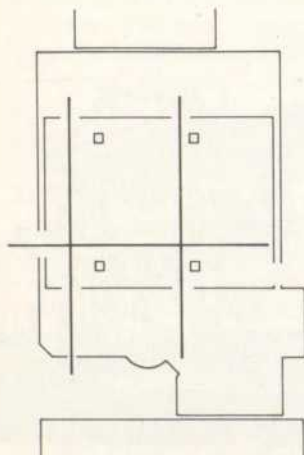
Haus Pahde, Köln, 1973



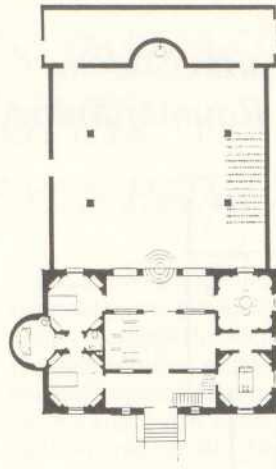
Der Hauptraum ist ein großes Rechteck, in das vier mächtige Pfeiler eingestellt sind, die die Öffnung eines Atriums bilden.



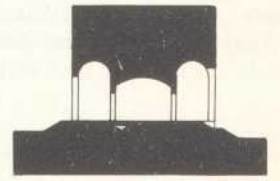
In den ausgestülpten und eingezogenen Baukörper definiert der Hauptraum eine präzise und vollkommene, geometrische Form. Zur Straße und zum Garten hin ist das Haus eine glatte Mauer mit wenigen Öffnungen. Der Straßenflucht gibt sie eine klare und geschlossene Grenze. Die visuelle Beziehung zum Garten wird nicht über das Atrium hergestellt, sondern über den wie einen Fühler ausgestreckten und verglasten Erker der Eßküche.



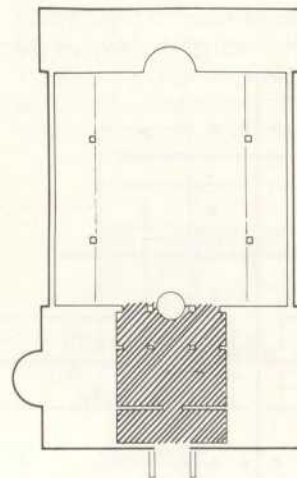
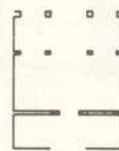
Über Querachsen, die durch gegenüberliegende Türen entstehen, sind die Seitenräume über den Hauptraum hinweg sich zugeordnet.



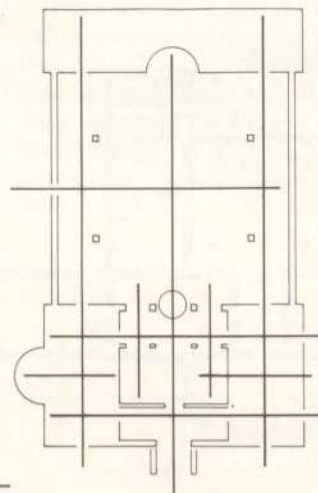
Haus Nagel, Wesseling, 1968



Die Haupt-Raumgruppe ist eine Folge von Vestibül, Wohnraum und Loggia, die in ihrer Symmetrieachse durchschritten werden.



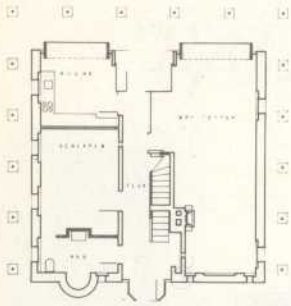
Haus, Hof und rückwärtig gelegene Abstellräume und Garage umschließen ein Geviert, das dem Haus in einem Einfamilienhausgebiet einen eindeutigen Ort an einer Straßenecke gibt. In seiner Konzeption kommt das Haus palladianischen Villenentwürfen am nächsten.



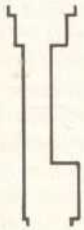
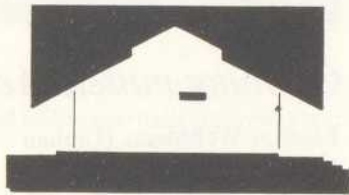
Haus, Garten und Straße und alle Räume sind durch Türen, Fenster und Nischen fast vollständig über Achsen aufeinander bezogen, die symmetrische Wandaufteilungen bilden mit der Ausnahme der zwei Querachsen der Eckräume, die die Wände von Vestibül und Loggia außermittig teilen.



## 4 Häuser von Heinz Bienefeld

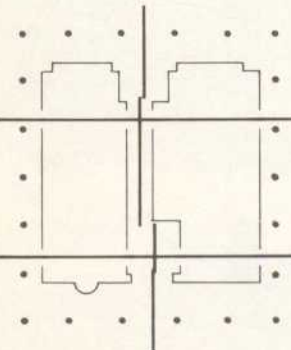
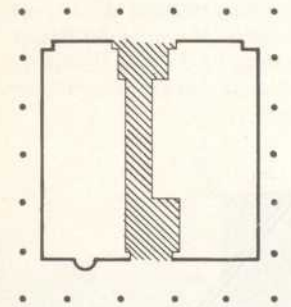


Haus Duchow, Bonn, 1984

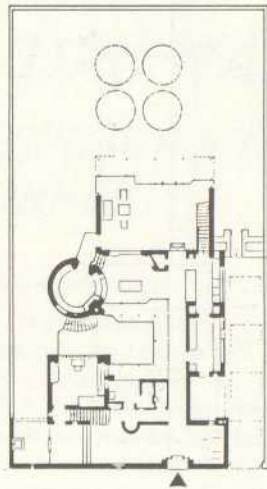


Die Raumordnung wird durch einen Flur bestimmt, der den Hauskörper durchdringt. Der Flur ist nicht nur Trennung zwischen den Räumen und Verbindung der Außenbereiche, der Straße und des Gartens, er ist der räumliche Luxus des kleinen Hauses, der den Bau als ein Ganzes, als einen dreidimensionalen Hohlkörper erfahren läßt, da er bis unter das Dach offen durchgeht.

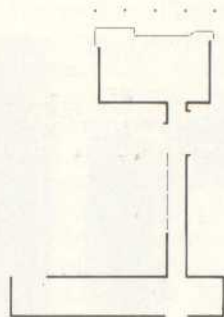
Der Flur liegt mittig im Baukörper, aber eine Verengung macht ihn asymmetrisch und beläßt einen Platz vor der Treppe und eine Loggia zum Garten.



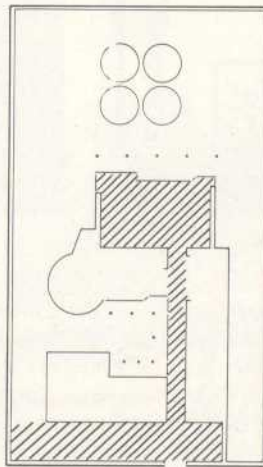
Zwei Querachsen schließen optisch die getrennten Räume über den Flur hinweg zusammen.



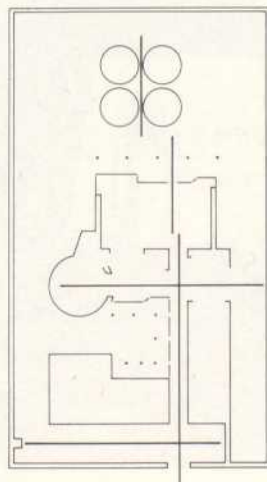
Haus Schütte, Köln, 1982



Ein langer Flur hält die beiden Elemente des Vestibülhauses, den Vorraum und den Saal auseinander und gestaltet einen Weg.

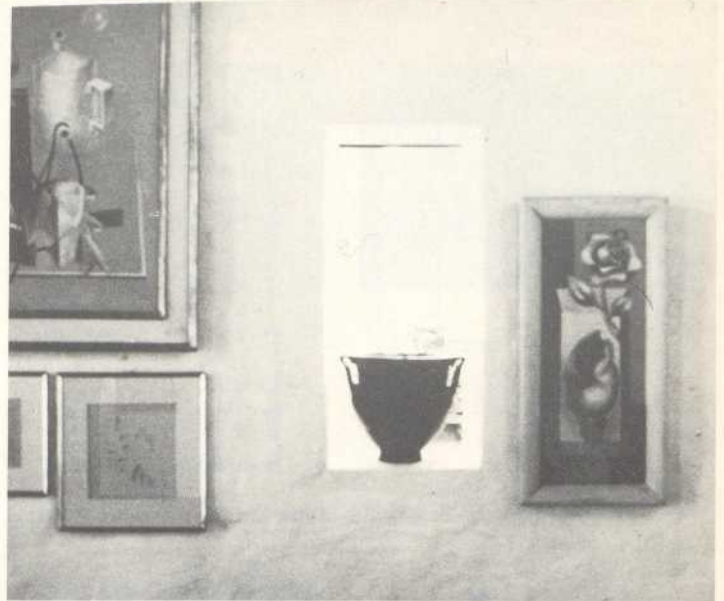
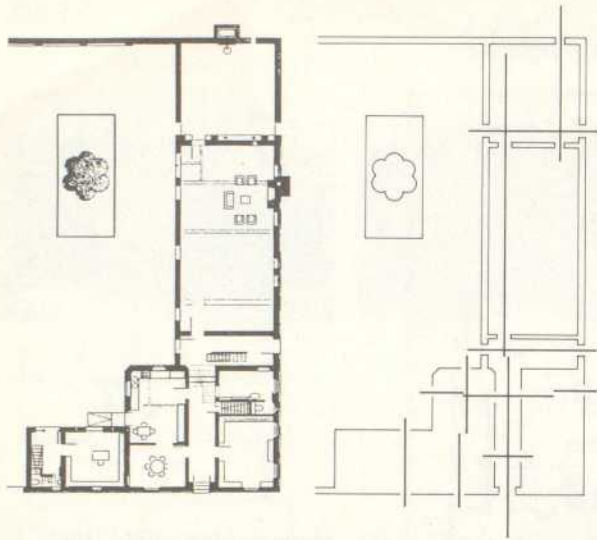


Die Vereinigung der zwei Raummodelle des Flur- und des Vestibülhauses, in einem Bau mit Innenhof und Garten ergibt ein reiches Raumgebilde, das vieldeutiger ist als die anderen Entwürfe.



Alle Achsen sind vage und bilden – mit der Ausnahme des Vestibüls – fließende Raumübergänge, die erst innerhalb des exakten Rechteckes des Hofes, und mit der Mauer zur Straße Festigkeit gewinnen. Das Haus schafft sich selber innerhalb des Hofes als Stadt mit Mauern und Türmen in einer Umgebung, die als Stadt unmöglich ist. In dieser Vielfalt bilden dann Vorhalle, Flur und Saal ordnende Orte.





## Ordnung mittels Achsen.

### Eigenes Wohnhaus (Umbau eines Bauerngehöftes.)

An einen quaderförmigen Wohnbau mit Mittelflur sind übereck Nebenbauten angefügt, die ursprünglich Abstellräume bzw. den Stall enthielten. Beim Umbau wurde der Stall „entkernt“ und zu einer großen Wohnhalle umgebildet. An die Wohnhalle schließt sich ein mit hohen Mauern eingefriedeter Gartenhof an.

Die ungleichen Bauten des Wohnhauses und der Wohnhalle sind durch eine Achse geordnet. Die Achse, die als Mittelflur das Wohnhaus bestimmt, wird – ein wenig versetzt – durch zwei gegenüberliegende Türöffnungen in der Wohnhalle und durch eine Luke in der inneren Oberwand

der Halle weitergeführt. Im Flur des Obergeschosses im Wohnhaus unterstützt ein Spiegel diese optische Zusammenbindung. Eine zweite Achse durchbohrt die Rückwand der Halle und die Hofwand und führt den Blick durch eine schmale Öffnung in eine unbestimmte Ferne jenseits der hohen Hofmauer.

Die Anwendung von Achsen durcheinander gegenüberliegende Öffnungen fügt hier als räumliche Korrektur verschiedene Baukörper innen zusammen und führt die Räume über ihre Grenzen hinaus.

Die Voraussetzung dieser „europäischen“ Methode der Raumordnung ist der aus Wänden gebildete und in sich geschlossene Raum.

### Heinz Bienefeld

Geboren am 8. Juli 1926 in Krefeld. Nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1946 Aufnahme in die Kölner Werkschule bei Dominikus Böhm. 1952 Ernennung zum Meisterschüler. Von 1952 bis 1954 Assistent bei Dominikus Böhm. 1955 Reise durch die Vereinigten Staaten. Nach dem Tode von Dominikus Böhm. Mitarbeiter bei Gottfried Böhm. Ab 1958 Mitarbeiter bei Emil Steffann. Seit 1963 selbständiger Tätigkeit als freischaffender Architekt.

#### Anmerkungen:

- 1) Friedrich Ostendorf. Sechs Bücher vom Bauen. Erster Band. Einführung. Berlin 1918 S. 1
- 2) a. a. O. S. 3
- 3) a. a. O. S. X
- 4) Friedrich Ostendorf. Haus und Garten. Berlin 1919. S. 84
- 5) a. a. O. S. 84
- 6) Norbert Elias. Die höfische Gesellschaft, Suhrkamp 1983

#### Literatur zu Heinz Bienefeld:

- ARCH<sup>+</sup> 62, Mai 1982  
a + u (Architecture and Urbanism), 1983.07

#### An den Zeichnungen haben mitgearbeitet:

Thomas Doussier  
Martin Schreiner  
Barbara Hake  
Edgar Marzusch





# "HALLENHÄUSER" - DAS HAUS LINK

ROLF LINK IM GESPRÄCH MIT  
NIKOLAUS KUHNERT\*

*Rolf Link:* Zunächst hatte ich nicht vor, das Haus so zu bauen, wie es jetzt ist. Ich habe alle Möglichkeiten probiert und verworfen bis auf eine Idee aus den 50ziger Jahren, die ich damals - ich arbeitete noch bei Dominikus Böhm - mal so schnell hingekritzelt habe. Sie entsprach am ehesten meinen Vorstellungen von einem Haus, wie man es ein Leben lang mit sich herumträgt. Danach überfielen mich wieder Zweifel und ich habe sie wieder verworfen. Bis mir irgendwann der Faden gerissen ist und ich mir gesagt habe: So, jetzt ist Schluß! Jetzt bau'ste genau das, was Du schon immer hast bauen wollen. Nun paßte das absolut nicht in die Zeit. Es orientierte sich an Palladio.

*ARCH<sup>+</sup>:* Mit wem haben Sie damals zusammen gearbeitet?

*R. L.:* Ich habe im Büro von Gottfried Böhm gearbeitet und zwar zusammen mit Heinz Bienefeld.

*ARCH<sup>+</sup>:* Wann war das etwa?

*R. L.:* Etwa zwischen 1953 und 1958. Nach 1958 haben Bienefeld und ich uns selbständig gemacht. Erst haben wir weiter zusammengearbeitet. Es klappte aber nicht, denn wir hatten noch keinen Namen, waren noch zu jung. Und von da ab haben wir uns so durchgeschlagen. Seitdem sind wir selbständig. Heinz Bienefeld ging zuerst zu *Emil Steffann*, für den er lange Zeit gearbeitet hat, und ich habe versucht, mich mit kleineren Aufträgen über Wasser zu halten, habe Bauleitungen für andere übernommen, auch für Gottfried Böhm, bis die Aufträge so langsam kamen.

## Architekturkonzept

*R. L.:* Wir wollten zurück zur Architektur! Architektur machen und, die Einsicht wird sich ja bald durchgesetzt haben, daß die Architektur erst da anfängt, wo das Zweckmäßige aufhört. Architektur erschöpft sich nicht in der Frage, wieviel Quadratmeter braucht der Mensch, wo muß das Bad sein, wo kann man sich rasieren, wo muß dies oder das geschehen, wo muß die Küche liegen, ist die Küche hier oder dort zweckmäßiger, welche Himmelsrichtung ist richtig etc. das sind die Vorbedingungen. - Das Haus muß man anders aufteilen. Man muß den Dingen Schönheit und Großzügigkeit geben! Dazu gehört, daß Diele oder Halle eben so groß sind, wie sie es einfach sein müssen. Sie müssen eine bestimmte Wirkung erzeugen. Sehen Sie sich in diesem Haus die Halle an. Sie ist groß, während im Obergeschoß die kleinen Räumchen eigentlich zu kurz kommen. Hier gilt es abzuwägen, was wichtiger ist: Raumeindruck oder Zweck. Meines Erachtens ist der Raumeindruck wichtiger. Dafür kann man sich ruhig in den Schlafräumen etwas bescheiden.

*ARCH<sup>+</sup>:* Würden Sie sagen, daß sich die Räume im Charakter unterscheiden müssen, großzügige Gestik in Halle, Saal und Treppenaufgang, anheimelnde Verhaltenheit in Kammer, Küche und Schlafraum?

*R. L.:* Ja, so ist es. Sonst stimmen die Proportionen nicht. Sicherlich würde ich gern auch größere Schlafräume haben, aber dann stimmt das Ganze nicht mehr. Man muß sich irgendwo beschränken.





## Halle

R. L.: Die Architektur vollzieht sich ja nicht nur in der Fläche sondern vervollständigt sich erst in der dritten Dimension. Um das, was ich eben für den Grundriß gesagt habe, geht auch in der dritten Dimension weiter. Sie können es an den Senkrechten ablesen. In der Halle sind bsp. die Ecken abgerundet. Der Emporenang darüber liegt mittig auf der umschließenden Mauer des Erdgeschosses. Damit sich das auspendelt, stehen die Mittelpfosten für den Dachstuhl auf dem Deckenvorsprung. Sie sehen an dem Balken, dem Unterzug, wie die Decke gerade so weit ausgreift, daß der Stiel von der Decke optisch noch getragen wird. Diese Ecken sind kantig, rechtwinklig ausgeführt, im Gegensatz zum Erdgeschoß, und wenn Sie weiter nach oben blicken, über die Empore im Obergeschoß zur Zwerggalerie im zweiten Geschoß, sehen Sie, wie die Ecken eine Gegenbewegung vollführen. Das, was im Erdgeschoß nach innen ausgerundet ist, ist im zweiten Geschoß nach außen gestülpt. Diese Eckkörbe kann man besteigen und von oben nach unten sehen. Das Dach ist pyramidenförmig und im Grundriß ebenfalls kreuzförmig entsprechend dem Erdgeschoßgrundriß mit Glas über-

stülpt, und nach allen vier Himmelsrichtungen ausgerichtet. Unter den Kreuzarmen des Glases liegen Sitztaschen, in denen man sich aufhalten kann. In den Ecken befinden sich Abstellräume. Im ersten Obergeschoß wird die Mittelhalle umschlossen von der Galerie, die gleichzeitig als Bibliothek dient. Von ihr gehen, symmetrisch angelegt, die Schlafräume ab, und zwar sich gegenüberliegend wie das Kreuz im Grundriß. Es gibt zwei Schlafzimmer in Ost-West-Richtung während es in Nord-Süd-Richtung keine Räume gibt. Sie sind entfallen, um die Symmetrie zu durchbrechen. In den Ecken befinden sich ebenfalls Räume, die zu den schönsten gehören, weil sie über Eck belichtet werden. Außen hat das Obergeschoß wieder eine Galerie. Auf der Galerie sehen Sie Mauerbänke zum Sitzen, und damit jeder, der aus seinem Zimmer tritt, seinen eigenen Bereich hat, gibt es Vor- und Rücksprünge im Mauerwerk. Sie schützen vor Wind, garantieren aber auch, daß jeder seinen eigenen Bereich hat. Schauen Sie vor der Galerie nach Süden haben Sie das große Wasserbecken vor sich. Es hat die Form einer romanischen Kapelle. An der Stelle, wo sich theoretisch der Chor befinden würde, führt eine Treppe ins Wasser.

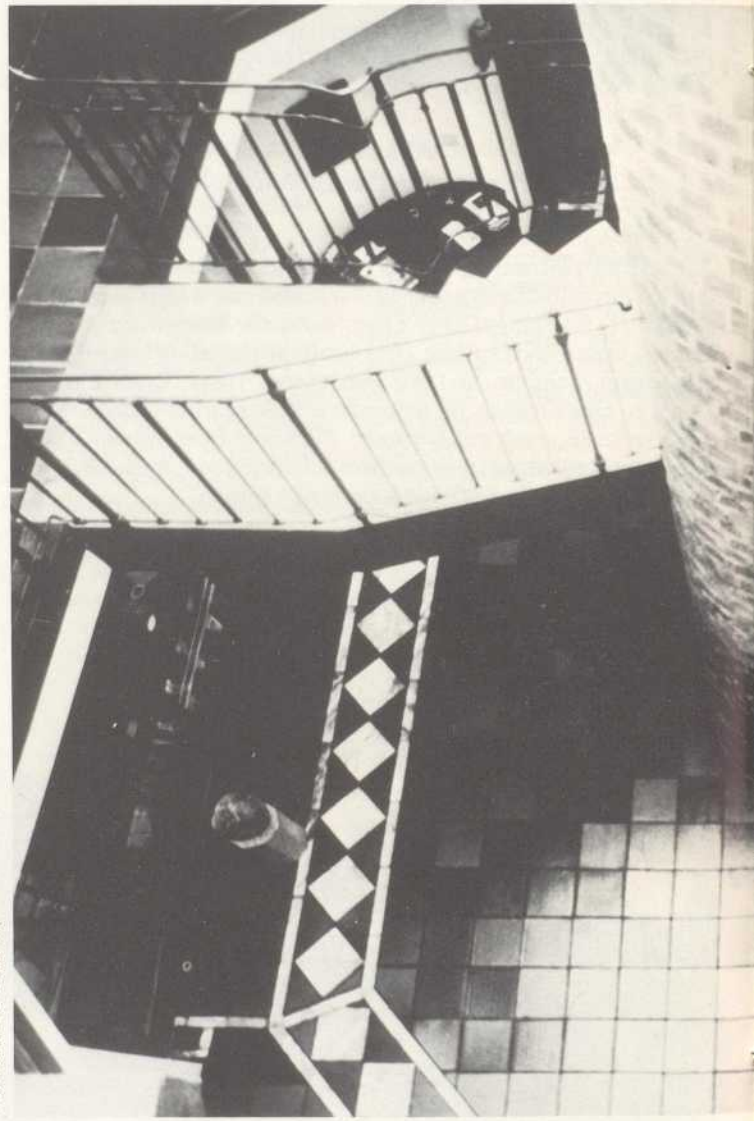


Foto: Gerd von Bassowitz

## Bewohner

ARCH<sup>+</sup>: Wie reagieren Ihre Bauherren auf dieses Raumkonzept? Akzeptieren sie es?

R. L.: Ja, sehr widersprüchlich. Es gibt welche, die können damit gar nichts anfangen.

ARCH<sup>+</sup>: Was stört sie am meisten?

R. L.: Die Freizügigkeit, das Großzügige . . .

ARCH<sup>+</sup>: Fühlen sie sich in der Größe des Hauses verloren?

R. L.: Ja, sie wollen überschaubare Räume, klein in klein; ich will nicht böse sein, aber ich meine, sie wünschen sich pflegeleichte Räume.

ARCH<sup>+</sup>: Verunsichert sie diese Art von Raumorganisation?

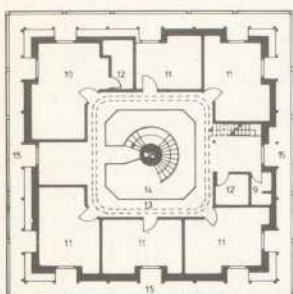
ARCH<sup>+</sup>: Ja, außerdem ist das Haus nach Außen offen. Es hat keine Rollos und die symmetrische Fensteranlage erlaubt, nachts durch das ganze Haus zu sehen. Alles, was geschieht, geschieht vor den

Augen anderer. Auch wir haben uns erst daran gewöhnen müssen. Ängstliche Leute, denke ich, könnten meinen, daß ihnen etwas fehlt: das Haus als zweite Haut, als schützende Hülle. Man muß auch dem mit Phantasie begegnen. Man muß wissen, was man will: will man Großzügigkeit oder nicht; will man sie, muß man rangehen, wie bsp. beim Abgang zum Keller. Wenn ich in den Keller gehe, in den Weinkeller oder die Speisekammer, muß ich einen Weg zurücklegen. Der Weg muß aber auch ein Weg sein; er muß bequem sein, muß aber auch Widerstände enthalten, bsp. einen Absatz zum Innehalten, um den Weg als Weg zu erleben und zu begreifen. Wäre dagegen der Abgang nur eine blöd zusammengehaufene Treppe, so kurz und knapp wie möglich, würde sie auch ihre Funktion erfüllen, aber der zurückzulegende Weg würde als Weg nicht erlebbar werden. Das ist der Unterschied im Kleinen wie im Großen, bei der Treppe wie bei der Disposition. Was sollen bsp. die

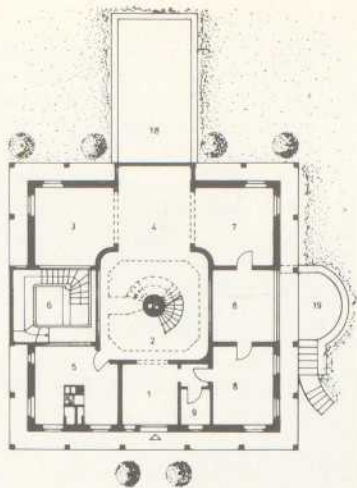


## Haus Link

- |           |                |
|-----------|----------------|
| 1 EINGANG | 6 WINTERGARTEN |
| 2 HALLE   | 7 BÜRO         |
| 3 WOHNEN  | 8 ATELIER      |
| 4 ESSEN   | 9 WC           |
| 5 KÜCHE   | 10 ELTERN      |



0 1 2 3 4



### Grundriß

R. L.: Der Grundriß ist ein Quadrat, 13,99 m x 13,99 m, um eine Galerie, 1 m breit, erweitert. In der Mitte befindet sich eine Halle, ca. 6 m x 6 m und im Zentrum ein Kamin, Durchmesser ca. 1,10 m. Der Kamin ist der Mittelpunkt des Hauses. Aber er ist nicht nur Kamin sondern auch Säule. Er trägt die Gratbalken. Um die Halle gruppieren sich die restlichen Räume traubenförmig. Der Grundriß ist achsial aufgeschnitten, die Achsen liegen in etwa im Fadenkreuz Nord-Süd, Ost-West. Vor jeder Achse gibt es eine erkerartige Erweiterung; sie fehlt lediglich am Eingang, durch die Eingangssituation bedingt. Diese erkerartigen Erweiterungen, wenn Sie wollen, die Kreuzarme, sind immer etwa 4 m breit und führen in den Garten hinaus. Die Architektur erweitert sich in den Garten, entweder in ein großes Fischbecken, 4 m x 8 m, das unter den Vorbau greift; oder in ein Schwimmbad und, auf der Gegenseite in einen Skulpturenhof. Die übrigbleibenden Räume, 4 gleiche Eckräume, Küche und Eßraum auf der Südseite Wohn- und Arbeitszimmer und das bisherige Büro in der hinteren Ecke, das jetzt gottseidank freigegeben ist, sodaß es auch zum Wohnen genutzt werden kann.



Foto: Jürgen Wucherpfennig

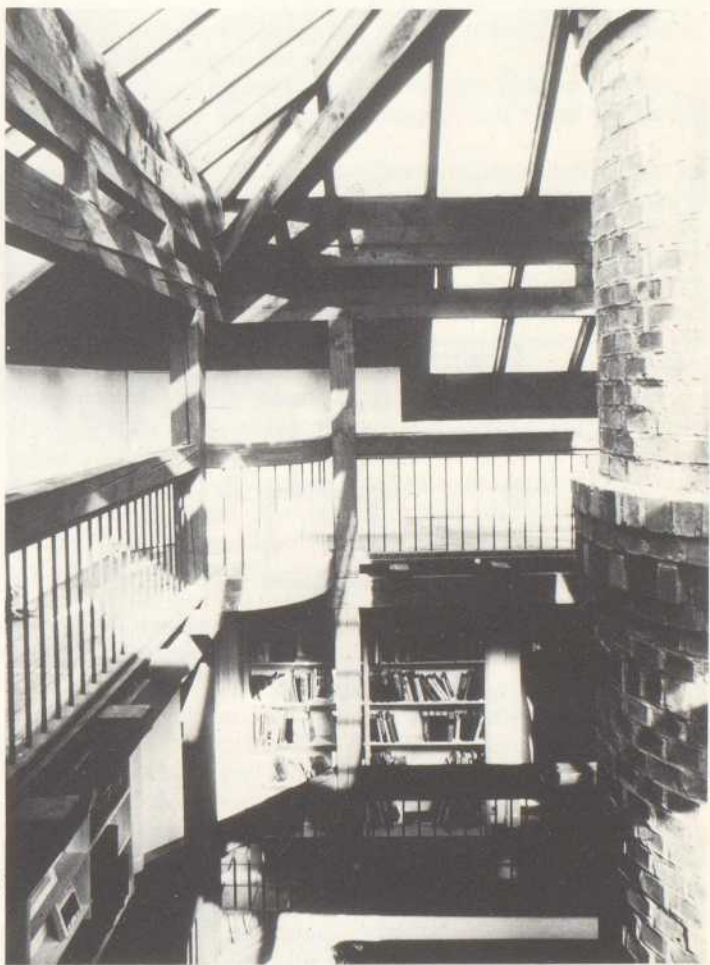


Foto: Jürgen Wucherpfennig

Pfeiler? Die Kellerdecke wäre viel billiger und einfacher durch eine Betondecke zu überspannen. Es braucht keine Gewölbe. Geht man aber mit seinen fünf Sinnen durch's Leben, begreift man, daß Pfeiler, Bögen und Gewölbe notwendig sind. Das wird zwar immer in Abrede gestellt und lächerlich gemacht, aber das ist Quatsch. Es gehört dazu.

ARCH<sup>+</sup>: Sie sagen, ein Haus muß großzügig sein. Können Sie dieses Lebensgefühl noch anders charakterisieren?

R. L.: Ja und nein. Der Mensch muß großzügig sein, und das bedeutet – ich will damit nicht sagen, daß ich ein großzügiger Mensch bin, aber es wäre meine Vorstellung, ein großzügiger Mensch zu sein; manchmal schaff ich es auch, manchmal nicht – ja, in unserem Falle wollte ich eben ein großzügiges Haus bauen.

### Lebensmodell

ARCH<sup>+</sup>: Kann man vielleicht den Begriff der Großzügigkeit, wie Sie sagen, durch den des Theatralischen ersetzen. Hat das Leben in diesem Haus nicht etwas von einer Theaterinszenierung, in der jede Tätigkeit funktional und theatralisch, eben als Rolle begriffen werden muß?

R. L.: Ja, auch. Das hört sich zwar zunächst eigenartig an, aber so ist es wohl. Sehen Sie, wir leben doch hauptsächlich von unserer Phantasie, und in unserer Phantasie. Man kann nicht einfach drauflosbauen, wie man auch nicht einfach drauflosleben kann. Man stellt sich zunächst immer etwas vor: man ist auch als Mensch immer erst irgendwer. Als Kind träumt man davon, was man für ein großartiger Mensch sei.

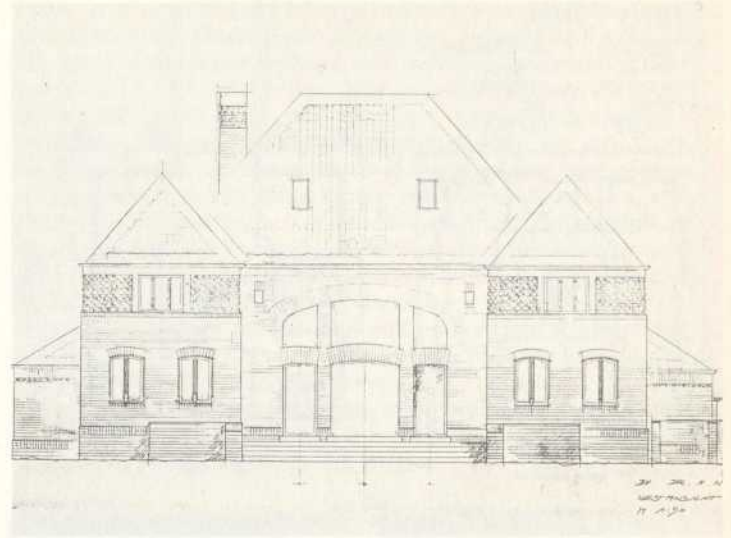
ARCH<sup>+</sup>: Lebt man denn in seinen Vorstellungen und Träumen?

R. L.: Als Kind wollte man dies und das sein, Lokomotivführer oder

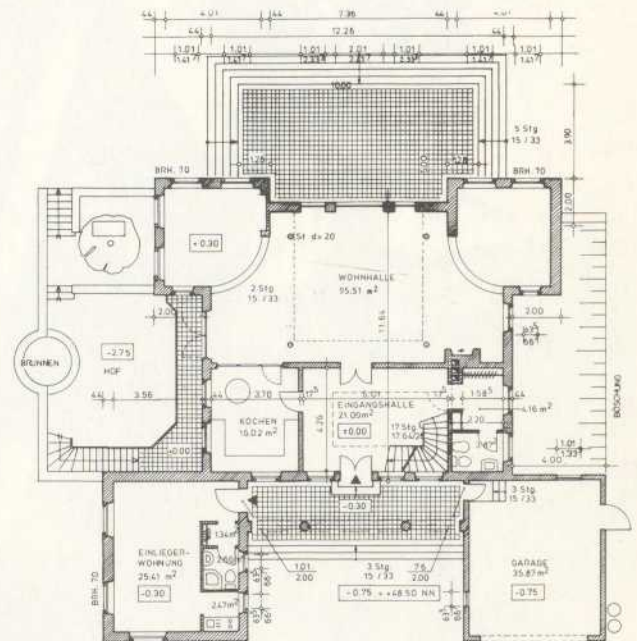
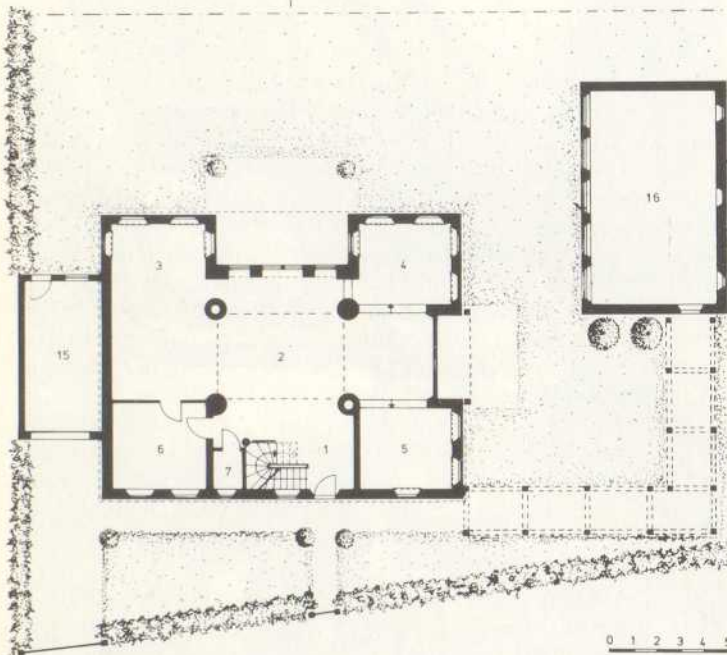




Das Blaue Haus



Haus Neuroth



König! Später spricht man nicht mehr darüber, weil man sich seiner Träume schämt, aber man verfolgt sie bis ins hohe Alter. Nicht, daß einem die Phantasie etwas vorgaukelt, aber man spielt gerne mit. Wenn ich bsp. morgens aufstehe, können Sie sich ja denken, dann laufe ich wie so' ein „Schiffsoffizier auf Deck“ erst mal oben rum, gehe an die Reling, schaue runter und weck die Kameraden. So war es früher, als die Kinder noch zur Schule gingen. Heute darf ich natürlich niemanden mehr wecken, man hat es mir schon untersagt. Ja, und dann steige ich hinab, guck überall rein, mache das Licht an, schaue raus, gerade so, wie es mir gefällt. Im Sommer, und wenn es heiß ist, gehe ich gleich raus, schwimme oder steige ins Caldarium – das ist herrlich. Weil das ganze Haus warm ist und die Stufen vorgewärmt sind, laufe ich in der Regel barfuß.

Oder, wenn es noch kalt ist, wärme ich mich kurz an den Marmorkacheln auf; einem versteckten Kachelofen, der sich am Gegenstück zu den Rundungen in der Halle befindet. Ich erinnere mich noch, daß ich als Kind immer zusammen mit meinem Vater am Kachelofen gestanden habe. Morgens, wenn es sonst noch überall frostig kalt war, haben wir so, mit dem Rücken an den Kachelofen gelehnt gestanden, uns aufgewärmt und er hat mir Geschichten erzählt. An diese Situation erinnere ich mich noch heute. Deswegen

habe ich auch im Haus diesen Kachelofen gebaut. Ja, so ziehe ich meine Bahn. Danach koche ich Café, gehe wieder rauf, rasiere mich etc. Allmählich werden auch die anderen wach und das Haus beginnt zu leben.

ARCH<sup>+</sup>: Gibt es Schwierigkeiten mit der Familie, weil das Haus so geräuschfüllig ist?

R. L.: Ja, sicher, aber wenn man rücksichtsvoller wäre, sich im Keller oder sonstwo austobte, bräuchte es keine Probleme zu geben. Man kann ja auch rausgehen. Das muß man alles durchstehen. Schön ist es, wenn alle weg sind, und man ganz alleine ist.

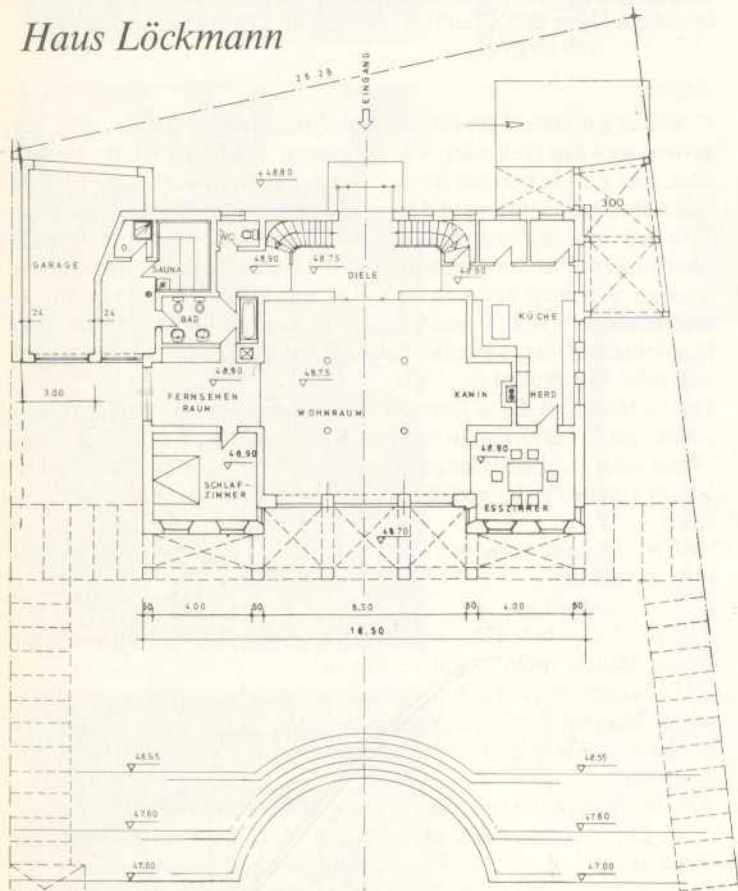
ARCH<sup>+</sup>: Wie fühlt man sich alleine im Haus?

R. L.: Schön. Man kann mit seiner Phantasie durchs Haus laufen, kann träumen und sich vorstellen, Mensch als Kind hast Du Dir damals das so und so vorgestellt, oder weißt Du noch... damals... Man streift durch das Haus, folgt seinen Gedanken, auch wie man das oder jenes jetzt anders machen könnte, oder was man noch so tun könnte. Man ist ja nie fertig.





Haus Löckmann



Grundrißdispositionen

ARCH<sup>+</sup>: Kann man sagen, daß das bestimmende Motiv des Hauses die Kreuzform ist?

R. L.: Ja, in etwa schon. Grundlage ist das Quadrat. Es gliedert sich in zweierlei Weise: nach der Seite der Raumachsen bildet es ein Kreuz und nach der Seite der Raumumschließung ein Quadrat.

ARCH<sup>+</sup>: Geht man von der Halle aus, könnte man sagen, es gibt einen Raum, die Halle, die sich in den Hauptsachen in Form eines Kreuzes nach außen entwickelt und in den Diagonalen, den Ecken, gibt es noch gesonderte Räume. Wäre das die Grundfigur?

R. L.: Ja, so sieht sie aus.

ARCH<sup>+</sup>: Eine sich kreuzförmig erweiternde Halle?

R. L.: Richtig! Damit die Durchsichtigkeit, auf die es mir ankam, gewahrt bleibt. Müssen Zwischenwände sein, sind sie meistens in Glas ausgeführt.

ARCH<sup>+</sup>: Sodaß man das Haus als einen Raum erleben kann . . .

R. L.: Ja!

ARCH<sup>+</sup>: Wie entwickelt sich dieser Grundrißtyp weiter, mit anderen Worten, in welcher Beziehung stehen die Dispositionen Ihrer Häuser zueinander?

R. L.: Das blaue Haus hat keinen quadratischen Grundriß. Er ist

rechteckig. Damit ändern sich Raumorientierung und -umschließung grundsätzlich.

ARCH<sup>+</sup>: Wie sehen die Veränderungen im Einzelnen aus? Die Halle im blauen Haus ist ein Raum im Raum, eingegrenzt durch 4 Säulen, während die Halle in Ihrem Haus einen Hohlräum bildet, einen Negativraum, der zwischen den funktional und positiv ausgeführten Eckräumen liegt. Haben Sie sich Gedanken über die unterschiedliche Bedeutung der Halle gemacht?

R. L.: Ja, aber ich kann nur wiederholen: dadurch nämlich, daß beim blauen Haus, beim Haus Neuroth, die Grundfigur ein Rechteck ist, ist man gezwungen, von der absoluten Zentralorientierung abzugehen. Man durchdenkt und durchschreitet das Haus in einer Richtung. Danach ergibt sich das rechts und links, das ist der zweite Punkt.

ARCH<sup>+</sup>: Im Haus Neuroth bestimmt nicht die Kreuzbeziehung sondern die Achsbeziehung die Raumfolge.

R. L.: Ja!

ARCH<sup>+</sup>: Die Raumfolge Vorraum zwischen Garage rechts, Einliegerwohnung links, Halle, Wohnraum mit 4 Stützen und die Terrasse bildet die Achse.

R. L.: Ja, richtig.

ARCH<sup>+</sup>: Es ist ein gerichteter Raum, während der Raum in Ihrem Haus in vierfacher Weise ausgerichtet ist.

R. L.: Genau das ist der Unterschied. Bei den anderen Häusern kann man auch so differenzieren: nur die Achsen sind etwas verschoben, leicht umgebildet sozusagen.

ARCH<sup>+</sup>: Im Vorgespräch zu diesem Interview haben Sie davon gesprochen, daß Sie an diesem Haustypus weiterarbeiten. Ist das richtig?

R. L.: Ja, zuerst habe ich das blaue Haus in Müngersdorf gebaut, anschließend das Löckmannsche Haus in Weis am Rhein, dann das Haus Neuroth. Im Unterschied zu den anderen Häusern betritt man das Haus in Weis in der Mitte, durchquert eine quergelagerte Halle, von der zwei Treppen, eine rechts, eine links, ins Obergeschoß führen. Mich interessierte dabei die Möglichkeit, die oberen Räume wahlweise zu betreten, entweder von der einen oder anderen Seite. Es gibt wieder eine Galerie, vorgelagert zum Rhein eine gewaltige Loggia. Im Haus Neuroth habe ich das Konzept des blauen Hauses wiederaufgenommen, nur leicht verändert. Man bemüht sich ja immer weiterzukommen. Wenn ich im blauen Haus den Innenraum durch vier wuchtige Säulen akzentuiert habe, so geschieht das im Hause Neuroth durch vier schlankere; gibt es im blauen Haus Säulen, Gewölbe und Gurtbögen, die nebenbei gesagt, dadurch entstanden sind, daß die 4 Säulen als Kamine ausgearbeitet wurden, die über dem Dach zu einem Zug zusammenlaufen, so fehlt dies im Haus Neuroth. Die Disposition ist z.T. ähnlich, z.T. grundverschieden.

ARCH<sup>+</sup>: Mit diesem Haus greifen sie z.T. einen Haustypus auf, der unter dem Namen des ‚Englischen Landhauses‘ bekannt ist. Dieser Haustyp ist in der ersten Hälfte des 19. Jh. in England entstanden, eigentlich ein Mischtyp; ein bürgerliches Haus, ein Haus bürgerlichen Lebenszuschnitts und gleichzeitig ein Haus, in das feudale Elemente integriert sind, nämlich die mittelalterliche Halle, ein zweistöckiger Raum mit Galerie. Haben Sie sich mit solchen Fragen beschäftigt, anders gefragt, versuchen Sie Ihre Dispositionen im Zusammenhang mit bestimmten Traditionen wie bsp. dem Englischen Landhaus zu sehen?

R. L.: Nein, so nicht.

ARCH<sup>+</sup>: Wie verhält es sich dann mit Ihrem Verhältnis zum Neuen Bauen? Mit Ihren Häusern greifen Sie doch auf klassische Dispositionen zurück, die jeder Art von sozialem Wohnungsbau widersprechen? Sie führen bspw. die Halle, anstelle des Windfangs ein . . .

R. L.: Ja, insofern haben Sie Recht. Grundsätzlich bin ich dagegen, daß der Architekt das Bauen diktiert. Sozialer Wohnungsbau ist etwas, was man nicht machen darf. Ich bin der Meinung, daß die Leute bauen sollen, was sie wollen. Das ist ihre Sache.

\* Das Gespräch fand bei einem Rundgang durch das Haus von Rolf Link statt, Köln, Am Eichenwäldchen.

Rolf Link

Geb. 1930 in Kiel; Maurerlehre; 1951-1956 Studium an der Werk-schule Köln bei Dominikus Böhm; 1956-1958 Mitarbeit bei Domini-kus und Gottfried Böhm; seit 1958 Freier Architekt in Köln.



# HALLE UND NISCHEN

## CHRISTOPH SCHULTEN IM GESPRÄCH MIT SABINE KRAFT UND NIKOLAUS KUHNERT\*

### Haus Schulten - Halle

**Christoph Schulten:** Die Halle ist zugleich Treffpunkt und Durchgangsraum, u. a. auch zu den beiden Seitenflügeln. Die Seitenflügel haben zwei Türen, weil ich vorher nicht genau wußte, wie ich die langen Seitenflügel unterteile. Sie sind etwa 10 m lang. Es hätte z. B. sein können, daß ich Arbeitszimmer und Schlafzimmer durch eine Mauer trenne. Es hat sich aber so nicht ergeben. Genauso hatte ich ursprünglich vor, zwischen Küche und Bad im anderen Seitenflügel eine Mauer einzuziehen. Auch diese Überlegung erübrigte sich, da ich mich gerne beim Baden und Kochen unterhalte. Zwischen Halle und Diele gibt es Schiebetüren aus Glas, aus Glas deshalb, weil man, wenn man das Haus betritt, dann den gesamten Raum überblicken kann. Wenn ihr die Diele betretet und unten steht, dann kann man durch ein kleines Fenster in die Küche schauen, das Arbeitszimmer erahnen und die anderen Räume, durch die Maueröffnungen in den Keller sehen, mit einem Wort man erlebt das Haus auf einen Blick. Dieser Gesichtspunkt war mir wichtig.

**ARCH:** Wo haltet Ihr euch denn am häufigsten auf, in der Halle oder in den angrenzenden Nebenräumen?

**C. S.:** Ja, das ist so eine Frage. Ursprünglich hatte ich gedacht, daß sich das Leben in der Halle konzentriert. Stimmt aber überhaupt nicht! Man zieht sich in die Seitenräume zurück.

**ARCH:** Seitenräume heißt Arbeitsraum, Schlafräum ...

**C. S.:** ...Küche, Bad, aber auch die Empore hat die Funktion eines Rückzugsraumes. Dort lebt meine Mutter, seit sie zu uns gezogen ist.

Die Halle hat mehr die Bedeutung eines Treffpunktes für unterschiedliche Gelegenheiten, z. B. wenn ich arbeiten will, oder wenn viele Leute zu Besuch kommen, setzen wir uns in die Halle. Aber meistens sind wir in der Küche und hocken dort zusammen.

### Diele

**ARCH:** Die Diele im unteren Teil der Halle besteht aus einem Kamin und Treppen zur Halle und zum Keller. Haltet Ihr euch denn tatsächlich hier auf?

**C. S.:** Ganz selten! Im Grunde ist die Diele ein optischer Luxus, von dem man meinen könnte, es sei gänzlich überflüssig. Stimmt aber nicht. Während der Bauzeit hatte die Diele mit den Sitzbänken eine große Bedeutung. Immer wenn wir Besuch bekamen oder wenn wir pausierten, haben wir uns an diesem Ort aufgehalten und das war einfach gemütlich. Aber jetzt, nach Fertigstellung des Hauses hat

die Diele im Grunde genommen mehr die Funktion eines Distanzraumes zwischen Eingang und Halle. Ein anderer Grund, der für eine Diele sprach, war, daß das Grundstück an einem Hohlweg mit stark abschüssigem Terrain liegt. So war es möglich, mit starken Niveauunterschieden zu arbeiten: Erdgeschoß gleich Grundstücksniveau, Straßenniveau gleich Kellergeschoß. Um nun diese Höhen-sprünge aufzufangen, habe ich quasi als Zwischengeschoß die Diele eingeplant, die die Verbindung zwischen Keller und Halle herstellt und dem Haus den Charakter eines Ein-Raum-Hauses gibt.

### Empore

**C. S.:** Zur Empore führt eine schmale Stiege hinauf. Sie ist gut zu be-gehen, weil das Geländer, wie auf einem Schiff eng an der Wange sitzt. Zur Zeit haben wir Besuch aus Kanada. Er schläft hier, sonst hält sich meine Mutter auf der Empore auf, wenn sie bei uns wohnt. Von hier aus läßt sich sowohl der Eingang wie auch der Garten überblicken. Für den Gartenblick ist das Fenster so dimensioniert worden, daß man bequem vom Bett aus hinausschauen kann.

**ARCH:** Wenn sich Deine Mutter bei Euch aufhält, gibt es dann Probleme mit der Akustik? Falls ihr bspw. den Fernseher laufen läßt oder Musik hört ...

**C. S.:** Überhaupt nicht. Denn in einem Haus, wo es keinerlei Schall-schutz gibt, nimmt man sehr viel mehr Rücksicht aufeinander. Wenn ich z. B. abends lange arbeite, dann stelle ich selbstverständ-lich das Radio leise, sodaß meine Mutter oben in Ruhe schlafen kann.

**ARCH:** Ist denn von oben eine hier unten stattfindende Unterhal-tung zu hören?

**C. S.:** Ja, natürlich.

**ARCH:** Sicherlich gäbe es Schwierigkeiten, würdest du dich mit deiner Mutter nicht so gut vertragen?

**C. S.:** Ja, aber dann kann man auch nicht miteinander zusammen-leben. Man muß sich von vornherein klarmachen was es bedeutet, in einem solchen Haus miteinander zu wohnen. Sonst ist das nicht machbar.

**ARCH:** Was sollte ursprünglich auf der Empore passieren?

**C. S.:** Die Empore sollte mein Arbeitsraum werden, wo man mir nicht so einfach auf den Tisch schauen kann.

**ARCH:** Hat es dir keine Schwierigkeiten bereitet, nach vorne zu ziehen?

**C. S.:** Überhaupt nicht. Denn während ich hier alleine hauste, war



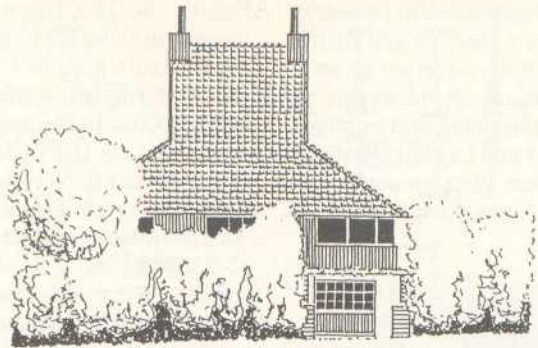
Zentralraum



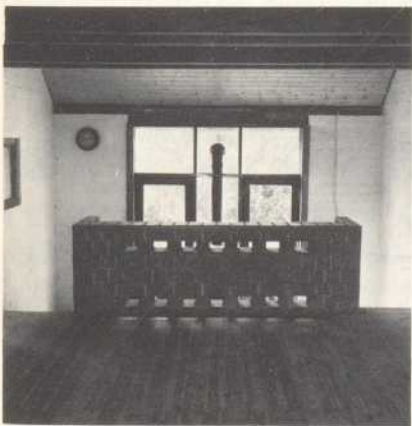
Fotos: Kurt Hermanns

Seitenflügel,  
arbeiten, schlafen





Sitzplatz mit Diele



Fotos: Christoph Schulten

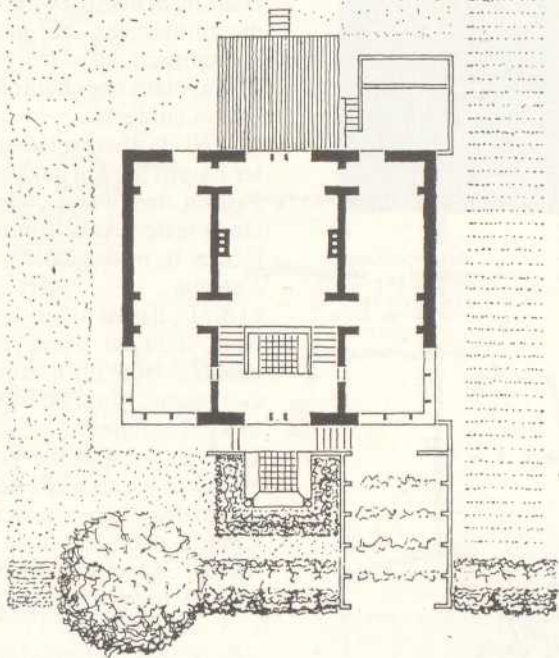
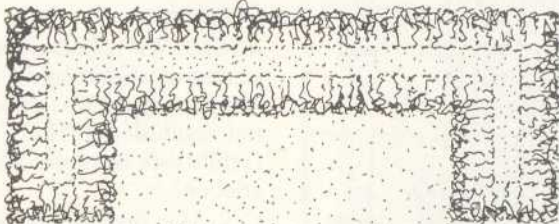


Foto: Kurt Hermanns



Foto: Jahreszeiten-Verlag

Zentralraum

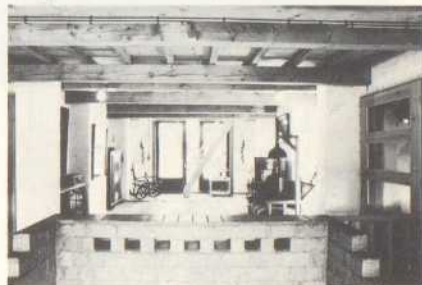


Foto: Schulten

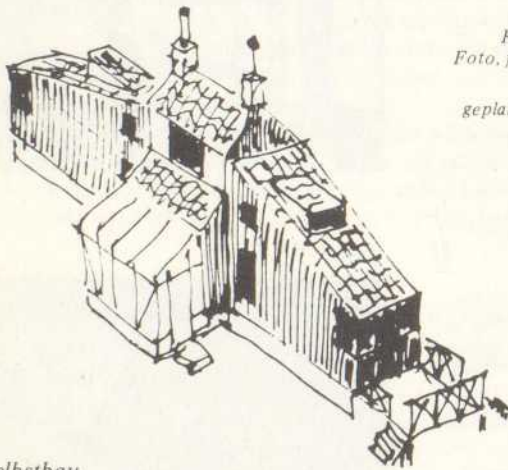
Küche



Foto: Jahreszeiten-Verlag



die Empore leer, z. T. lagen meine Zeichnungen auf dem Boden, z. T. Sachen, die ich nicht unmittelbar brauchte usw. Es gibt nichts Schöneres als eine leere Fläche im Haus. Leider habe ich sie jetzt nicht mehr ... andererseits mein Arbeitsraum ist deswegen so schön, weil er so klein ist. Das gibt mir ein gemütliches und wohlige Gefühl. Oben wäre es mir zu groß. Die Größe und Lage des Raumes ist für mich wirklich ideal. Wenn ich trotzdem Platz brauche, lege ich die Pläne irgendwo auf dem Boden aus, das genügt vollkommen.



Selbstbauhaus,  
Raeren 1984-85.  
Foto, jetziger Zustand  
Isometrie,  
geplante Erweiterung

#### Selbstbau

ARCH: Hast du das Haus alleine oder mit anderen zusammen gebaut?

C. S.: Im ersten Jahr alleine, im zweiten Jahr habe ich mit einem Töpfer aus Raeren (Belgien) gearbeitet, weil man ab dem zweiten Geschoß nicht mehr alleine mauern kann. Man muß sich die Steine zuwerfen können. Zu zweit haben wir dann auch bis zum Ausbau zusammengearbeitet. Das hat unheimlich Spaß gemacht.

ARCH: Hast du auch die Zimmermannsarbeiten selbst ausgeführt?

C. S.: Zimmermannsarbeiten, Dachstuhl, Holzbalkendecken, Holzfußböden etc... habe ich selbst gemacht. Installation, Elektro-, Wasserinstallation, Zinkarbeiten am Dach und den Aushub der Baugrube habe ich dagegen machen lassen. Die Streifenfundamente habe ich wieder selbst ausgeführt und brauchte dazu etwa eineinhalb Monate. Ein Bagger hätte das an einem Vormittag geschafft. So lernt man, welche Arbeiten man günstig allein machen kann und welche nicht.

ARCH: Wieviel hat das Haus insgesamt gekostet?

C. S.: An Materialkosten ca. DM 80.000,-, Materialien ganz normal eingekauft; man spart, indem man es selbst baut, nicht indem man ein paar Mark runterhandelt. Hinzu kommen noch die Handwerkerlöhne für Wasser, Elektro, Dacheindeckung mit Zink, Türen,

Fenster etc. Die Türen hat mir ein Schreiner aus Raeren gebaut. Insgesamt habe ich ungefähr DM 125.000,- verbaut. Der Bau hat über 2 Jahre gedauert ... Ich bin deshalb nach Belgien gegangen, weil die Grundstückspreise niedriger sind. Das Grundstück kostete DM 25.000,-. In Deutschland hätte ich mir nie ein Haus bauen können, denn als Hochschulmitarbeiter hat man einen zu geringen Jahresverdienst. Normalerweise reichte es für ein Auto. Stattdessen habe ich mir ein Grundstück gekauft.

ARCH: Wann ist das Haus fertig geworden?

C. S.: 1980.

ARCH: Wie groß ist eigentlich die Wohnfläche?

C. S.: Das ist gar nicht einmal soviel. Die Wohnfläche beträgt insgesamt ca. 120 m<sup>2</sup>, die Empore hat ca. 30-40 m<sup>2</sup>.

#### Disposition

ARCH: Wir haben schon darüber gesprochen, daß sich wider Erwarten das Leben nicht in der Halle konzentriert sondern in den Nebenräumen. Was ist das nun für ein Lebensgefühl in einem zentral organisierten Haus dezentral zu leben? Was ist das für ein Gefühl z. B. in der Küche zu sein und das Haus als Hintergrund zu erleben?

C. S.: Man fühlt sich in diesem Haus wie in einem Raum. Jeder Besucher empfindet das Haus als einen Raum, der durch Wandscheiben unterteilt ist, die ein bißchen Schutz bieten. Es ist, im Grunde genommen ein einziger großer Raum. Selbst wenn die Mitte, die Halle nicht benutzt wird, und man sich stattdessen in die Nebenräume zurückzieht, lebt man im gesamten Haus. Sitze ich z. B. am Schreibtisch, kann ich von dort durch zwei Fenster in die Küche sehen. Nebenbei bemerkt, diese Möglichkeit habe ich erst beim Bauen entdeckt.

ARCH: Ja aber trotzdem: ist die Halle nicht irgendwie verschenkter Raum? Sie soll flexibel bewohnbar sein, aber genau genommen passiert dort wenig. Wäre es nicht besser, der Mitte des Hauses einen festen Anhaltspunkt zum Aufenthalt zu geben? Wir sitzen jetzt z. B. in der Küche - sicherlich nicht nur wegen Kaffee und Kuchen.

C. S.: Ja, das ist möglich. Bei einem zweiten Haus, das ich zur Zeit baue, steht der „Herd“ im Zentralraum.

ARCH: Nun noch einmal zu Störungen durch Andere, bspw. Geräusche: Mußt du sie nicht für dieses großzügige Allraumgefühl in Kauf nehmen?

C. S.: Es herrscht die Vorstellung vor, daß Geräusche stören. Ich empfinde sie als nicht störend. Wenn ich im Bett liege, und jemanden in der Küche vor sich hinarbeiten höre, das Radio leise mitbekomme, dann empfinde ich das als angenehm.

ARCH: Kann man sagen, daß man Geräusche auch als belebend, als Lebenszeichen empfinden kann?

C. S.: Ja, genau so.

ARCH: Mich erinnert das Haus an japanische Häuser. Sie haben ebenso wie dein Haus leichte Trennwände, die mehr eine optische als akustische Trennung sind.

Die Frage störender Geräusche erübrigt sich dort, weil sie Ausdruck eines anderen Lebensmodells sind, eines Lebensmodells, das auf gegenseitiger Rücksichtnahme basiert. Hast du dich mit dem japanischen Haus beschäftigt?

C. S.: Nein, überhaupt nicht. Ich habe das Haus ja nur für mich gebaut, insofern habe ich kompromißlos bauen können, habe ich auf niemanden Rücksicht nehmen, auf niemanden hören müssen. Zu diesem Zeitpunkt war die Frage störender Geräusche vollkommen uninteressant, die erfahre ich erst jetzt, wo meine Mutter dazugezogen ist, wo wir manchmal hier zu dritt leben oder wenn noch Besuch kommt zu noch mehreren. Aber ich denke, daß sich alle an das Haus gewöhnen können.

ARCH: Dazu müßte man jetzt natürlich deine Mutter hören. Denn man könnte ja auch sagen: das Problem der Störungen durch Andere taucht für dich deshalb nicht auf, weil du das Haus liebst.

\* Das Gespräch wurde aufgenommen bei einem Rundgang durch das Haus von Christoph Schulten, Raeren (Belgien), Platzstraße.

#### Christoph Schulten

Geb. 1948; Architekturstudium an der RWTH Aachen 1967-1973; Lehrtätigkeit an der RWTH Aachen und an der Technical University of Nova Scotia, Halifax, Kanada. Seit 1977 selbständiger Architekt



- Der Grundriß wird durch einen hallenartigen Zentralraum geprägt; rechts und links durch Seitenflügel eingefaßt. Alle Räume werden durch den Zentralraum (Halle, Diele) erschlossen. Ein Flur entfällt. Zentralraum und Seitenflügel sind wegen ihrer großen Länge in Raumfolgen gliederbar. Die Symmetrie fördert die bessere innere Orientierung und vereinfacht die Konstruktion. Reiner Mauerwerksbau; die Bauzeit betrug 3 Jahre.
- Reduzierung des Raumkonzepts, aber kein Verzicht auf Mauerwerk. Der Schornstein steht im Zentrum des Hauses. Er wird durch ein Mauerkreuz ausgesteift. Das Kreuz gliedert das Haus in vier Räume, die über Eckfenster belichtet werden. Über dem Mauerkreuz liegt eine Galerie, von der man durch das laternenartige Fensterband in alle Richtungen schauen kann. Das pyramidenförmige Dach soll zuerst konstruiert und eingedeckt werden, damit man darunter wetterunabhängig weiterbauen kann. Festlegung der Raumfunktionen erfolgt nach dem Rohbau.

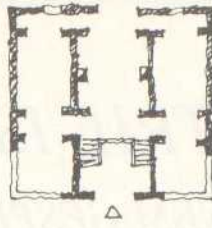


- Anwendung des Grundrißprinzips von 2. auf ein konkretes Projekt für eine vierköpfige Familie. Treppe und Kamin sind ins Zentrum gerückt. Reiner Mauerwerksbau mit Eckfenstern. Er erlaubt eine interessantere Belichtung der Räume und bessere Möblierung. Zusammenhängende Wandflächen.
- Übertragung des Grundrißprinzips von 2. und 3. auf ein Haus in Holzskelettbauweise. Haus für eine vierköpfige Familie.

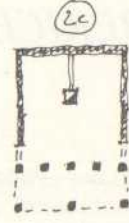
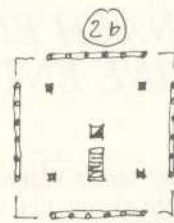
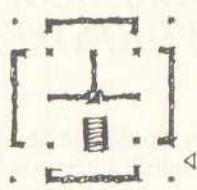


- Zentralraum und zwei Seitenflügel werden wie bei 1. ausgeführt, jedoch wegen des sehr schmalen, aber langen Grundstücks an den Schmalseiten aneinanderges koppelt.

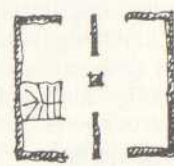
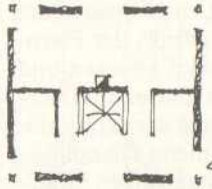
- Landhaus im Selbstbau Raeren, Belgien  
Bauzeit: 1978-80



- Entwurf zu einem Weibchen Selbstbauhaus  
1980  
'Mummelhaus'

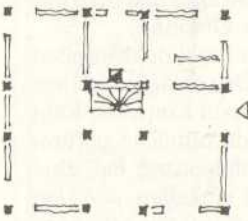


- Wohnhaus B. Broichweiden  
Entwurf: 1981  
Baubeginn: offen

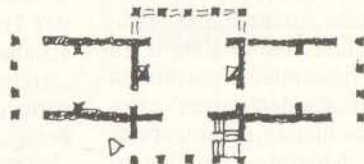


- Kettenhäuser Entwurf 1981

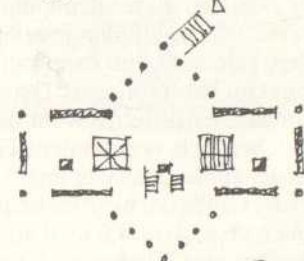
- Wohnhaus 4. Venwegen  
Bauzeit: 1984-85



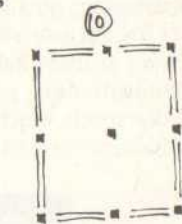
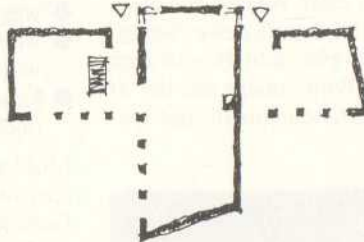
- Selbstbauhaus in Raeren Belgien  
Baubeginn: 1984



- Vancouver 'house for two' 1985

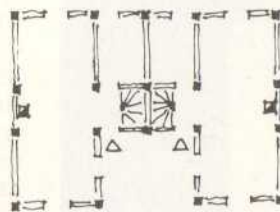


- Wohnhaus K. Aachen  
Baubeginn: 1984



- Haus Heyden Hof Herzogenrath 83-85

- Doppelwohnhaus M.+S. Herzogenrath  
Baubeginn: 1985



- Gandarie zu Wohnhäusern  
1978-84  
Christoph Schulten

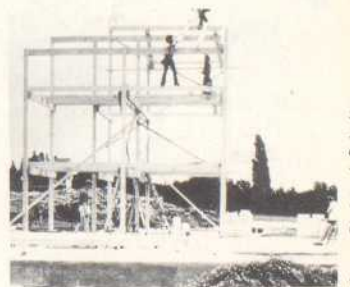
Erschließung des Hauses durch einen dem Zentralhaus vorgelagerten Wintergarten. Die Wohnküche bildet den Zentralraum (Halle). Das Haus soll in drei Abschnitten gebaut werden: zunächst das Zentralhaus (1 Keller, Wohnküche, OG: Schlafraum und Bad), dann die Seitenflügel. Hauptbelichtung über die Schmalseiten.

- Bei sehr kleinen Hausgrundrissen muß die Treppe in den Randbereich rücken, da die Räume sonst zu klein ausfallen. Der Schornstein bleibt in der Mitte.

- Hier wird der Zentralraum, ein mehrgeschoßhoher Wintergarten zum Treffpunkt und zur Erschließung zweier voneinander unabhängiger Häuser in Quaderform mit jeweils eigener Treppe. Brücken durch den Wintergarten können Verbindungen zwischen den zwei Häusern herstellen. Das Haus soll in Vancouver gebaut werden (sehr mildes Klima, schwache Winde) Der zentrale Wintergarten dient der passiven Sonnenenergienutzung. Das Haus kann in drei Abschnitten gebaut werden:

zuerst die Häuser (Quader), dann der Wintergarten dazwischen.

- Übertragung des Grundrißprinzips von 8. auf eine Holzkonstruktion.



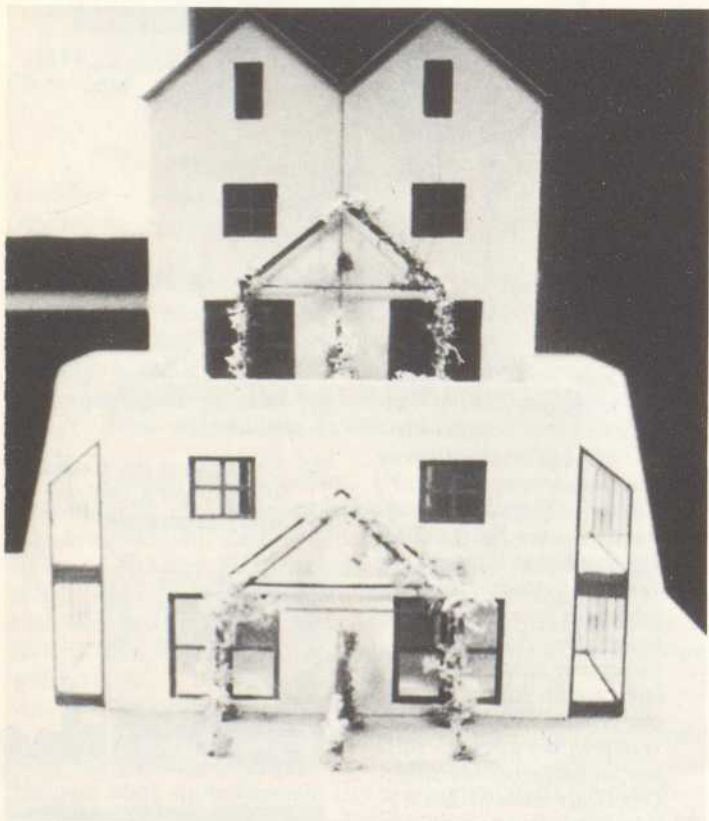


## DIE GEOMETRIE IST DIE BOTSCHAFT

### BERICHT NACH EINEM GESPRÄCH MIT HEINZ MOHL ÜBER SEINE ENTWURFSWEISE VON MARC FESTER

Gefragt nach der „Philosophie“ seiner Wohnungsgrundrisse kontert Heinz Mohl sofort: „Es geht nie um den Grundriß allein, sondern immer zugleich um den Schritt. Erst der Schritt zeigt die dritte Dimension, die dritte Abdeckung, die nach oben, zu der man heute wieder *Dach* sagt.“ Der „funktionalistische Grundriß“, der Flachdachhausgrundriß sei nur zweidimensional gedacht gewesen und daher sehr viel leichter zu entwickeln als der eines Hauses mit Dach. Doch gerade die damit verbundene Beschränkung der Grundrißmöglichkeiten ist Mohl willkommen – willkommene Disziplinierung zur einfachen Form. Und das sind wohl Leitgedanken Mohl'schen Entwerfens: (Selbst-) Beschränkung, nicht alles machen, was man machen kann, Einfachheit, geometrische Disziplin.

Hinzukommt ein anderer Kritikpunkt an der funktionalistischen Entwurfsweise: der stadträumliche Aspekt: „Da wurden doch nur Solitäre entworfen, außerhalb jedes vorgegebenen Kontexts. Kein Mensch hat sich um das Gegenüber, ums Stadträumliche gekümmert. Mohl zieht aus dieser Kritik die Schlußfolgerung, daß eine Entwurfsweise, will sie auf den jeweiligen Ort eingehen, *polyglott* oder *vielzünftig* sein muß. Nur dann kann sie so etwas wie ortsspezifische Architektur hervorbringen. Die Abkehr von der funktionalistischen Entwurfsweise führt Mohl dazu, „neutralere Räume zu machen, in denen viele verschiedene Funktionsabläufe stattfinden können.“ Sogenannte „Schlafzimmer“ und „Kinderzimmer“ etwa werden von der Größe her nicht mehr unterschieden, nur angemessen groß sollen sie sein (ca. 4,0 x 4,0 m). Auch bleibt es den Bewohnern überlassen, ob sie lieber nach Osten oder Westen schlafen, wohnen, spielen usw. wollen. Wert legt er aber darauf, daß es wenigstens einen großen, einen „heeren“ Raum gibt, den Hauptraum oder Familienraum – selbst im Falle einer Wohnanlage wie der in Grünwettersbach, welche im Rahmen des „kosten- und flächensparenden Bauens“ errichtet werden soll.



Mohl läßt alle Wände weg, die nicht unbedingt nötig sind, auch aus Kostengründen, vor allem aber um ein Zuviel an funktioneller Festlegung zu vermeiden, um niemandem vorzuschreiben, wie er leben bzw. sich einrichten soll. „Möglichst wenig Zwänge einbauen“, lautet seine Devise. Nichts hält er andererseits von der Ideologie der Variabilität und Flexibilität. Das ist für ihn auch nur eine der Ausreden, mittels derer sich Architekten vor ihrer Aufgabe zu drücken suchen – nämlich Architektur zu machen. Nicht notwendige Wände läßt er also weg, aber wenn schon, dann sollen es auch richtige Wände sein. Abgesehen von den hochinstallierten Räumen soll die Grundrißorganisation funktional mehrdeutig sein, aber wohldefinierte Räume anbieten – organisiert durch eine einfache, aber alles durchdringende Geometrie. Man könnte fragen, was denn anderes übrig bleibe als die Geometrie der Raumorganisation, wenn funktionale Gesichtspunkte so weitgehend relativiert werden. Für Mohl aber ist die Geometrie – und „Geometrie“ heißt für ihn immer schon die konstruktiv durchgebildete Raumorganisation einschließlich Dach – alles andere als eine Residualkategorie. Er mißt ihr geradezu auratische Bedeutung zu: „Die Geometrie ist der Träger der über das (Zweck-) Rationale hinausgehenden Botschaften.“ Und das unterscheidet Architektur vom bloßen Bauen: „Architektur fängt erst dort an, wo das bloß Rationale aufhört.“ Entsprechend nennt Mohl seine Entwurfsweise augenzwinkernd, aber ernst, „*transzendentalen Rationalismus*“. Im Gespräch bleiben hier einige Fragen offen:

- was ist der Inhalt der Botschaft?
- wer spricht? der Architekt selbst? oder ist er nur Medium? wessen?
- kann die Sprache der Botschaft noch verstanden werden? gibt es noch eine allgemein verständliche Sprache? wer hört zu?

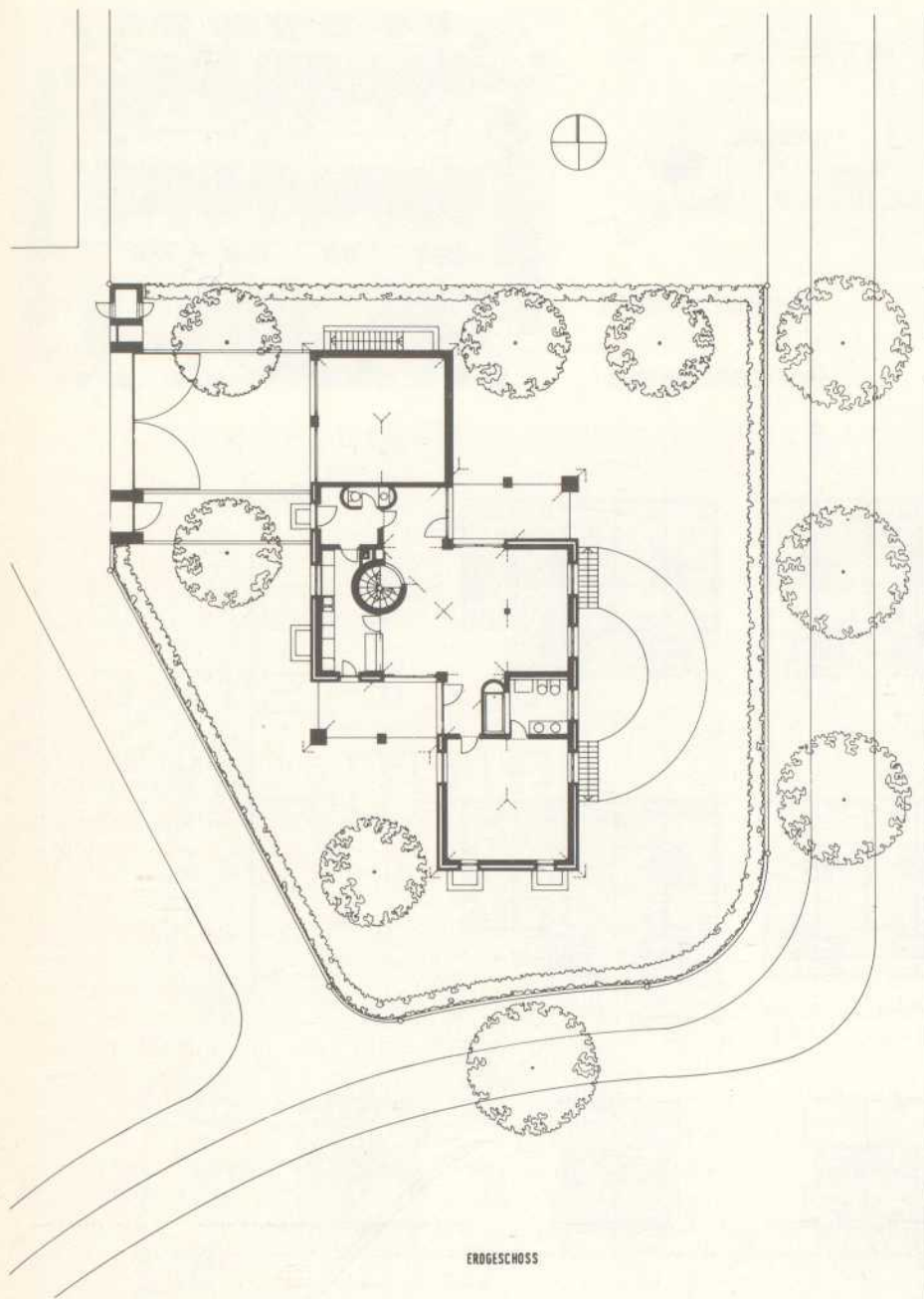
Mohl verbietet seinen Studenten in eben dem Material zu entwerfen, mit dem er seine eigenen Bauten meist konstruiert: Stahlbeton. Einst waren es die baukonstruktiven Vorgänge des Fügens, welche die Bauformen hervorgebracht haben. Anders als Holz oder Ziegel weist Stahlbeton jedoch keine Eigengesetzlichkeit beim Fügen auf. Er führe zu keiner Form, sondern im Gegenteil zu Formlosigkeit und Willkür: „Das schlimme ist in unserer Zeit, daß wir ja alles machen können.“ Dagegen setzt Mohl die disziplinierende Kraft der (einfachen) Geometrie: man darf eben nicht alles machen, was man machen kann. Andererseits: eben weil alles konstruktiv machbar ist, seien vertraute, einst konstruktiv begründete geometrische Bauformen, wie etwa Rundbögen, kein Verbrechen, auch wenn sie heute nicht mehr konstruktiv ableitbar sind. Trotz der möglichen konstruktiven Freiheit will Mohl nahe bei den Formen bleiben, die einst durch Fügen bedingt waren. Erinnerung soll bleiben. „Man soll Geschichte nicht wegwerfen.“ Formalistische Freiheiten sind ihm ein Greuel. Formen dürfen sich nicht verselbständigen, ebensowenig wie die anderen Aspekte des Bauen: „Keine Sondergewichtung eines Teilaspekts“ ist Mohls Lehrsatz, gleich ob es sich um

- den gestalterischen,
- den funktional-organisatorischen,
- den konstruktiven
- oder auch den partizipatorischen Aspekt handelt. Alle Aspekte zusammen sollen wie Bausteine gleichwertig ineinandergreifen; sie müssen wie Bausteine zusammengefügt werden.

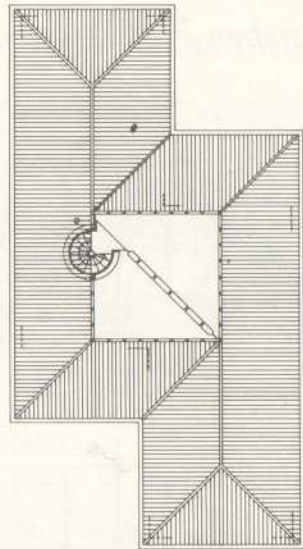
Heinz Mohl

Geb. 1931; Studium an der TH Karlsruhe; seit 1974 Professor für Architektur an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste, Stuttgart

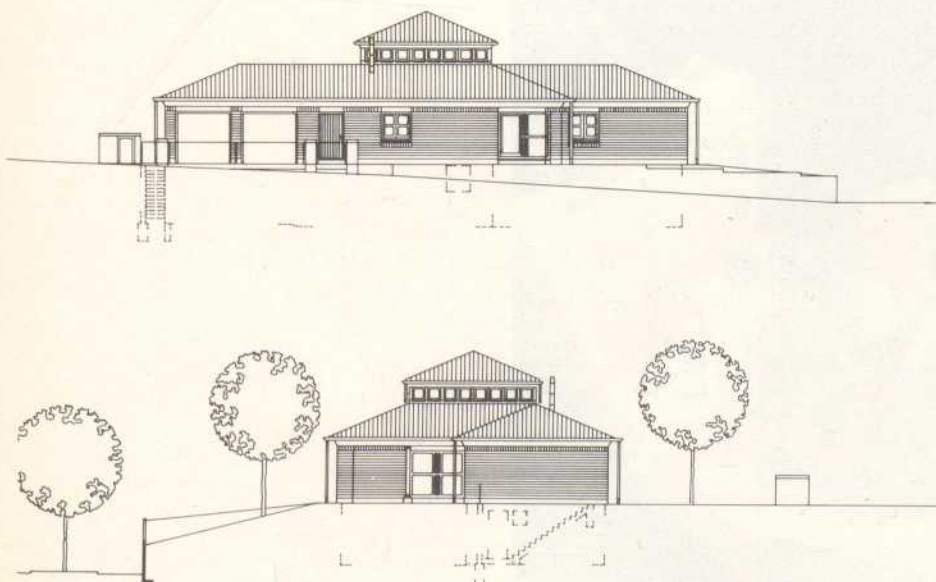




ERDGESCHOSS

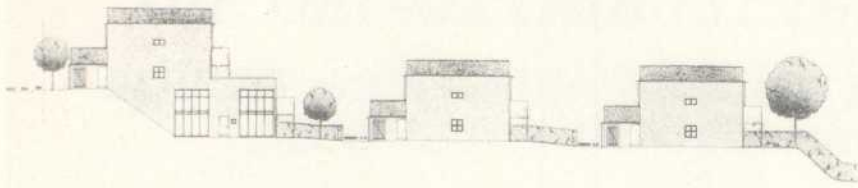


GALERIEGESCHOSS

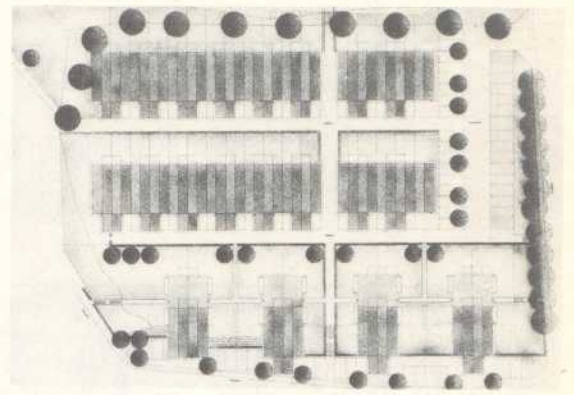


*Wohnhaus bei Karlsruhe;  
Arch.: Heinz Mohl und Karl-  
hans Hirschmann. Beispiel für  
geometrische Disziplin: Grund-  
element ist ein Quadrat von ca.  
6 x 6 m; die Seitenflügel beste-  
hen aus je einem, der Zentral-  
baukörper aus vier solcher  
Quadrate. Hauptraum und  
Küche zusammen umfassen  
zwei Grundquadrate. Die  
Colombaia (Dachausguck mit  
Galerie) bildet sich über einem  
Grundquadrat. Küche, die bei-  
den Loggien, Bad + Flur sowie  
Eingangsbereich nehmen jeweils  
ein halbes Basisquadrat ein.  
Die diagonale Galeriebrüstung  
und die Öffnungen des Haupt-  
raums zu den Loggien begrün-  
den sich aus den bevorzugten  
Blickrichtungen in die Land-  
schaft.*



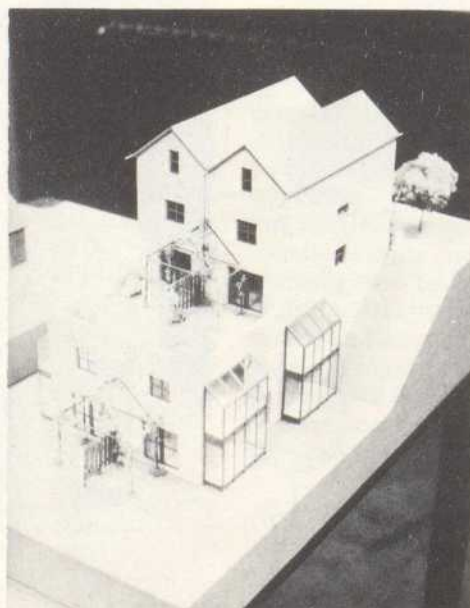
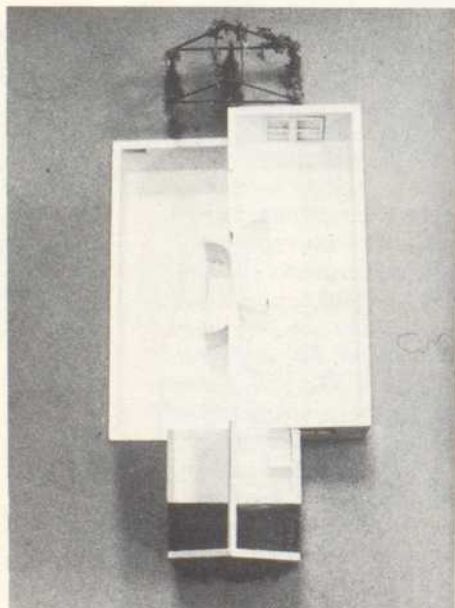
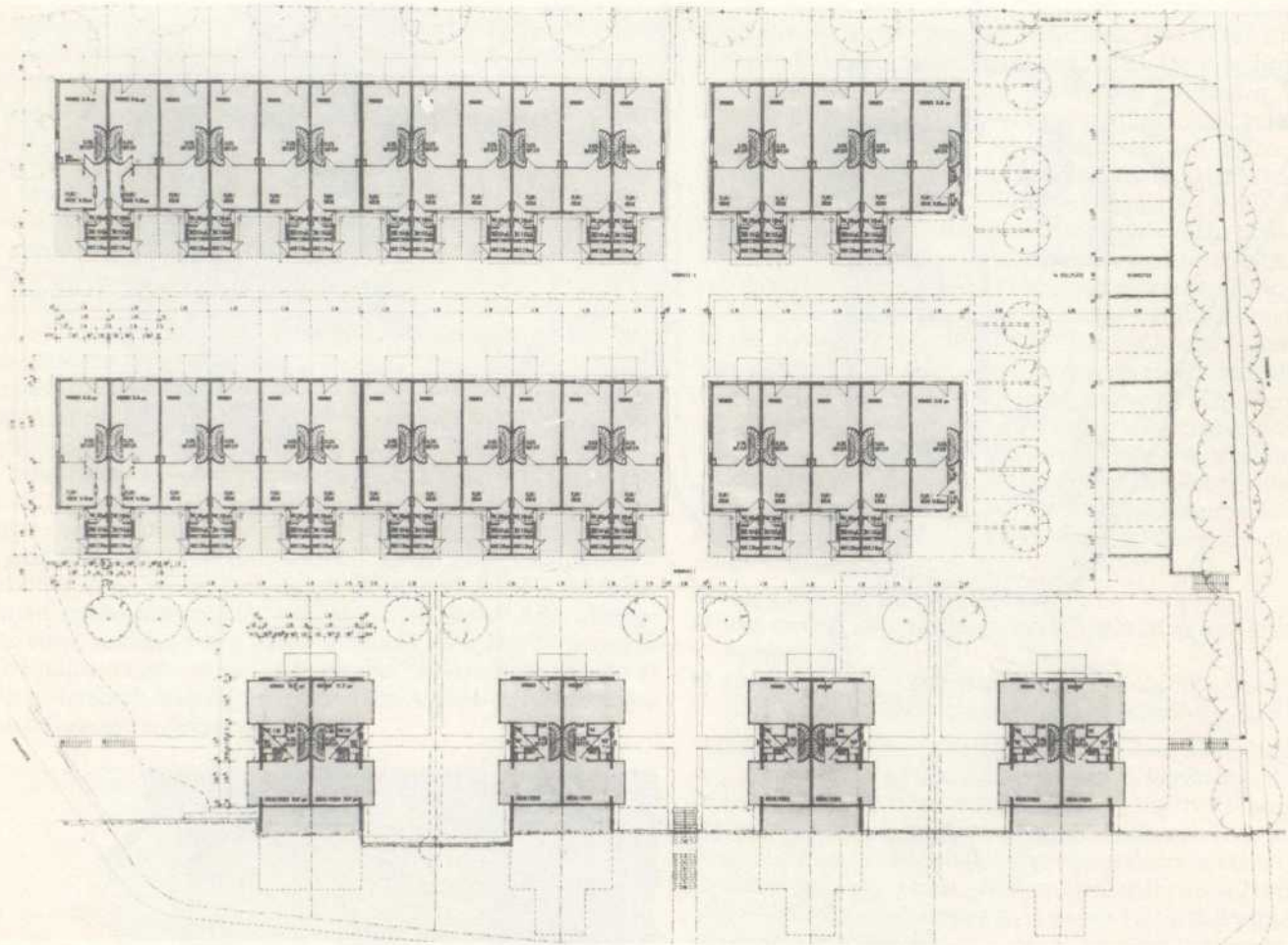


Seitenansicht von Norden



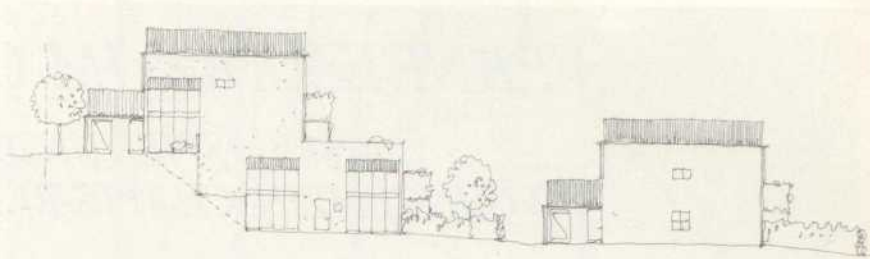
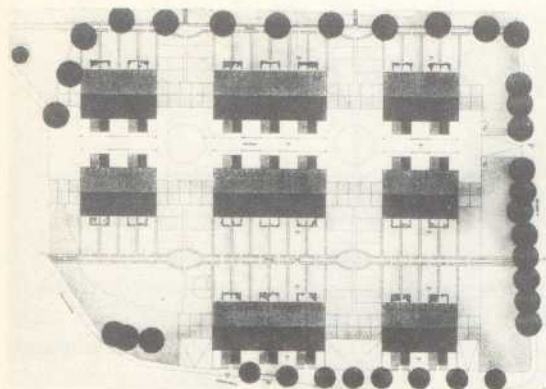
Lageplan mit Dachaufsicht

Eine von sieben Projektstudien





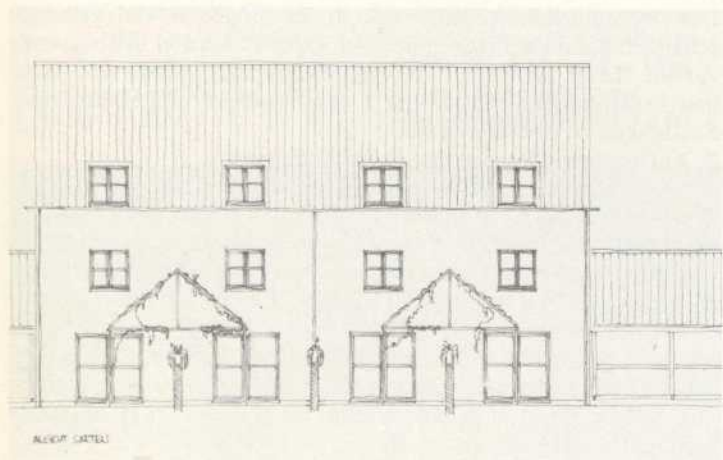
Karlsruhe-Grünwettersbach



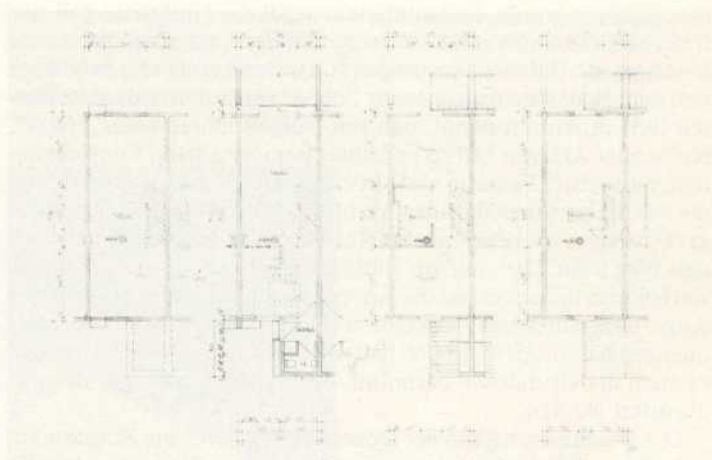
Seitenansicht von Norden

Lageplan mit Dachaufsicht

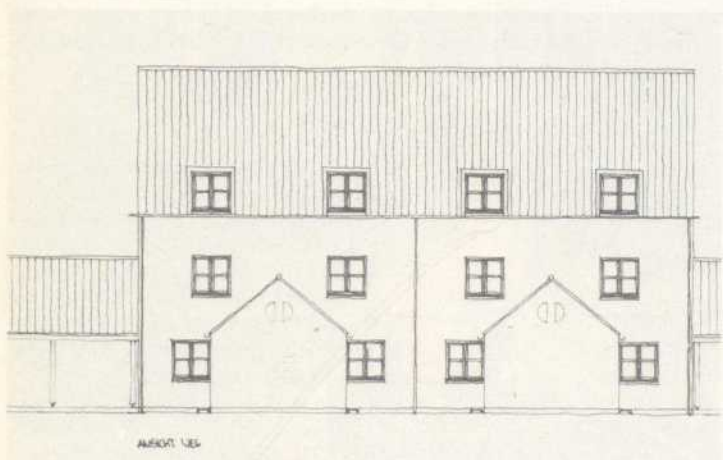
Letzte Fassung des Projekts



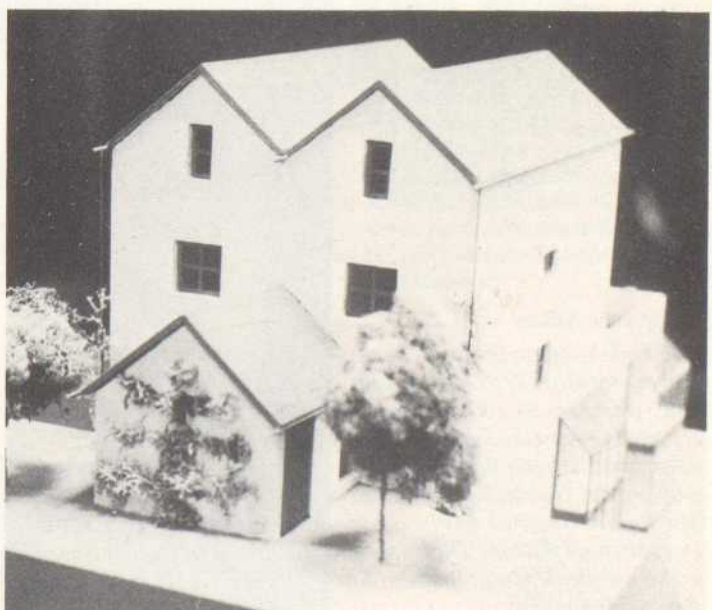
ANSICHT SÜD



Grundrisse  
Gartenansicht  
Vorderansicht



ANSICHT N



linke Seite:  
Modellfotos  
Hanghaus



# „VERNETZUNG“ IM GRUNDRISS

## AM BEISPIEL UNSERES WOHNGEMEINSCHAFTS-REIHENHAUSES

Im gleichen Maße, wie die Gesellschaft immer komplexer, die Infrastrukturen immer größer und die rechtlichen Begrenzungen immer enger werden, legen wir andererseits Wert darauf, daß die Selbstständigkeit und Entscheidungsfreiheit jeder einzelnen Person größer, der Grad ihrer Bevormundung durch Väter und Überväter immer geringer werde. Dahinter steht wohl die Hoffnung, daß nur freie, selbstverantwortliche Personen in der Lage sind, die immer lastenderen Strukturen sozusagen von unten her ständig zu lockern und dem Bedarf neu anzupassen. Solche, von unten her kontrollierten Infrastrukturen nennt man seit einigen Jahren auch „Netze“. Netze aller Art, von Fall zu Fall unter immer anderen Konstellationen mit sozialer Fantasie und juristischem Geschick geknüpft, sind die Nachfolgerinnen der alten Mutter „Wohlfahrt“ deren allgewaltiger Fürsorge von „oben“ heute selbst die SPD nicht mehr recht über den Weg traut. Dies nur zur Einleitung, denn was immer wir entwerfen und bauen, es hat die Knüpfung solcher Netze als Ideal im Auge. Und daß dieses Ziel keineswegs nur organisatorische Konsequenzen hat (in 75/76 ARCH<sup>2</sup> hatten wir etwas davon skizziert), daß es auch die Grundrisse bestimmt, das soll an folgendem Beispiel illustriert werden:

Die „Nachbarschaft an der Dönchekante GbR“, ein Zusammenschluß von 10 Wohnparteien zum gemeinsamen Hausbau und zum Betrieb verschiedener Gemeinschaftseinrichtungen (Heizung, Müll, Kompost, Gemeinschaftshaus), eröffnete uns die Möglichkeit, eine schon ältere Idee eines Einküchen-Reihenhauses (s. 57/58 ARCH<sup>2</sup>, S. 54, wir hießen damals noch Arbeitsgruppe Stadt/

Bau) zu verwirklichen, woraus dann freilich ein Zweiküchenhaus wurde. Dieses Haus, inzwischen eineinhalb Jahre bewohnt – auch einer von uns wohnt dort, zeigt am deutlichsten, was Vernetzung im Hausbau bedeutet:

1. Verdichtung durch Zusammenlegung!

Der Wohnflächenverbrauch soll durch möglichst viel gemeinschaftlich genutzte Flächen deutlich gesenkt werden. Also das im Altbau schon verbreitete Wohngemeinschaftsprinzip, das nach dem holländischen Muster von „Centraal wonen“ auf Häuser und Siedlungen zu übertragen ist.

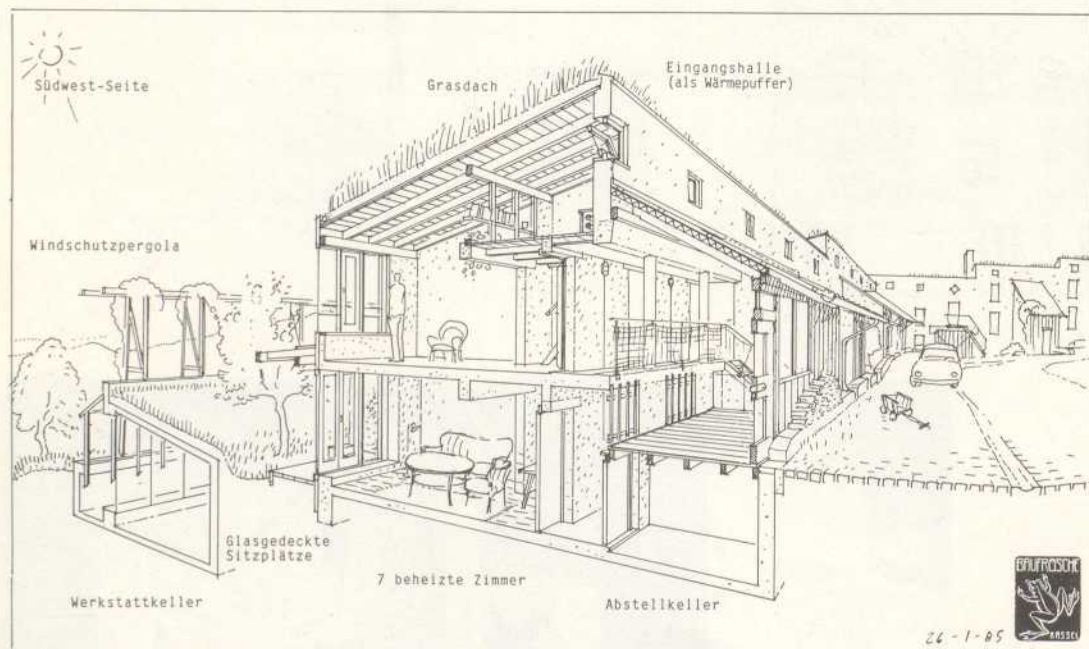
2. Aufwertung aller Zimmer zu Wohnzimmern!

Alle Zimmer sind zwar nicht unbedingt gleich, aber doch etwa gleichwertig! Auch das „zentrale“ Zimmer der WG, die große der beiden Küchen, ist bloß ein Zimmer unter acht Zimmern. Auch das ein altes WG-Prinzip. Eine starke soziale Vernetzung erfordert umso deutlichere Abgrenzung der Rückzugsbereiche gegeneinander.

3. Vermeidung baumartiger Strukturen!

Die so „emanzipierten“ Zimmer sollen untereinander und mit den gemeinsam genutzten Räumen eine gitterförmige Struktur bilden. Die Zuordnungen sind mehrdeutig. Es gibt keinen Hauptraum usw.

Natürlich ist gerade die letztgenannte Eigenschaft an kleinen Einfamilienhäusern nicht konsequent nachweisbar. Doch selbst dann bemühen wir uns, die beiden Geschosse zu potentiell selbständigen Wohnungen aufzuwerten.

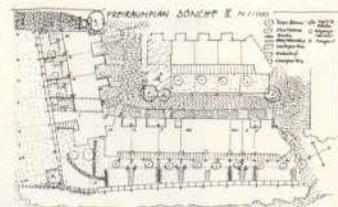


Wir fangen doch wieder mit einem Querschnitt an: Er mag zeigen, wie nahtlos die Häuser ineinander übergehen. Auch das ist „Verdichtung“! Vorne das geschnittene Haus ist das WG-Haus. Sieben Wohnzimmer und eine Wohnküche sind auf der Rückseite aufgereiht, haben alle die unbeheizte Halle vor sich. Jeder hat hier 22 qm für sich allein, Nele (6) ebenso wie Mike (50). Die oben wohnenden haben noch eine Galerie unter dem ansteigenden Pultdach, die unten dafür einen überdachten Sitzplatz zum Garten, der zur Veranda werden kann. Zusammen mit den gemeinsam genutzten Wohnflächen bewohnt hier jeder 34 qm. Auf Siedlungsebene wiederholt sich das Prinzip der Verdichtung. Geradeaus sieht man z. B. das Gemeinschaftshaus, mit dem Fahrradschuppen unten, dem kleinen Heizraum oben und dem Gemeinschaftsraum mit kleiner Küche dahinter.

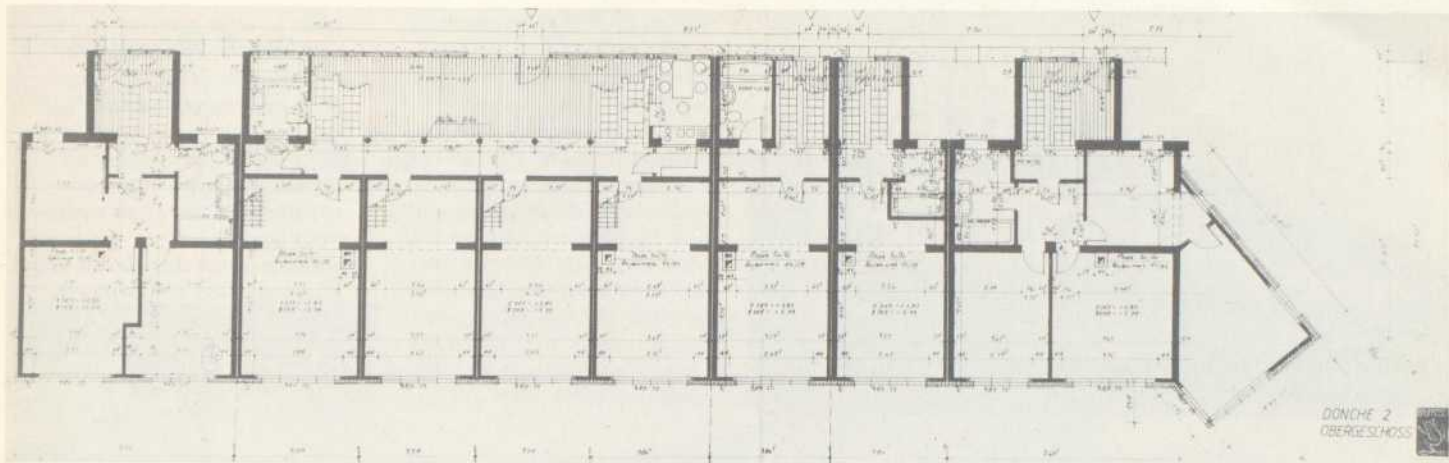
### Baufrösche Kassel

(früher Arbeitsgruppe Stadt/Bau), hervorgegangen aus einer Projektgruppe der GhK 1978, die sich für „kostengünstigen Mietwohnungsbau“ einsetzte, ist eine auf den Hausbau spezialisierte Gruppe, die erstmals durch eine Substandard-Hausgruppe um einen Platz für die documenta urbana bekannt wurde. Die Gruppe arbeitet mit Projektgruppen der Gesamthochschule zusammen.

Mitglieder: Gottfried Faulstich, Manfred Lenhart, Marcel Monard, Prof. Michael Wilkens, Dipl.-Ing. Architekten. Beim Projekt Dönche II wirkten außerdem mit: Barbara Koch, Jose Molina, Uwe Hoegen und Renate Abelmann.





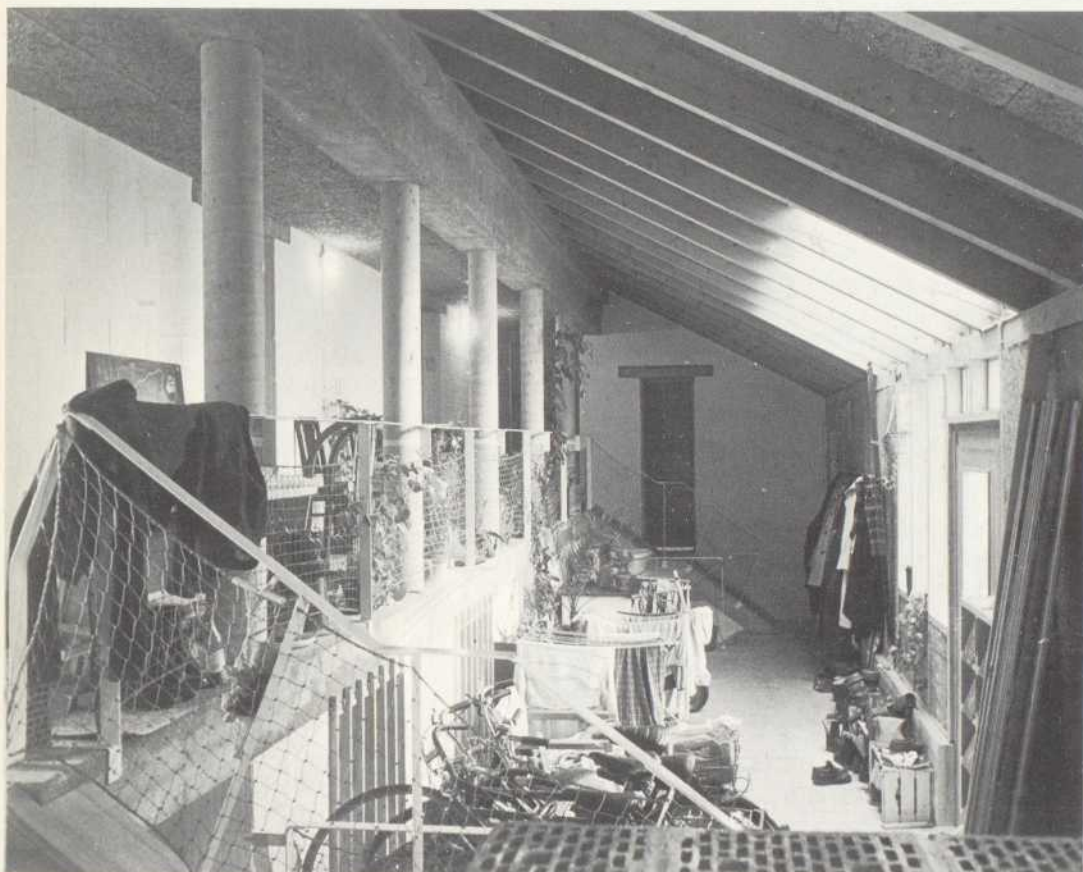


Hier der Grundriß des Obergeschosses. Das untere Geschoß ist im Prinzip gleich, nur daß jedem Zimmer – auch den Zimmern der Nachbarhäuser je ein

überdeckter Sitzplatz vorgelagert ist. Alle Zimmer sind Wohnzimmer! Im WG-Haus gibt es zwei Treppen, zwei Küchen (die größere befindet sich unter dem

Zimmer ganz links), zwei Bäder (das zweite liegt unter der Teeküche) und sogar drei Örtchen, sodaß es immer zwei mögliche Wege gibt und die Zuordnungen

offen bleiben. Nur die Zuordnung zu den Bädern ist konstant: schließlich bleibt jeder seiner Zahnbürste treu.

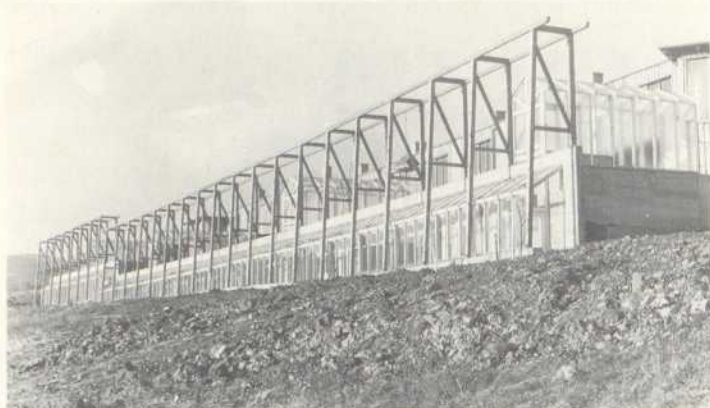


Die vorgelagerten Treppenhäuser, beim WG-Haus zur Halle erweitert, machen bei den Einfamilienhäusern aus jedem Geschoß schon eine potentiell selbständige Wohnung. Beim WG-Haus geht jede Zimmertür zwar nicht ins Freie, aber eben in diese selbst nicht voll beheizte Vorhalle. Das Bild zeigt den Blick in diese Halle von der (noch unfertigen) Teeküche aus. Gegenüber die Tür zu einem der beiden Bäder.



Ein Blick in eines der oberen Wohnzimmer, in das sich Marcel als Bauleiter noch während der Bauzeit einquartierte. Inzwischen hat dieses und all die anderen fast identischen Zimmer ihr ganz unverwechselbares Innenleben.





Die große Windschutzpergola stellt den Siedlungsrand zur offenen Landschaft dar: „Bis hierher und nicht weiter!“ Irgendwann wird sie fast zugewachsen sein und dezent den Vorhang vor dem privaten Außenleben der Siedlung schließen. In der Werkstatt der WG entsteht gerade der erste von mehreren horizontal drehenden Rotoren, die sich später oben auf ihr drehen und Strom für ein 12-Volt-Netz aus dem Wind schöpfen sollen. Aber das ist

nicht so ernst gemeint, wie so was heute leicht klingt. Ein paar Windmühlen, ein Grasdach und unbehandeltes Holz machen das Bauen noch lange nicht „ökologisch“. Aber die Vernetzung, die wir hier beschrieben haben, kann wenigstens dazu beitragen, die Folgeschäden durch das Bauen und Wohnen etwas zu verringern.

Der talseitig vorgelagerte Werkstattkeller, durch den glasgedeckten rückwärtigen „Mistweg“ erschlossen, eröffnet durch seine Separierung vor allem die Möglichkeit zu geräuschvollen Aktivitäten. Der Flügel des Pianisten konkurriert häufig mit der Kreissäge der WG zwei Keller weiter. Da gibt es auch noch einen Schlagzeuger wieder zwei Keller weiter. In den Häusern hört man von alledem nichts. Nur Wolfgang, der unten seine Schulhefte korrigiert, flüchtet manchmal nach oben.



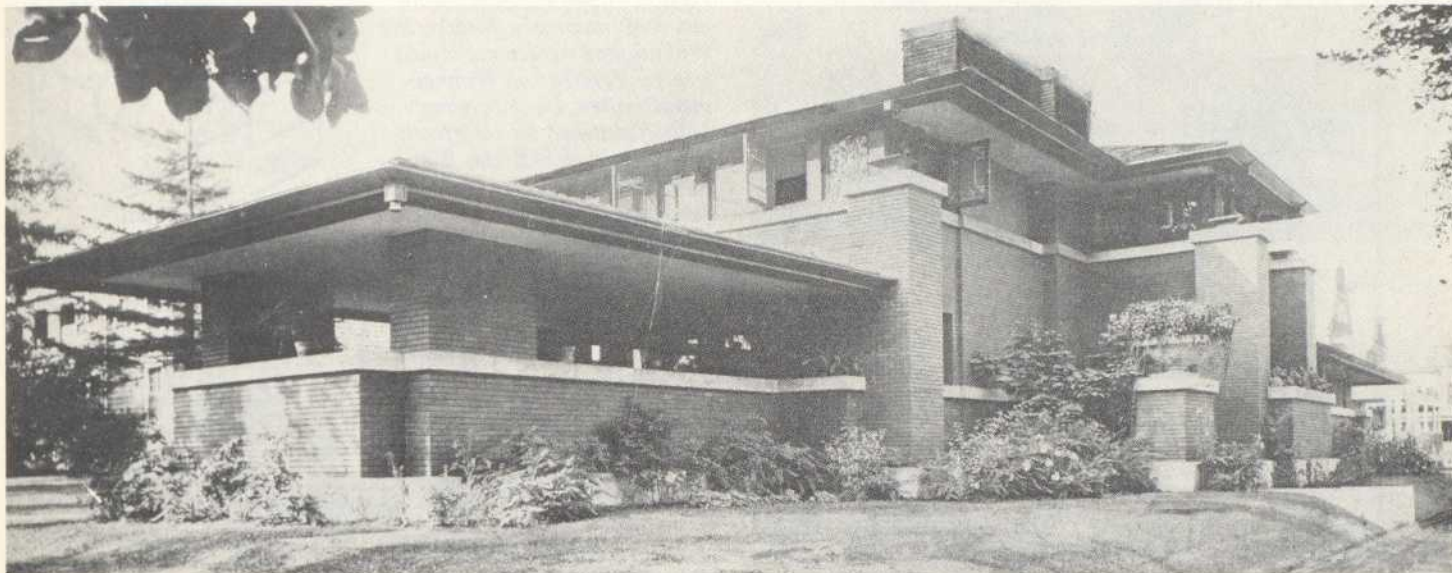
Fotos: Baufrösche



Auch die Außensitzplätze, ursprünglich alle gleich, begannen schon im ersten Sommer, ein blühendes Eigenleben zu entfalten. Bald werden die ersten Veranden entstehen ...



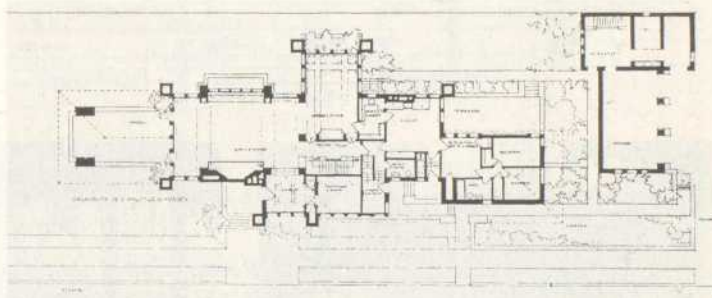
## ENTWICKLUNG VON GRUNDRISSEN



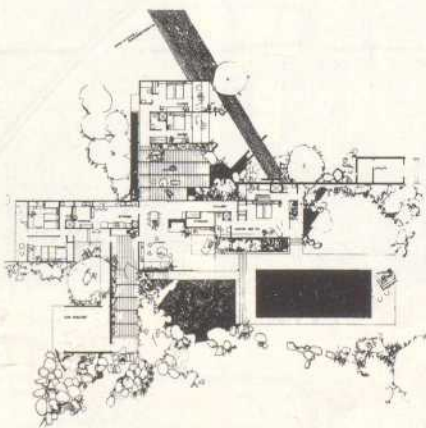
Bei Frank Lloyd Wright und Richard J. Neutra hat mich die Abstufung der Raumzusammenhänge vom abgeschlossenen Rückzugsbereich des Individuums über die halböffentliche Wohn- oder Gemeinschaftszone, die auch Erschließungsfunktionen übernimmt, zu Zwischenbereichen und ihre Öffnung zur Landschaft interessiert. Am deutlichsten kommen diese

Elemente beim Heath House (F. L. Wright) und beim Desert House (R. J. Neutra) in Erscheinung.

Eine direkte Umsetzung des vor Ort studierten (1956 bei F. L. Wright, 1957 bei Richard J. Neutra), erfolgte bei einem „Sparhaus“ für eine große Familie 1961 (Haus Dopychaj) und 1968 beim Haus Peddinghaus in Wuppertal.



oben:  
Heath House,  
F.L. Wright



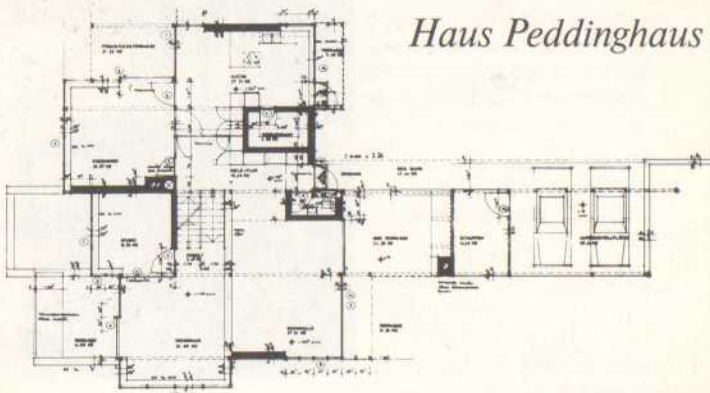
mitte:  
Desert House,  
R.J. Neutra



Haus Peddinghaus

Erich Schneider-Wessling

geboren in Wessling/Obb. am 22. 6. 1931; Studium an der TU München; 1957 Studium in Taliesin-West bei Frank L. Wright und in Los Angeles bei Richard Neutra, später als Mitarbeiter; 1968 Gründung des „Bauturm“ Köln, eine Gemeinschaft von Architekten und Ingenieuren; 1969 Gründung der Arbeitsgruppe „Urbanes Wohnen“ zur Durchsetzung von Forderungen der Betroffenen an das Wohnen in der Stadt; 1973 Lehrstuhl an der Akademie der Bildenden Künste München für Stadterneuerung und Wohnen.

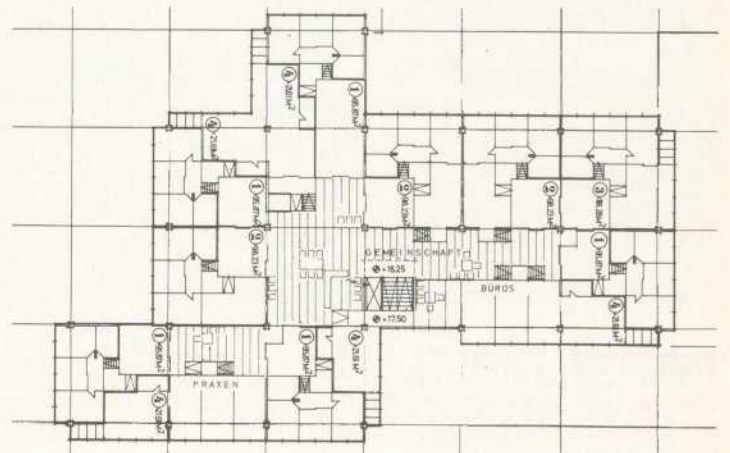
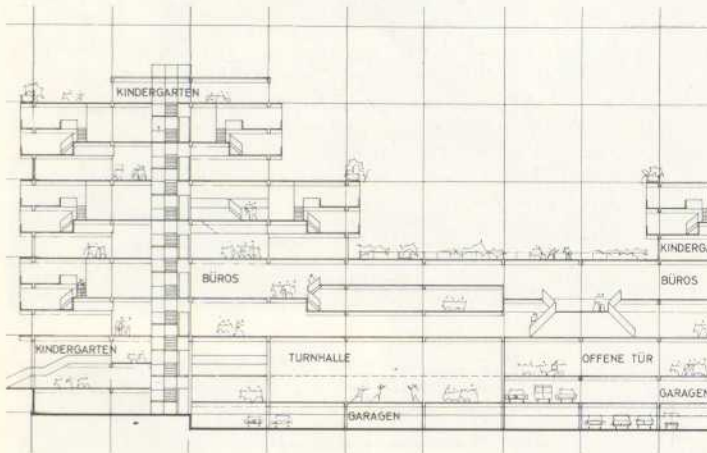
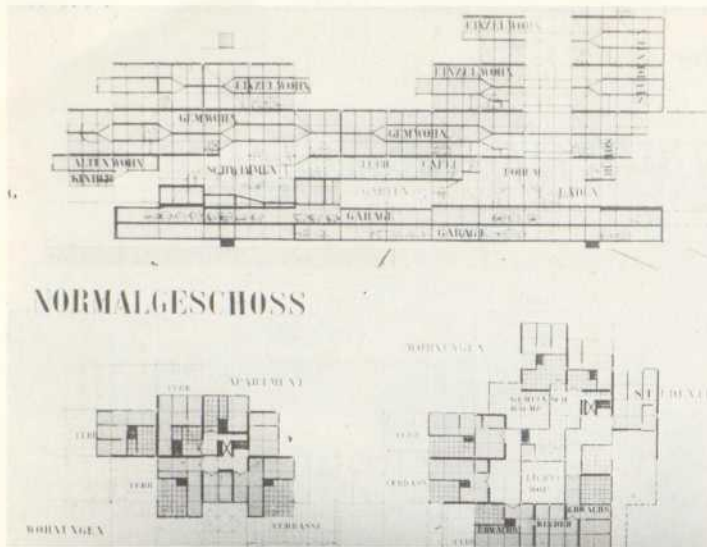
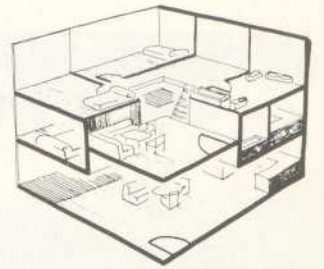




## Genossenschaft Urbanes Wohnen

Die Planung der Gemeinschaftswohnanlage für die Genossenschaft Urbanes Wohnen (1971) weist in totaler Weise die Mitwirkung der Benutzer auf. Es entwickeln sich unterschiedliche, neuartige, von den Normen völlig abgelöste Wohnungsformen. Die Flexibilität unter den Wohnungen wird maximal gefordert. Die Wohnräume werden mehr oder weniger Zentren von Wohngemeinschaften. Der Übergang von halböffentlichen bis zu öffentlichen Bereichen z. B. des Bürgerforums sind stufenlos. Fassaden werden zur freien Gestaltung durch die Bewohner elementiert.

Das Vorhaben scheitert an der Konkurrenzangst der Kommunalpolitiker, die befürchten, die Bürger könnten mündig werden.

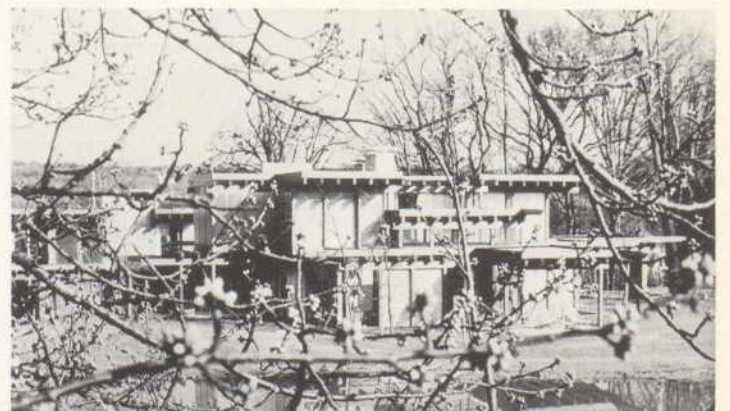
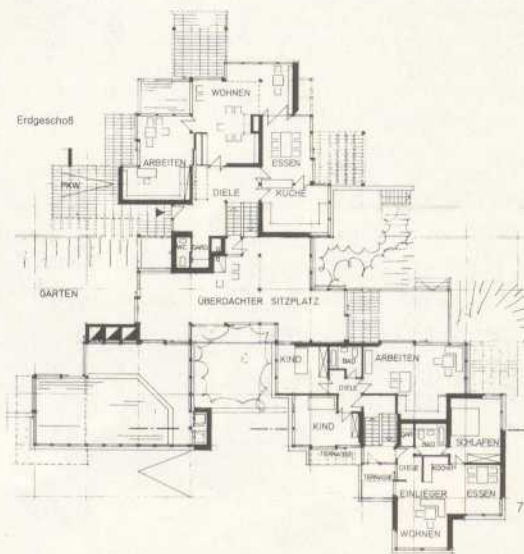


## Wohngemeinschaft von sechs Familien

Eine Wohngemeinschaft für 6 Familien, initiiert durch die Familie von Dohnanyi (1972), ist die Folge. 3 Häuser sollten sich um zentrale Gemeinschaftsräume gruppieren. Die oben beschriebenen Prinzipien der Individuation, der Hierarchie der Räume, der Raum-, Vierung und die Verflechtung mit der Landschaft sind konsequent angewandt.

Auf folgende Weise werden die beschriebenen Prinzipien bei einem vertikal angeordneten Haus in einer schmalen städtischen Baulücke realisiert: Die unteren Zonen sind halböffentliche Räume. Halbgeschoßversprünge und innere Fenster binden die Räume zusammen. Die Räume haben alle „grüne Zimmer“ oder Erker, von denen aus die Blickextension in die Straße ermöglicht wird. Die „Vierung“, das heißt, Spannung zwischen hohen und niedrigen Räumen wird durch Galerien oder durch die Illusion erreicht, die als Raumeindruck entsteht, wenn zwei Räume auf verschiedenen Ebenen ineinander übergehen. Die früher praktizierte Flachdachbegrünung wird zum Prinzip: Natur einschalten, in der Stadt.

fentliche Räume. Halbgeschoßversprünge und innere Fenster binden die Räume zusammen. Die Räume haben alle „grüne Zimmer“ oder Erker, von denen aus die Blickextension in die Straße ermöglicht wird. Die „Vierung“, das heißt, Spannung zwischen hohen und niedrigen Räumen wird durch Galerien oder durch die Illusion erreicht, die als Raumeindruck entsteht, wenn zwei Räume auf verschiedenen Ebenen ineinander übergehen. Die früher praktizierte Flachdachbegrünung wird zum Prinzip: Natur einschalten, in der Stadt.

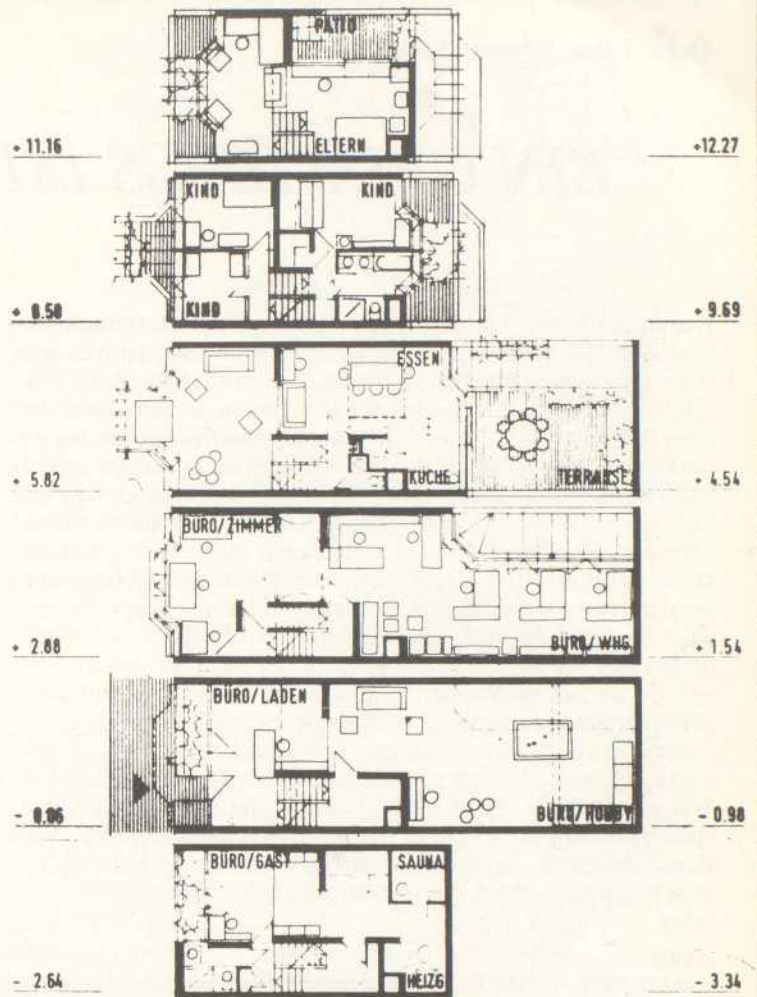
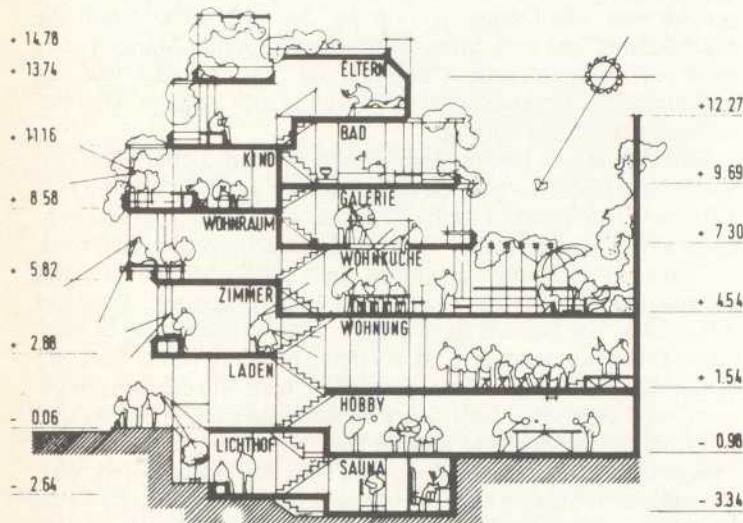




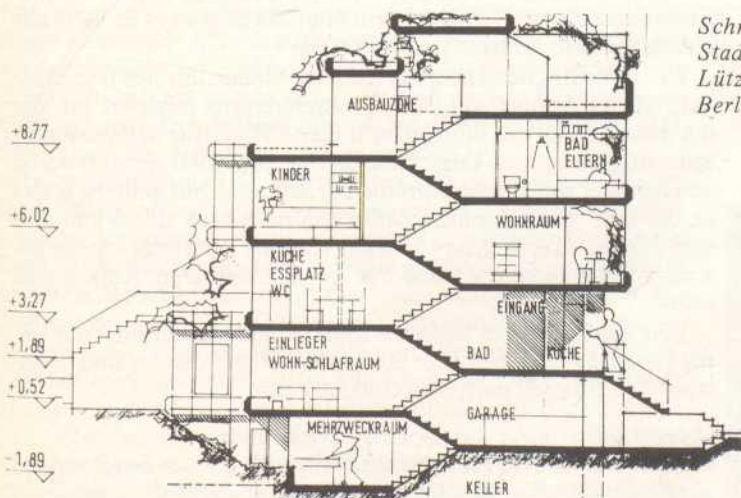
## Haus in der Josefstraße

Das Haus in der Josefstraße wird Grundlage für die Gestaltung eines Geviert von Stadthäusern im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Berlin. Das Splitten von unterer und oberer Wohnung am gemeinsamen Eingang wird entwickelt. Die Verflechtungselemente mit der Straße werden intensiviert.

Für mich war das Planen von Einfamilienhäusern ein Lernprozeß, mit den Betroffenen zu arbeiten, um Prinzipien für größere Wohnanlagen in städtischer Umgebung zu entwickeln. Mit Nutzern planen (Urbanes Wohnen), Natur einschalten sind Schwerpunkte der „Realen Architektur“.



Fotos: Rodemeier



Schnitt,  
Stadthaus,  
Lützowstraße,  
Berlin

### BIOLOGISCH WOHNEN BAUEN, LEBEN

In biologischer Qualität liefern wir u.a. Spezialbaupapiere, Anstrichmittel, Teppichböden ohne Vernickungsmittel, Dämmstoffe, Putze

Prospekte und technische Beratungsbriefe liegen für sie abrufbereit unter dem Stichwort ARCH+

#### SAVALIS

Frank, Schäfer und Co GmbH  
Hortensienweg 27a  
7000 Stuttgart 50  
Tel.: 0711/ 535038



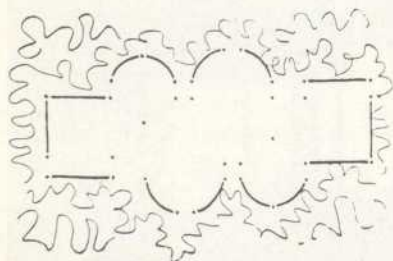
## EIN GRUNDRISS IST KEINE AUTOBAHN

Wer sich mehr als 10 Jahre nach dem „Leber-Plan“ die Grundrißorganisation der Bundesrepublik Deutschland ansieht, der wird zum einen die Prägung durch die Grenzen bemerken. *Ränder*, die wirklich ein gewisses Interesse abverlangen können. Er wird *Innen* aber auch feststellen, wie die forciert betriebene Individualisierung des Verkehrs zu den längsten Autobahnkilometern in Europa geführt hat. Die *Richtung*, in der man Autobahnen nachzukommen hat, kann nur auf den dafür vorgesehenen Kreuzen verändert werden – dann aber gewaltsam – da bietet sich keine differenzierte Lösung. Dabei entspringt doch der Wunsch nach Richtungsänderung einer möglicherweise neu dazugewonnenen *Einsicht*, entspricht vielleicht dem Einblick in die *Komplexität* der mit der Reise zusammenhängenden Sachlage. Um einem solchen, hoffentlich mit der Zeit heftiger werdenden Wunsch nachzukommen, bräuchte man sicher mehr Unterbrechung und Transparenz: beides bedingt sich.

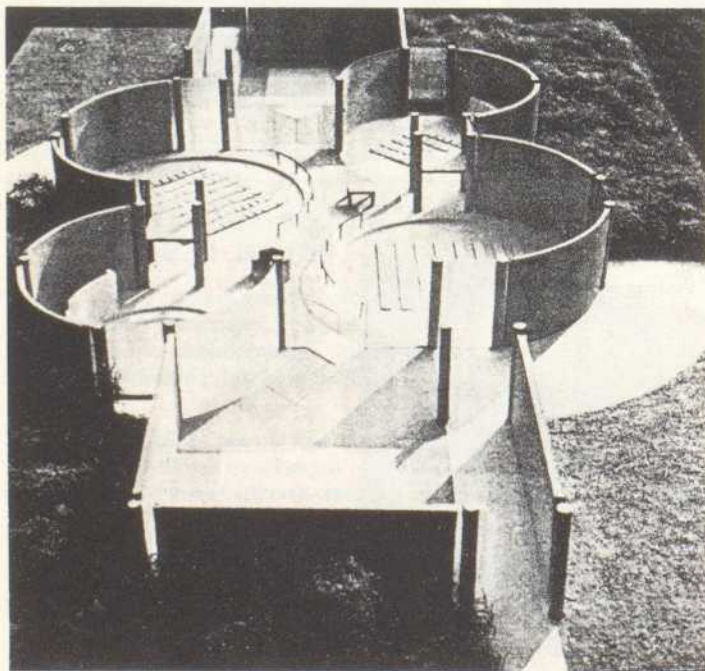
Auf den zweiten Blick begegnet man einem gleichmäßigen Netz von Raststätten, das von den Autobahnkilometern begleitet wird. Wer einmal diese „Häuser des Gastes“ betreten hat, mag festgestellt haben, wie die Gesichter der auf Individualität Wert legenden Besucher, wie ihr *Ausdruckswert* ebenso normiert erscheint wie die vorangegangene Fahrt, das verlorengegangene Erlebnis im *Dazwischen*.

*Anmerkung:*

*Adorno meint hier die Beobachtung machen zu können, wie bei dieser Art von zunehmender Individualisierung und damit einhergehender sozialer Isolation die Gesichter einander immer ähnlicher werden. So scheint der Mensch zuletzt selbst noch zum Gebrauchsgegenstand zu werden.*



Kirche Driebergen,  
Niederlande, 1963,  
Aldo van Eyck



Was aber die Rast dem Reisenden bedeuten kann, das müßte doch eigentlich jeder wissen, der schon einmal Durst erlebt hat. Da ist doch ein Getränk mehr, als der piktogrammierte Hinweis darauf, wo die Notdurft verrichtet werden soll. (Selbstverständlich darf keine Funktion vergessen werden.) Unvorhergesehene Ereignisse – etwas, was auch auf Autobahnen vorkommen soll – stören bei dieser Art von Verrichtung das Timing. So wird zuerst schon die Erschließung zum verkehrten Gerippe der Republik. Mangelt es da nicht an erlebnisreicher Überraschung, die lebendig hält, an Lebensqualität überhaupt, an Wohnkultur zum Beispiel? Das bietet wenig Hoffnung vorweg.

Eine Kirche von Aldo van Eyck – längst vor dem „Leber-Plan“ entworfen und leider nur gezeichnet geblieben, (der Entwurf fand kein Echo, weil Kirchenväter vielleicht immer noch Torten bevorzugen) diese Kirche löst doch das, wofür sie gebraucht werden soll, wozu sie einladen soll, anders, nämlich auch zurückhaltend und mit gegeneinander versetzten Eingängen und Ausgängen, vielleicht schon allein der Gerechtigkeit wegen. (Das wäre doch ein brauchbares Thema der Kirche). Und wer innen nicht nur rechts fährt, der achtet darauf, wie die Steine liegen, d. h. hier: wie die Stützen gestellt sind. Dem erschließt sich eine ganz andere Dimension und mit Erlebniswert aus dem Weg dorthin. Neue Perspektiven bieten sich, und zur Richtungsänderung wird behutsam aufgefordert. Wieder spielen die Stützen eine den Menschen begleitende Rolle – eine eigenständige darüber hinaus, eine Rolle die sich auch außen in der Kruste schon ankündigt. Sie hält zusammen und setzt sich in ihren Polen in Beziehung. Das bringt Kohärenz: Zusammenhalt über einen inneren Zusammenhang. So entstehen Räume über strukturelle Ähnlichkeit – das meint die Art, wie zwei Dinge miteinander in Verbindung gesetzt sind und noch mehr. Das „Dazwischen“ wird auf diese Weise geprägt, prägt sodann den Aufenthalt und weckt vielleicht sogar das Bedürfnis danach. Räume im Raum gibt es. Betritt man sie, erlebt man die kreisförmige Abschirmung nicht als etwas, das einengt, wie in vielen anderen Räumen, die durch ihre Geschlossenheit im Wandverlauf bezwingen. (Ausgeübter Zwang etwa, durch unvermeidlich gleiche und konstante Beziehungen zwischen jedem Punkt des Kreises und dem fixierten Mittelpunkt.) So nicht bei Aldo van Eyck, der die einander zugewandten, aber auch gegeneinander versetzten Kreishälften ebenso stark als Einheit akzentuiert wie die nebeneinanderliegenden. Diese Mehrdeutigkeit der Richtung macht die Räume im Raum annähernd gleichwertig, formuliert ein nicht zu Ende fixiertes Dazwischen, obwohl jeder einzelne Raum für sich genommen zentriert bleibt. So zerfällt der Raum als Ganzes nicht in aktive und passive Elemente. Kreise, die Gruppen artikulieren, jedoch nicht abzirkeln und somit das Gespräch zulassen. Der Mensch in ihrer Mitte. Gibt es da nicht ein Gebet, ein ganz anderes vielleicht sogar?

Wer diese Kirche betritt, hat die feste Mauer, um sich festzuhalten, falls er geführt werden will. Andererseits begleitet ihn die durchlässige, nur mit Stützen formulierte Wand, die deshalb jederzeit verlassen werden kann. Und ein Ziel formuliert sie auch durch den geringer werdenden Abstand der Stützen. Dort geht die andere, die feste Wand nämlich, halbkreisförmig nach außen und gibt dem Inneren das Weiche – von der Haltung her etwas wie die gewölbte Innenfläche der Hand mit jeweils fixierbarem Anfang und Ende.

Eine Kirche braucht eigensinnigen Charakter. Allerdings nur wenig Gegenständliches – eher etwas von der Sprache her und im instinktiven Streben nach Sparsamkeit.

*Anmerkung:*

*Da ist die Syntax eingebettet in die Pragmatik, d. h. sie findet sich auf der Berührungsebene zum Menschen wieder, und auch die semantische*



*Ebene kann sich nur an ihn und an sein vorab geformtes Erfahrungsfeld wenden, wenn sie eine Bedeutung haben soll. Hat nicht ein „Wohnhaus Gottes“ nur dort einen sozial legitimierten Gegenwartsmodus, wo es Aufenthaltsort für Menschen ist? Ein Ort, der womöglich helfen soll, sich selbst zu finden, also auch Meditationscharakter braucht? Vielleicht meint das die Theologie der Befreiung.*

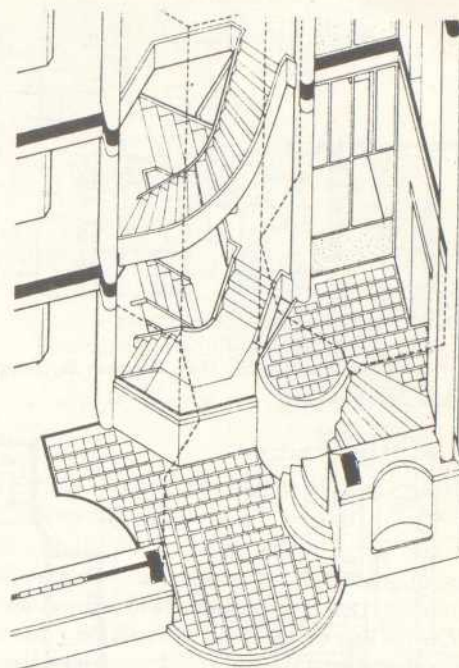
Dem ist nicht ganz einfach und sicher nicht auf einer Autobahn beizukommen. Der Zugang verlangt Zeit, wie eben das „Tor der Gerechtigkeit“. Hier wird doch der Übergang durch definierten Zwischenraum artikuliert. Auf ähnliche Weise inszeniert Aldo van Eyck die Annäherung in das Haus für ledige Mütter in Amsterdam. Da wird eine gleichzeitige Aufmerksamkeit für das, was auf jeder Seite von Bedeutung ist, geweckt, in diesem Fall nach innen gezogen, wegen der vielleicht zu unwirtlichen Außenwelt. Das erste Stadium des „Innenseins“ zieht vorsichtig weiter nach innen. Wer die ersten drei Stufen, die kaum Überwindung kosten, gegangen ist, dessen Blick begegnet dem zweiten Stadium, während er begleitet wird von der Treppe verengenden Rundung. Danach verbreitern sich die Stufen nicht eindeutig schräg, eher schon aufmerksam gelenkt: eine Geste, die das Verhältnis zum Gast zeigt, die Art und Weise, wie er empfangen wird. Nicht nur eine Frage der Einstellung gegenüber seiner Persönlichkeit, sondern auch ein Problem der Einstimmung, der Einsicht vorab, die gewährt wird: ohne übertriebenes Sicherheitsdenken, aber auch ohne Beeilung und mit Transparenz. Der Prozeß braucht Dauer, und das kann für Architekten heißen: räumliche Elemente in die Tiefe des anderen hinein. (Venturi hat das z. B. formuliert). Ein Gast will sich doch durch nichts drängen lassen. Aufmerksamkeit bringt er mit, wird ihm aber verlangt, und so kann er auf Erwidierung hoffen.

Anspruch auf Antwort, Wunsch nach Erwidierung durch Architektur – das meint doch hoffentlich der Artikel 13 des Grundgesetzes dieser zubetonierten, so erschlossenen und doch keinesfalls nur freien Republik. Unverletzlichkeit der Wohnung, das sollte doch auch heißen: Recht auf eine Behausung, die einen nicht erschlägt. Der Mensch fühlt sich von dem Raum großzügig behandelt und behutsam gefaßt, den er betritt, nachdem dieser sich ihm zugewendet hat. Zuwendung auch hier bei Tessenow, mittels der Richtungsänderung, mittels der zeitlassenden Unterbrechung. Da zeigt sich ihm schon was von der Einrichtung, die das Leben erfährt. Und im Innern findet er unterschiedlich gefaßte Nischen mit viel Platz davor, etwas, was der Intimität erst Großzügigkeit verleiht: die „Mundart des Herzens“ würde Aldo van Eyck vielleicht dazu sagen. Im Schlafzimmer spätestens bekommt die Wand Bewegung. Dort artikuliert sie unregelmäßig Nischen, die ihrerseits Haltung deutlich machen, eine Haltung, die über die Umkehrung jedenfalls zwei Seiten besitzt. Übrigens die hintere, die, die das Fenster als Nachbar hat, ist breiter als die vorne. Dort, wo ja beim Hineinkommen der ganze Raum vorliegt, kann vielleicht etwas sparsamer mit der knappen Fläche umgegangen werden.

Das Fenster, dem man sich von innen nähert, tritt nach hinten. In der Tiefe der Mauer läßt es Platz für ihre Wand. Das Licht braucht doch ein Medium, um wirksam zu werden, braucht z. B. die „tiefe Wand“, um zu reflektieren. Nicht nur das. Es artikuliert den Raum, gibt ihm (bewegliche) Konturen, macht ihn in gewissem Sinn lebendig, bringt Stimmungen. (Das Licht, das durch das Fenster fällt, seine menschliche, also nicht die sakral überhöhte Bedeutung, scheint andernorts über den normierten und ebenso eingesetzten Fenstern sowieso vergessen, also nicht geführt worden zu sein. Dabei gibt doch auch gerade das Licht und dessen Kehrseite: der Schatten, dem Tagesablauf sinnlich erlebbare Bewegung, kann auch zentrieren, macht ihn zeitlich fixierbar.)

Die zwei Seiten der Haltung machen die Wand zur Figur: ein einfaches Mittel, das zum Staunen bringen kann, auch weil es jetzt dem Herd eine Bedeutung gibt. So verliert sich das Bild der Küche nicht hinter der Bedienung und die vielleicht geöffnete Tür in der schräg gestellten Wand erlaubt den Ein- und Ausblick während des Kochens, den Kontakt zur Wohnstube. Das bringt ein Anlehungsverhältnis. Aber auch die Beziehung zum Eßplatz draußen ist kaum mit Anstrengungen verbunden. Die Küche als Dreh- und Angelpunkt des Hauses: ist das nicht ein sympathischer Gedanke? Ein altes Muster, an das das kollektive Gedächtnis – auch zur Zeit der Schnellgerichte – sich hoffentlich noch erinnern läßt. So verknüpft mit dem Ereignis, an das sich die Erinnerung wendet, entsteht auf

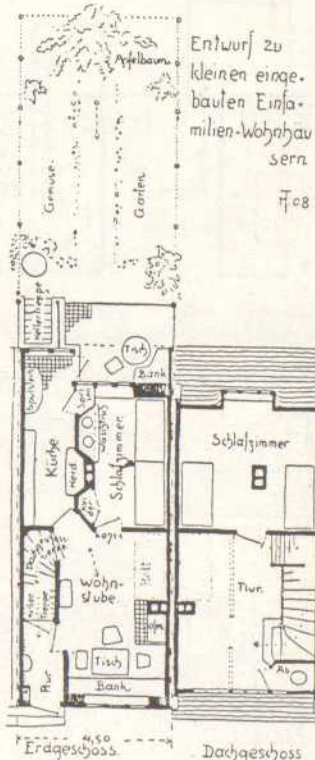
Eingang  
Hubertushuis,  
Amsterdam,  
1975-78,  
Aldo van Eyck



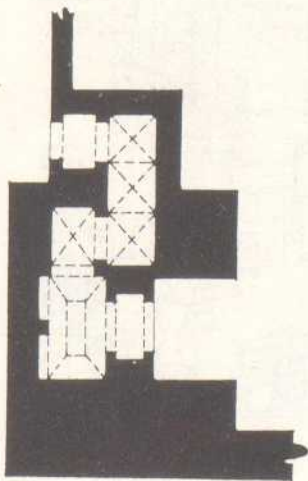
4,50 m Breite eine Epik, die einlädt, z. B. draußen, unter dem Schlafzimmerfenster zu frühstücken im Schutz der nach außen gezogenen Küche. Sicher gibt sie auch den notwendigen Zugang. Aber ohne die figürliche Qualität der Wand und ohne den Kontrast zu ihrem Gegenüber, ohne das von zwei Seiten einfallende Licht am „Kopf“ der Küche, liefe selbst dieser gutmeinende Raum Gefahr zur bestimmt nur kurzfristig betretenen Erschließungsfläche zu werden, zum Durchlauferhitzer. Dem Trend zum bloß additiven Hintereinander der Räume wird bei diesem schmalen Grundriß durch häufigen Richtungswechsel entgegengewirkt. Das gibt ihm eine zusätzliche erlebte Dimension, vergrößert ihn auch über die dadurch artikulierten Diagonale.

Man muß doch im Blick durchs Fenster auf den Apfelbaum nicht immer und nicht überall und sofort den Fuß hinsetzen können, nicht gleich als Schreiner an die Verwertbarkeit des Holzes denken müssen. Sicher muß ein Gegenstand auch dazu einladen, wenn er wirklichen Gebrauchswert haben soll. Dies geschieht, wenn der Blick erwidert wird. Die Einladung wird angenommen, wenn alle Sinne diese Erfahrung machen: ein zutrauliches Verhältnis mag entstehen. Dann kann der Apfel vom Baum gepflückt und genossen werden: vollzogene Aneignung.

Entwurf  
für kleine Einfamilien-  
Wohnhäuser, 1908,  
Heinrich Tessenow



Tor der Gerechtigkeit,  
Alhambra, Spanien









so wenig zweckdienlich, weil doch kaum einer einen Autoschlüssel an den Schlüssel für das Garagentor bindet. Und Ordnung ist doch allenfalls nur das halbe Leben, besonders dort, wo sie keinen Platz für Improvisation läßt. Sollte ein Grundriß nicht mehr sein, als nur eine Addition von Garagen? Etwas sein, das Varianz besitzt und damit auch Freiheit im Benutzen zuläßt, zwar nicht neutral, sondern stellungnehmend? Die „Sprache“ der Architektur offenbart sich eben nicht über Grammatik, sondern eher mit ihrer Gestik dem Empfänger, dem Subjekt gegenüber. Das machen ihre Haltungen deutlich. So wirkt sie auf die Beschaffenheit des Tages ein. Statt eines abstrakten Systems sprachlicher Formen, wird nun das Ereignis der Interaktion realisiert durch das Verhalten der Menschen und die polyvalente Kooperationsfähigkeit des Gegenstandes. Und wenn, wie bei Hertzbergers Diagoon Wohnungen, eine Nische mit auch kantigen Hüllen unterschiedlicher Ausprägung, unterschiedlicher Haltung umschlossen wird, bekommt sie Gewicht und der großzügig bemessene Raum davor auch Richtung. Und wenn mehrere Räume im Raum Richtungen besitzen, entstehen Überschneidung und Verdichtung. So werden hier weniger geschlossene Räume als vielmehr Bereiche miteinander in Beziehung gesetzt. Das gibt in der Überschneidung unscharfe Grenzen, fordert sogar zu ständigen Grenzverschiebungen, zur Veränderung auf, setzt aber Emanzipationsbereitschaft voraus. Eine gewisse Unfertigkeit von der Sprache her, weil nun wieder mehrwertige Bereiche dazwischen entstehen, die einladen zur nutzerseitigen Interpretation. Natürlich: die Haltung hat eine Kehrseite, sie geht auch nach außen; in diesem Fall rau, fast roh: eben kantig, die Ecke. Vielleicht Grün, das reinwächst, sie erobernd und von außen kommend.

Anmerkung:

Bei Aldo van Eyck's Waisenhaus gibt es ebenfalls Ecken. Dort allerdings auch mit verschiedenen „Außen“, die verschiedene „Innen“ sind. Darauf hat Hertzberger selbst hingewiesen. Freilich darf wenig zu wörtlich genommen werden. Und so gilt: auf der syntaktischen Ebene allein wird noch nichts entschieden.

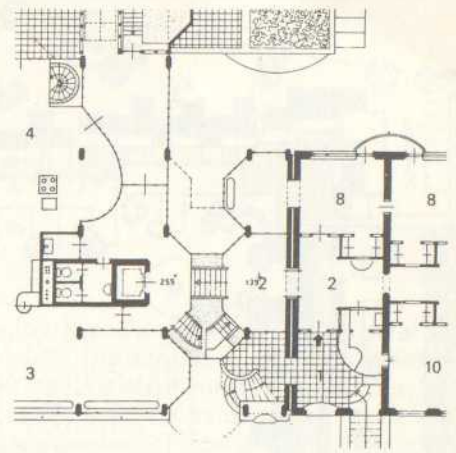
Die Wände nehmen sich in jedem Fall auch hier zurück, bleiben Hintergrund und geben sich somit ohne Anspruch auf besondere Extrovertiertheit – aber mit Charakter. Ohne wirklich Erker zu sein, gibt zum Beispiel die nach innen gezogene Ecke der Nische etwas erkerähnliches: die Nische ist qualitativ mehr als nur eine Nische.

Und wer den Tischplatz sieht, weiß das Essen zu schätzen im Schutz von Halbhohem, das umschließt und die Decke öffnet. Der Kontakt ist möglich. So mag vielleicht die Mitte des Hauses und seiner Bewohner entstehen, eben doch Zentrierung im offenen Grundriß. Da spielt wieder das Licht, das in diesem Fall von oben geführt wird, eine entscheidende Rolle. Auch hier die Randausbildung und nicht ohne Richtung, nicht ohne Kanten. Wer die Stütze am Eßplatz beachtet, wie sie sich nach außen wendet und wieder das Innere freigibt, der fühlt sich nach dorthin eingeladen. Sowie so artikulieren die Stützen und Pfeiler die innere Struktur des gesamten Grundrisses. Sie stellen das bewegliche Trägersystem und definieren die (offenen) Bereiche. (Man könnte meinen, die von Habraken entwickelte SAR-Methode hätte hier ihre undogmatische Anwendung und Weiterentwicklung erfahren.)

Kulissenwechsel ist manchmal nötig. Kulisse freilich nicht als etwas leblos Atmosphärisches – das Gegenteil soll doch Architektur begleiten. Die nötige, nicht störende Unterbrechung, das Lebendige, das, was neu die Aufmerksamkeit erregt. Eine sensible Geste ist da angebracht: zum Beispiel Maßstabwechsel.

Schule in Farum: aber hier die nach innen gezogene Decke im Klassenraum. Auch hier ist die Nische nicht nur eine Grundrißfrage, sondern ein Raumerlebnis, unterstützt durch das die Dachneigung innen begleitende Licht von außen. Und außerhalb der Klassenräume, da bringt die Ausbuchtung des Flurs in den Innenhof die Klassen wieder zusammen – mit jeweils unterschiedlicher Haltung. Das wird zum Thema des Flurs, wenn es sich wie hier nach den verschiedenen Außenseiten hin abbildet und Verhältnis eingehet: im Innenhof weich, die Ecken entschärft. Schulhof: etwas zum Anfassen, betont durch das nach unten gezogene Dach. Zur Straße hin härter, kantiger und damit im notwendigen Kontrastbezug zwischen vorne und hinten, zwischen öffentlichem Weg und „innerem Äußeren“ des Hofes. Können unsere Verhältnisse in der Regel tatsächlich unser Vertrauen in Anspruch nehmen? Sind sie auch kontrastreich, sind sie auch vermittelnd, auch durchsichtig genug – wie

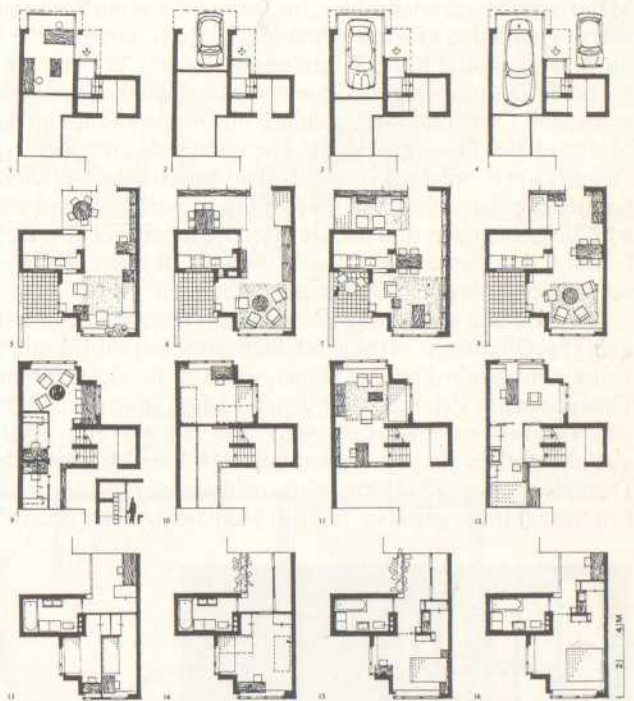
Hubertushus  
Amsterdam,  
1975-78,  
Aldo van Eyck



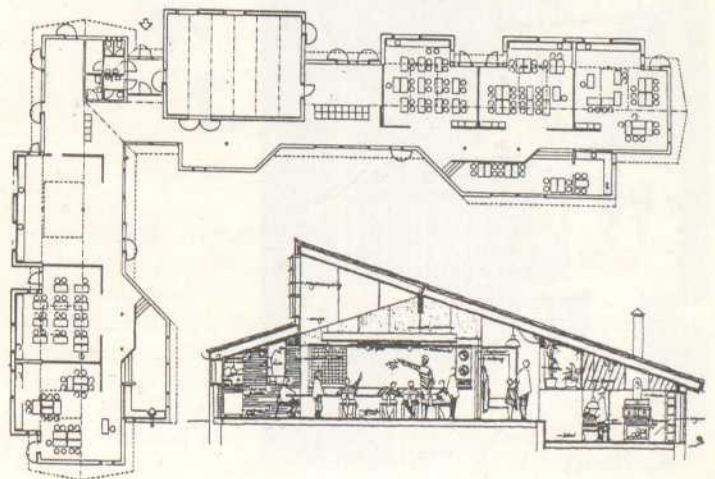
hier der Eingang zur Schule? Wenn nicht, zeigen wir uns eigentlich noch entsprechend enttäuscht?

Anmerkung:

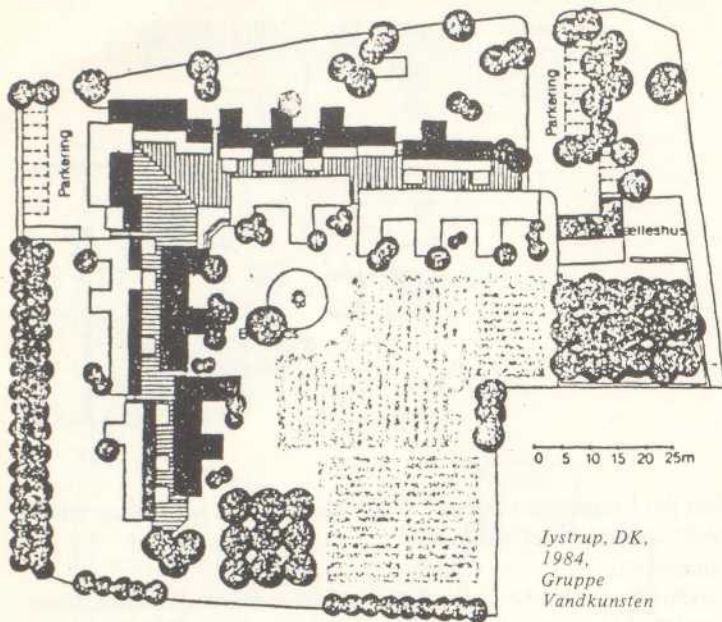
„Gebautes weist aber auch Rollenverhalten an. Rollenanweisungen werden sich weniger an der Erscheinung des Gebauten, eher an der grundrisslichen Distribution der Bereiche des Privaten und der Öffentlichkeit ablesen lassen. Verzahnung beider scheint hochgradiger Integrierung des einzelnen in die städtische Gesellschaft zu entsprechen, scharfe Trennung von Straße und Haus einer Loslösung des privaten Bürgers vom öffentlichen Bereich, seinen Pflichten und Rechten.“ (Georg Höltje, „Die Kunst eine Stadt zu bauen“, Seite 13).



„Diagoon“-Wohnhäuser Delft, NL, 1971, Herman Hertzberger  
Schule Farum, DK, 1982, Gruppe Vandkunsten

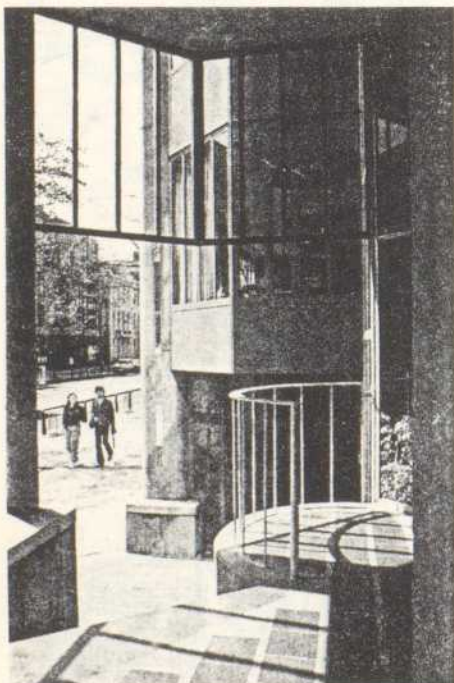






Wenn wir in Iystrup auf die Straße gehen, haben wir es ganz und gar mit einer „geschwächten Autorität“ (Negt/Kluge) zu tun. (Etwas was der Dominanz, die um sich herum leicht eine Wüste entstehen läßt, entgegenwirkt.) Das „gestaltgewordene Dazwischen“ artikuliert öffentliche Plätze, zurückgezogenere Nischen vor den Eingängen, Sequenzen von unterschiedlichen Räumen unterstützt durch Material und Farbwechsel. Es „funktioniert“ wie ein Rückgrat, assoziiert sich mit den inneren Wohnungsrandern, vereinigt die Umgebung, weil es jetzt Kontakt hat, verdichtet und ergreift damit den größeren Zusammenhang. So wird die ökologische Dimension hier keinesfalls funktionalisiert, sondern im Gegenteil zum integrierten Merkmal der Gesamtstruktur. Die Straße nimmt nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch die über das Glasdach eindringende Sonnenenergie auf. In den „Wohnungsrippen“ und im Fußboden wird sie gespeichert und mit Gewinn wieder abgegeben. Der äußere Rand der Siedlung gräbt sich hingegen fast ins Gelände ein – nicht zuletzt, um den Verlust zu minimieren.

Die Siedlung als Ganzes bekommt Merkmale einer Persönlichkeit. Das Öffentliche verhält sich hier spezifisch zur Intimität, denn keine Assoziationskraft hat Dauer, wenn sie nicht das Moment der Umkehrung in sich trägt: den Zauber kaum spürbarer Verrückungen. Das hier im Wachstum begriffene Selbstvertrauen kann sich gut und gerade aus gemeinsam gelebten Verhältnissen ernähren. Da findet sich eine Kollektivküche im Gelenkpunkt der Straße – intim, nach hinten gezogen, fast mit Höhlencharakter und in tiefem



Hubertushuis,  
Amsterdam,  
"Rückblick"

Blau. Auf dieser Straße sollen sich die Wege kreuzen. Und abseits von der Straße, in der Wohnung, da werden die Räume hierarchisiert im Sinne der Rollenverteilung, im Sinne der wachsenden Intimität. Und da begleitet die Küche und der Blick zu ihr den Rückzug ins Private. – So liefert doch jeder Grundriß den Kommentar für alles: die Auffassung vom Leben zum Beispiel, das auf ihm ermöglicht werden soll. Das bedeutet doch etwas. Auch ein Grundriß hat eine semantische Ebene, eben erweiterte Funktionen.

Anmerkung:

*Auch ein Problem unseres Verhältnisses zur Zeit. Zeit jedoch als etwas, das gespeicherte Erinnerung abrufen will und muß: Gedächtnis auch in die Zukunft. Als gedachte, mit dem Prinzip Hoffnung entworfene Utopie. Und sollten nicht in unserer Umwelt ohne große Anstrengung Spuren hinterlassen werden können? Das heißt auch: ohne die Notwendigkeit von Gewalt – aber auch ohne Fetischcharakter?*

Für den, der sich in dem Eingang des Mütterhauses fangen läßt (etwas, was kaum Anstrengung abverlangt, aber auch Unterhaltung bringt), für den wird dieser Eingang zum erkennbaren Ansatz des Ganzen, für den bekommt dieser Eingang Abbildcharakter. (Ein Ansatz, der allerdings gelesen sein will – in heutigen Verhältnissen sicher auch transparent gemacht werden muß: das „Innere der Sicht“, das Max Ernst zum Beispiel meint. Ohne da etwas allzu wörtlich nehmen zu wollen.) Für den hat der Zugang eine Verführungsqualität, Ritualcharakter ohne Unterwerfung, im Wechsel von Annäherung und Entdeckung. Nichts, was Zeit spart, sondern sie im Gegenteil benutzt, ihr umgekehrt einen Raum gibt, der nun schon zum Ereignis geworden ist. Für den offenbart sich die Qualität des Grundrisses in der „geordneten Komplexität“ (Whitehead) der in ihm artikulierten Kontraste, also in seiner Struktur, die, richtig gesetzt, auf Koordinierung menschlichen Handelns abzielt, auf Entsprechung, auf Verständigung.

Anmerkung:

*So muß doch eigentlich jede Rast-Stätte gebaut sein, die Aufenthaltsort für Menschen werden soll und nicht bloß Paketannahme- und -ausgabestelle: und das noch aus jeweils einem Guß.*

Zu hoffen bleibt, daß ein solcher Eingang unsere Wahrnehmung noch aufmerksam macht. Dann kann er weiter zum Ausgang werden: ein Blick eigener Qualität und schon im Bewußtsein des Innenseins.

#### Anmerkungen Glossar:

- 1) W. H. Riehl, Die Familie. Stuttgart (1854) 1889, 10. Aufl. S. 173
- 2) F. Unglaub, Die Diele im niedersächsischen Bauernhaus und norddeutschen Bürgerhaus. Diss. TH Dresden. Lübeck 1911, S. 173
- 3) H. Zinn, Entstehung und Wandel bürgerlicher Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen. In: L. Niethammer (Hrsg.), Wohnen im Wandel. Wuppertal 1979, S. 13–15
- 4) I. Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt a. M. (1974) 1977, S. 96
- 5) S. Vosmeer zit. nach H. J. Oldenhof, Lingener Briefe aus spanischer Zeit. In: Kivelingszeitung. Lingen 1975, S. 41
- 6) zit. nach Fr. Hilkenbach, Lingen. Stadt und Land – Ais einer Chronik von 1787. In: Lingener Heimatkalender 1951, S. 41
- 7) K. Bedal, Historische Hausforschung. Münster 1978, S. 119
- 8) M. Müller, Sozialgeschichtliche Aspekte des Wohnens. In: M. Andritzky und G. Selle (Hrsg.), Lernbereich Wohnen. 2 Bde. Reinbek 1979, Bd. 1, S. 258
- 9) K. Bedal a.a.O., S. 95
- 10) F. Unglaub a.a.O., S. 47
- 11) W. H. Riehl a.a.O., S. 187
- 12a) ders. S. 184
- 12b) J. W. Goethe, Dichtung und Wahrheit. In: J. W. Goethe, Ausgabe in 6 Bdn. Berlin 1925, Bd. 6, S. 11
- 13) Bj. E. Kommer, Wohnung und Wohnkultur. In: Lübeck zur Zeit der Buddenbrooks. Hrsg. v. Museum für Kunst und Kulturgeschichte. Lübeck 1975, S. 24
- 14) Fr. Ostendorf, Haus und Garten. Berlin 1914, S. 133
- 15) W. H. Riehl a.a.O., S. 185
- 16) A. Bebel, Aus meinem Leben. 3 Bde. Stuttgart 1910, Bd. 1, S. 2–4
- 17) I. Weber-Kellermann a.a.O., S. 141
- 18) J. Fr. Geist und Kl. Kürvers, Versuche einer Wohnungsreform für den kleinen Mann. In: Neue Heimat Monatshefte. Hamburg 28/1981, H. 3, S. 40
- 19) zit. nach J. Fr. Geist und Kl. Kürvers a.a.O., S. 32
- 20) U. Klaus-Stöhner, Untersuchung über den Beitrag Alexander Kleins zur Entwicklung und Bewertung von Grundrissen im Geschoßwohnungsbau. Diss. TU Berlin 1976, S. 30
- 21) ders., S. 53
- 22) Dokumentation II Märkisches Viertel, Berlin. In: Bauwelt. Berlin 62/1971, H. 47/48, S. 1916–1918
- 23) I. Rakowitz zit. nach Schöner Wohnen. Protokoll aus dem Märkischen Viertel Berlin. Aufgezeichnet von H. Reidemeister. In: Kursbuch 27. Berlin Mai 1972, S. 4
- 24) W. H. Riehl a.a.O., S. 189
- 25) F. Unglaub a.a.O., S. 175



## DAS HAUS ALS EINRAUM



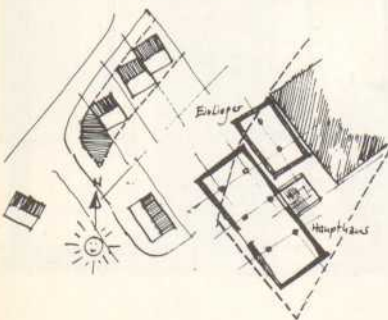
Für die Eckbebauung dieses Grundstücks hatte der Bebauungsplan eine merkwürdige Fläche vorgesehen. Ein städtebauliches Kalkül des Planverfassers für einen derartigen Zugschnitt kann man wahrscheinlich ausschließen. Aber man wächst ja angeblich an den Widerständen. Der Auftrag war ein Haus mit großzügiger Einliegerwohnung. So begannen wir hoffnungsvoll, mit zwei einzelnen Baukörpern zu experimentieren. Aber jeder erdenkliche Baukörper brach sich an der Baugrenze. Nach vielen Versuchen blieb nichts anderes übrig, als mit der

ergab der Konflikt zwischen der baurechtlichen Situation und der anfänglichen Grundidee die jetzige Konzeption des Hauses. Es sieht nun so aus, als sei der Erdgeschoßsockel Restbestand einer früheren Straßenführung, der jetzt einen neuen Holzbau tragen muß.

Die beiden Straßen bringen die Öffentlichkeit sehr nah an das Haus heran, aber sie garantieren den Bewohnern auch eine unverbaubare ganztägige Besonnung. Der Gedanke an einen Wintergarten lag von Anfang an sehr nahe, aber wo man ihn auch hinbaut, sitzt man direkt „auf der Straße“. Jetzt findet man ihn als verglasten Erker im Obergeschoß wieder. Hier kann man ungestört von Passanten die Sonnenstrahlen genießen. Um dem angebauten Nachbarhaus auch so viel wie möglich Sonne zu erhalten, wurde die Nordostecke des Hauses tief heruntergezogen.



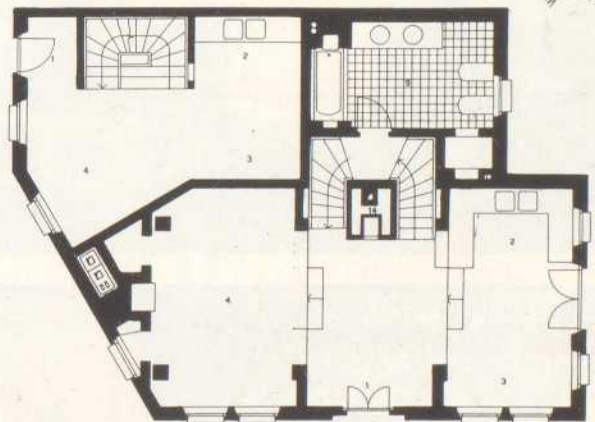
Erdgeschoßmauer erst einmal der Baugrenze zu folgen. Über diese Mauer hinweg schieben sich zwei Holzbauten in Richtung Straßenecke. Der überdimensionierte Kamin vermittelt zwischen den beiden unterschiedlichen Baukörpern, dem Haupthaus und dem Einliegerhaus. So



Seit einigen Jahren beschäftigt sich unser Architekturbüro mit der Baubiologie und Bauökologie. Die Integration dieser beiden Bereiche in die Architektur ist eine Art von Pionierarbeit. Jedoch sehen wir darin direkt keinen neuen Architekturansatz. Baubiologie und Bauökologie beinhalten nur dienendes Fachwissen für die Hausplanung, wie bisher Bauphysik oder Statik. Deshalb sind unsere Planungen ebensowenig „Ökologische oder Baubiologische Architektur“, wie man andere Häuser als „Statische oder Bauphysikalische Architektur“ bezeichnet. Wie das vorgestellte Beispiel zeigt, beansprucht die traditionelle Architekturaufgabe, der Entwurf der sichtbaren Außen- und Innengestalt nach wie vor die meiste Arbeitszeit. Die Qualitäten von Baubiologie und Bauökologie werden dagegen kaum sichtbar, aber spürbar. Das gewählte Material, die Heizung oder die andere Oberflächenbehandlung schaffen neue Qualitäten im Hausklima, die bisher unbeachtet geblieben sind.



- |                |                      |                    |
|----------------|----------------------|--------------------|
| 1 Eingang      | 6 WC                 | 11 Wirtschaftsraum |
| 2 Küche        | 7 Abstellraum        | 12 Kellerraum      |
| 3 Esplatz      | 8 Schlafraum         | 13 Kamin           |
| 4 Wohnraum     | 9 Bad                | 14 gemauerter Ofen |
| 5 Arbeitsplatz | 10 Hausanschlussraum | 15 Garage          |



GRUNDRISS ERDGESCHOSS

Arbeitskreis für Humanökologie  
Wolfgang Jasper, Ulrich Hahn, Uwe Kortlepel, Gerd-Maria Luthé,  
Thomas Kostulski,

Alle Mitarbeiter des Büros studierten an der RWTH Aachen Architektur mit dem Schwerpunkt Wohnungsbau. Seit der Gründung des Arbeitskreises haben wir versucht, die Anforderungen der Baubiologie und der Bauökologie an den Hausbau in unsere Bauvorhaben zu integrieren. Bisherige Tätigkeiten: Wohnungsbau, Planung von ökologischen Siedlungen, Dorfgestaltung in Hessen, Hochschulseminare.

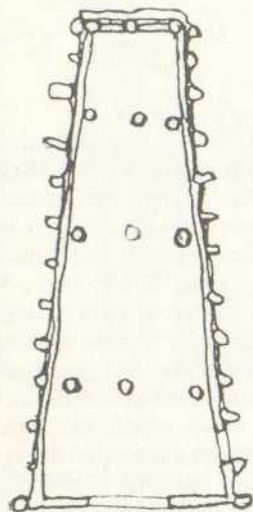


## Das Haus als „Einraum“

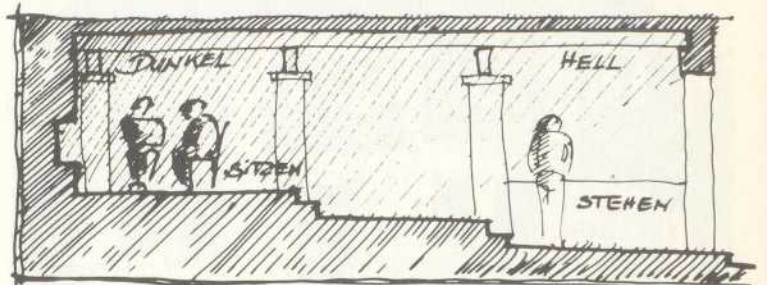
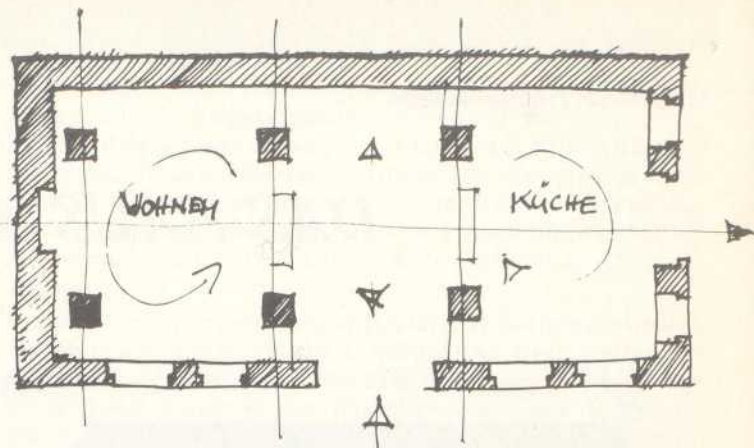
Im Erdgeschoß gliedern nur drei Säulenpaare den ansonsten hausgroßen Raum. Mit einiger Verwunderung stellte ich später fest, daß sich die Grundrißstruktur von Hausfunden aus dem Neolithikum (4000 v. u. Z.) kaum unterscheidet. Welch ein Fortschritt! Küche und Wohnbereich haben jeweils recht bescheidene Ausmaße (15 m<sup>2</sup>). Durch das Einraumkonzept wirkt das Hausinnere jedoch größer als man vermutet. Die Einheit des Raumes wird durch die in Längsrichtung durchlaufende Holzbalkendecke noch verstärkt. Stellt man sich jedoch quer zur Achse, bilden sich durch die Pfeiler und Brüstungen drei gleichgroße Einzelräume. Durch die verschiedenen Niveaus ergeben sich vollkommen unterschiedliche Qualitäten. Die Küche wird zum höchsten Raumteil. Hier bringen große und höhere Öffnungen den ganzen Tag viel Licht an Eß- und Arbeitsplatz.

Im Wohnteil dagegen, wo man zumeist sitzt, ist die Raumhöhe erheblich niedriger. Das Licht ist hier gedämpfter.

Die Achse des Raumes endet in einer Feuerstelle. Links und rechts davon ergeben sich durch



Grundriß eines Einraumhauses aus dem Neolithikum



die schräge Außenwand zwei reizvolle Resträume. Einer davon ist zu einem kleinen Alkovenplatz mit Ausblick auf die Straßenkreuzung ausgebaut. Der Blick wird so nicht abrupt gebremst sondern kann weiter in Helle nach draußen wandern.

Der mittlere Dieleenteil, den wir auch im Obergeschoß wiederfinden, besitzt keine feste Funktion. Er soll vielmehr zur freien Verfü-

gung stehen. Es fiel nicht leicht, in der Planung zweimal 15 m<sup>2</sup> quasi als „Flur“ erst einmal „frei“ zu lassen. Doch es hat sich gelohnt.

Es ist eine Freude nun zu sehen, welche Raumqualitäten man schaffen kann, wenn man sich vom traditionellen „Zimmerbau“ löst. Ein großzügiger Raum der jede Minute des Tages benutzt wird.

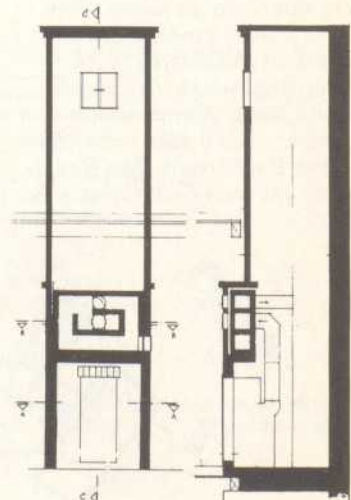
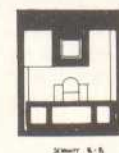
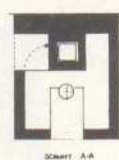


## Hausklima

Alle Aufenthaltsräume befinden sich im Erdgeschoß. Die massiven Baustoffe wie Mauerwerk und Steinboden erzeugen hier zusammen mit der Fußbodenheizung eine träge Grundwärme. Im Obergeschoß befinden sich die Schlafräume, die gut zu lüften sein sollten. Die Konstruktion besteht dort aus Leichtbaustoffen; stark isolierte Außenwände und Dächer. Durch eine Fußlei-

stenheizung kann das Obergeschoß schnell erwärmt werden. Für die Übergangszeit und die kälteren Tage steht in der Mitte des Hauses der Ofenturm, der das ganze Haus erwärmt. Ein gußeiserner Brenneinsatz gibt seine Wärme in den gemauerten Turm, der sie mit Verzögerung abstrahlt. Die heißen Rauchgase werden wie beim Kachelofen in einem Nachheizzug ausgenutzt.

Der Ofenturm. Eine Integration von Heiztechnik und Architektur









# GLOSSAR: HALLE

## Diele

„Die besseren städtischen Bürgerhäuser aus dem 16. und 17. Jhd. öffnen dem Eintretenden sogleich große Hausflure, Vorplätze und Höfe. Häufig ist das ganze Erdgeschoß lediglich Vorhalle; die Wohnräume (im oberdeutschen Bürgerhaus, d. Verf.) beginnen erst im ersten Stock. Die großen Vorplätze waren aber allen Hausgenossen zur gemeinen Benutzung: sie sind gleichsam die Allmend des ‚ganzen Hauses‘“<sup>(1)</sup>.

Die Nutzungsvielfalt des Dielenraumes eines hansischen Kaufmannshauses des 16. Jhdts. schildert historisch ungenau, aber anschaulich. F. Unglaub: „Auf der Diele wurden die Waren aufgestapelt, bis sie verladen wurden. Deshalb mag sie wochentags wohl oft mehr den Eindruck eines Warenlagers und Packraumes gemacht haben als den eines Wohnraumes. Fässer, Kisten, Ballen und sonstige Kaufmannsgüter mögen sie damals eingeengt haben. Nur an den Sonntagen (erst seit dem 18. Jhd., d. Verf.) war sie frei und wurde nett und sauber hergerichtet und mit frischem Sand bestreut, in den die Hausmagd mit dem Besen allerlei Figuren zeichnete. Da wird sie wohl auch als Tanzplatz und Festsaal für kleinere Familienfeste benutzt worden sein. Aber auch sonst war die Diele der Repräsentationsraum des Hauses, wo man Besuch empfing.“<sup>(2)</sup>

Der große ungeteilte Raum der Diele entsprach am besten den verschiedenartigen Anforderungen der Wirtschafts- und Sozialgemeinschaft des ‚ganzen Hauses‘: „Die Angehörigen der großen Familienhaushalte aus der vorbürgerlichen Zeit lebten in Räumen, die man heute als Allzweckräume bezeichnen würde. Arbeit oder Gewerbe, Konversation und Vergnügen – alles spielte sich in denselben Räumen ab, in denen die herrschaftliche, bäuerliche oder Handwerkerfamilie mit dem Gesinde und den Arbeitskräften auch lebte, aß und schlief. Die räumliche Organisation der Häuser (hat) die Absonderung eines einzelnen oder einer familiären Gemeinschaft und damit Lebensformen, die wir heute mit Begriffen wie Privatheit, Individualität und Intimität umschreiben, nicht zugelassen ... Die vorherrschende Arbeits- und Lebenseinheit war nicht die Familie im heutigen Sinne, sondern (die Sozialform) des ‚ganzen Hauses‘, an dessen Spitze der patriarchalische Hausvater stand. Zum Haushalt gehörten weiterhin die Hausmutter, die für die Hauswirtschaft im engeren Sinne zuständig war, die mitarbeitenden Familienangehörigen, zu denen auch die Kinder gezählt wurden, sowie das zahlenmäßig stark ins Gewicht fallende, oft leibeigene Gesinde, der Handwerksgesellen und Hausbediensteten ... Die soziale Ungleichheit erschien gottgewollt. Deshalb wurde auch die aus dem engen Zusammenleben der verschiedenen Schichten zwangsläufig entstehende Vertrautheit untereinander über Jahrhunderte hinweg von den oberen Ständen nicht als eine soziale Gefahr empfunden“<sup>(3)</sup>.

Form und Ausstattung der frühbürgerlichen Hausdiele waren wesentlich durch drei Faktoren bestimmt: einmal durch ihren *Verwendungszweck* als Stätte für Handel und Kleingewerbe; z. B. hatte die Diele in den Hansestädten eine Höhe von 3,5–5,5 m, nicht um beladene Fuhrwerke aufnehmen zu können, sondern weil sie als Zwischenlager genutzt wurde zum Stapeln von Waren. Zum zweiten war sie Verkehrs- und *Erschließungsraum*: nur über die „Hauß-Diele“, den „freyen Platz in einem Gebäude“, erreichte man alle Kammern, Nischen wie auch den Vorplatz im ersten Stock, zu dem anfangs im 13. Jhd. eine Wendeltreppe führte. Und darüberhinaus diente der Dielenraum immer mehr zur *Repräsentation* des ‚Hauses‘. Im selben Maße wie seit dem 16. Jhd. die wirtschaftliche Nutzung zurückging oder auch ausgelagert wurde, wuchs die repräsentative Aufgabe der Diele: Dielensäule und Deckenbalken erhielten reichere Schmuckformen, die Deckdiele wurden bemalt, die Wände vertäfelt und aufwendigere gerade Treppenanlagen ersetzten die einfache Wendeltreppe.

Der Dielenraum erfuhr seit dem 16. Jhd. je nach ökonomischem oder sozialem Programm unterschiedliche Abwandlungen. Als Produktionsstätte für den gemeinsam wirtschaftenden bäuerlichen Haushalt konnte er sich noch bis ins 19. Jhd. hinein halten, es blieb aber auch ein Lebensalltag erhalten, der keine „irgendwie geartete Intimsphäre zuließ, und der voll den Gesetzen der Ökonomik unterlag, die den Tagesablauf bestimmten“<sup>(4)</sup>. Ähnlich konnte es auch in kleineren Bürgerhäusern einer norddeutschen Kleinstadt des 18. Jhdts. noch aussehen, wie eine Beschreibung von Lingen an der Ems aus dem Jahr 1606 zeigt: „Die Stadt hat in sich zwei Straßen mit Häusern gebaut, nach vaterländischer Art, in denen man auch Pferde, Rinder und Schweine unterbringen kann. Diese Tiere bewohnen die Diele. Im Hintergrund dieses Vorderteils, das heißt in der Mitte des Hauses, ist der Herd, von wo her der Rauch den Himmel sucht“<sup>(5)</sup>. Noch 1775 „gebreche es an Heizöfen in den Häusern“ und erst um 1787 „werden sie (die Bürger, d. Verf.) inne, daß die Stuben mit Ofen rathsamer sind und nicht so viel Feuer verschlingen“<sup>(6)</sup>.

## Stube

Diese Feststellung scheint ohne Belang, tatsächlich bezeichnet sie aber einen tiefen Einschnitt in der Wohnweise des Bürgertums, denn erst durch den Einbau eines Ofens wurde ein heizbarer und rauchfreier Raum, die „Stube“ geschaffen: „Die Stube ist eine der bedeutendsten und folgenreichsten Erfindungen für die mitteleuropäische Wohnkultur, auf der auch die heutigen Wohnformen beruhen“<sup>(7)</sup>. Obschon im Mittelalter erfunden, wurde sie in ländlichen Gebieten erst spät von der breiten Masse der Bevölkerung aufgenommen. Das offene Herdfeuer in der Hausdiele, dem Flett, in der gleichermaßen gewohnt und gearbeitet wurde und auch das Vieh untergebracht war, wurde aufgegeben zugunsten des Ofens, den man an einen Schornstein anschloß. Dadurch war es möglich, den großen, überschaubaren ‚Allzweckraum‘ des offenen Rauchhauses zu teilen, d. h. Wohn- und Arbeitsbereich räumlich voneinander zu trennen und das Obergeschoß abzuschließen. Später wurden noch weitere Kammern und die Küche abgeteilt.

Schon zu Beginn des 13. Jhdts. finden wir im Lübschen Bürgerhaus neben dem Eingang einen von der Diele abgetrennten Raum, der je nach Bedarf als Schlaf- oder Kontorraum dienen konnte und dessen Einrichtung entsprechend ausgetauscht wurde. Meist bestand sie aus einem einzigen beweglichen Großmöbel, beispielsweise ein überdachtes Bettgestell mit seitlichen Vorhängen oder ein Kontormöbel mit Regalwand.

Der „Separierung und Funktionalisierung der einzelnen Räume innerhalb der Wohnung entspricht die generelle Tendenz des Bürgertums zur Abschirmung des Privatbereichs vom öffentlichen Leben. Charakteristisch dafür ist die Konzentration auf die Familie, die sich nun nicht mehr als ökonomische Einheit versteht“<sup>(8)</sup>.

Im Dielenraum hatten sich schon früh „eigene Abteile gebildet (‚Winkel‘ für die Alten, ‚Lucht‘ als Sitz- und EBecke, ‚Verschlag‘ für die Schlafgelegenheiten), um schließlich zu eigenen Räumen zu werden: ‚geschlossenes‘ Wohnen ist erreicht oder mit anderen Worten das ‚Kleinraumwohnen‘“<sup>(9)</sup>. Ähnliches beschreibt F. Unglaub: „Je mehr der Einraum sich gliedert, je differenzierter sein Grundriß wird, um so mehr verschwindet sein eigentliches Wesen“<sup>(10)</sup>. Und im Blick zurück auf die ‚gute, alte Zeit‘ stellt der konservative W. H. Riehl fest: „Die breiten Vorplätze sind zu einem armseligen schmalen Ausgang zusammengeschrunpft. Für den Einzelnen ist das moderne Haus wohllicher, geräumiger geworden, für die Familie enger und ärmer“<sup>(11)</sup>. Dafür entsteht der Salon, „der bedeutsamste Raum im vornehmen bürgerlichen Hause. Er dient aber auch nicht dem ‚Hause‘, sondern der ‚Gesellschaft‘“<sup>(12a)</sup>.

Überdauerte der Dielenraum, blieben oft auch Reste einer ehemals gemeinschaftlichen Nutzung erhalten, was insbesondere von Kindern wahrgenommen wurde. J. W. Goethe beschreibt das für die Zeit um 1755 in Frankfurt am Main: „Für uns Kinder war der un-



tere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche vor der Türe ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher miteinander ... Man fühlte sich frei, indem man mit dem Öffentlichen vertraut war<sup>(12b)</sup>. Bis in die 70er Jahre des 19. Jhdts. war „ein historisches Haus mit entsprechendem Interieur nämlich besser als alles andere geeignet, ‚Legitimität‘ innerhalb der Stadtgesellschaft zu vermitteln, wie es Th. Mann so anschaulich in den ‚Buddenbrooks‘ anlässlich des Verkaufs des Mengstraßenhauses an den neu- und schwerreichen Hagenström schildert“<sup>(13)</sup>.

## Halle

Nur wer sich's weiterhin leisten konnte, öffnete sein Haus auch im 19. und 20. Jhd. mit einer repräsentativen Diele, die nun auch Halle genannt wurde. So schreibt z. B. Fr. Ostendorf 1914: „Ein Teil des Flurraumes wird oft als Halle oder Diele zu einer Art Wohnraum gemacht. Man gelangt dann in der Regel durch den Windfang unmittelbar in diese Diele, und von ihr aus führt die Haupttreppe zum Obergeschoß. Bei kleineren Häusern sollte man aber lieber auf die Anlage einer Diele, durch welche der Grundriß vergrößert wird und die Baukosten erhöht werden, verzichten“<sup>(14)</sup>.

Die proletarische Familie wäre mit weniger zufrieden gewesen, aber zu oft traf auch für städtische Wohnverhältnisse zu, was W. H. Riehl für das Land beschrieb: „Auf der untersten Stufe bäuerlicher Armuth treffen wir freilich ein scheinbar ähnliches Bild wieder, wo auch die ganze Familie auf einem einzigen häuslichen Raum zusammengedrängt ist; aber nicht in eine weite, geräumige Wohn- und Speisehalle, sondern in ungesunde Winkel, nicht im Bewußtsein der Familienhaftigkeit und des Familienregiments, sondern bloß aus Noth“<sup>(15)</sup>. A. Bebel beschreibt diesen armseligen proletarischen ‚Einraum‘: „Das ‚Licht der Welt‘, in das ich nach meiner Geburt blickte, war das trübe Licht einer zinnernen Oellampe, das notdürftig die grauen Wände einer großen Kasemattenstube beleuchtete, die zugleich Schlaf- und Wohnzimmer, Salon, Küche und Wirtschaftsraum war ... Meine Mutter erhielt die Erlaubnis, eine Art Kantine führen zu dürfen, das heißt sie hatte das Recht, allerlei kleine Bedarfsartikel an die Mannschaften der Kasematten zu verkaufen, was in der einzigen Stube geschah, die wir inne hatten“<sup>(16)</sup>. „Erschöpft im Kampf um die nackte Existenz konnte die Arbeiterfamilie nicht zu einer Ausgestaltung eigener Lebensformen gelangen“<sup>(17)</sup>; sie war ökonomisch gar nicht in der Lage, eine Wohnung frei zu wählen oder gar zu gestalten.

Das Ideal einer Arbeiterwohnung sah anders aus – zumindest aus der Sicht der frühen konservativen Wohnungsreformer: in dem von C. W. Hoffmann 1847 vorgelegten Musterentwurf für die Berliner Gemeinnützige Baugesellschaft sind schon „alle Elemente einer Angleichung der Arbeiterwohnung an die bürgerlich-städtischen Normen vorgesehen und eingearbeitet wie: abgeschlossene Wohnung für eine Familie; Trennung von Schlafen und Kochen; Modell der christlichen Familie; Prinzip der gegenseitigen Überwachung; Einführung des Vorraumes (Flur, d. Verf.) zur getrennten Erschließung der einzelnen Räume; direkte Erschließung der Wohnung durch die Treppe und Vermeidung von hausöffentlichen Erschließungsflächen; Abbau sämtlicher Gemeinschaftseinrichtungen“<sup>(18)</sup>. In diesem Musterentwurf ist mit dem Typ des *Zentralflurgrundrisses* eine Wohnungsform für den ‚kleinen Mann‘ entwickelt worden, der im Massenwohnungsbau bis in die heutige Zeit millionenfach reproduziert wurde. Seine Merkmale wie „ein gewisser Grad an Selbständigkeit, von Abgeschlossenheit des Haushalts“ sollten das „christliche Familienleben im Proletariat begründen und sichern“ helfen<sup>(19)</sup>. „Der funktionale Aufbau des Zentralflurgrundrisses ist dadurch gekennzeichnet, daß von einem Flur aus jeder Raum der Wohnung erschlossen wird, und funktionale Verknüpfungen der Räume über diesen Flur führen. Der Vorteil dieser Anforderung lag darin, daß sich jeder Raum, der nicht durch seine Ausstattung, wie Küche oder Bad, festgelegt war, beliebig verwenden ließ, z. B. auch für die Untervermietung“<sup>(20)</sup>.

Erst in den 20er Jahren, als Rationalisierungsbestrebungen auch die Organisation von Wohnräumen im Grundriß mit einbezogen und Vergleiche mit Zuschnitt und Abmessungen von Schlafwagen-

abteilen und Dampferkabinen angestellt wurden, erarbeitete der Grundrißtüftler A. Klein seinen *Raumgruppengrundriß*: er unterschied in der Wohnung zwei Raumgruppen, „erstens Schlafräume, Schrankzimmer und Bad, zweitens Wohn- und Eßzimmer nebst Küche“ und ersetzte den üblichen dunklen und verbauten Flur durch „einen hellen breiten Vorraum“, der räumlich in die zweite Raumgruppe einbezogen wurde und einen „Eindruck von bedeutender Geräumigkeit und eine 6,70 m lange Perspektive“ bot<sup>(21)</sup>. Damit wurde das letzte Überbleibsel der einstigen ‚Halle‘, der Flurraum von einem seiner früher abgesonderten Räume geschluckt: die ‚Halle‘ war wiedererstanden – aber unter völlig veränderten Bedingungen. Jetzt ging es um Kosten, um teuer bezahlte Wohnflächen und es ging auch darum, diesen wenigen Raum optimal zu nutzen. Ähnliche Überlegungen stellten auch L. Hilberseimer und O. Haesler mit dem *Kabinengrundriß* an.

## Wohnhalle

Das Thema Raumgruppenbildung im Geschosswohnungsbau und Integration des Erschließungsflurs in den Wohnraum wurde immer dann diskutiert, wenn die Vereinzelung der Räume und der in ihnen lebenden Menschen aufgebrochen werden sollte. Oswald Mathias Ungers z. B. kontrastierte in seinen eher formal bestimmten Grundrissen im Märkischen Viertel den abgeschlossenen Individual- bzw. Eingangsbereich mit dem großflächig geöffneten Wohnbereich, dem „freien Aktivitätsraum“<sup>(22)</sup>. In der Auseinandersetzung mit ihrer Wohnung im Märkischen Viertel kommt I. Rakowitz 1975 zu weitergehenden Forderungen: „Verstehste was das für'n Quatsch is? Quadratmetermäßig würde die Wohnung reichlich ausreichen für vier Kinder, wenn sie anders eingeteilt wäre: so wie sie jetzt is, reicht sie nur für zwei Kinder – also so was is ein hirnverbrannter Blödsinn! Das is nun familiengerecht? Das is also genau das, was man nicht als familiengerecht bezeichnet: in unserer Wohnung läufst du dich tot, rennst durch Flure, die zu nix Nutzen sind, die du aber als Hausfrau jeden Tag abblatschen mußt – paar Kilometer jeden Tag hin und her. Die Zimmer sind dafür zu klein ... Die Wohnungen, kannste alle nur Null-Acht-Fuffzehn einrichten: alle haben die Couch vorm Fenster, alle haben die Sessel davor und dann is aus – Schrank klatsch an die andere Wand dann biste Feierabend ... Ich würde überhaupt für Wohnungen plädieren, die möglichst ohne Türen sind – ich stell mir ja ne familiengerechte Wohnung ganz anders vor: einen großen *zentralen Raum*, den du den Bedürfnissen entsprechend immer ändern kannst ... Ich könnte mir das fantastisch vorstellen: dann kannste mit den Kindern toben und kannste mal mit den Blagen spielen“<sup>(23)</sup>.

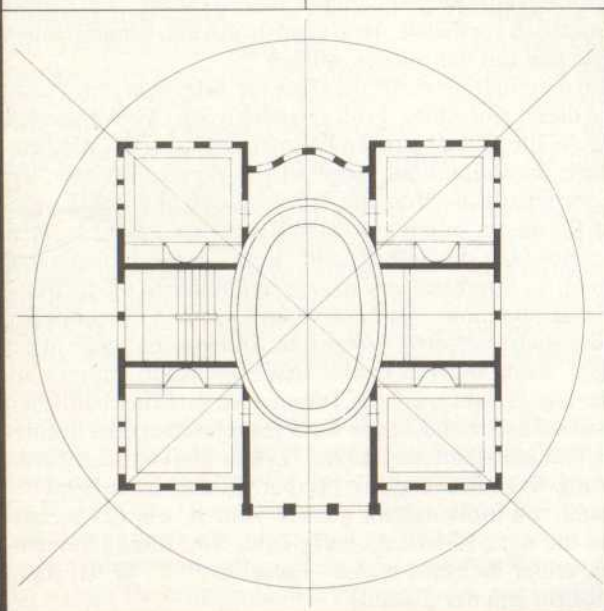
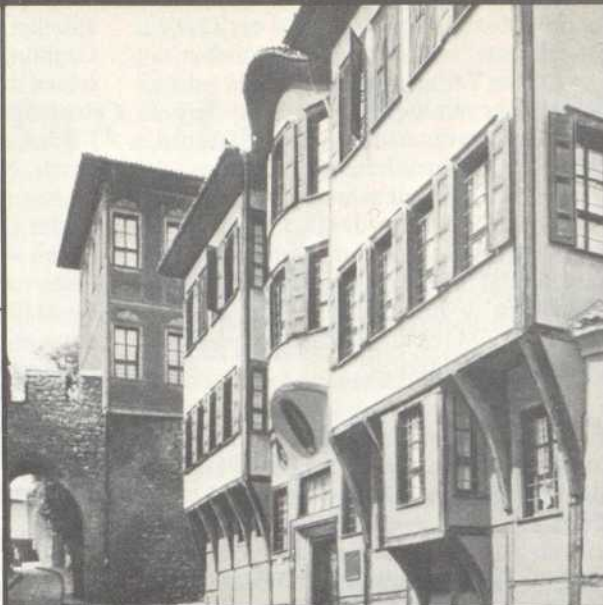
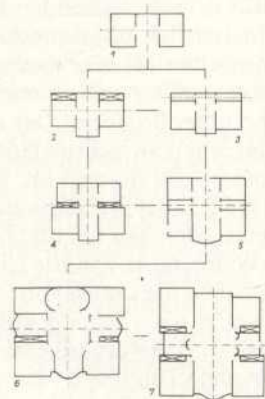
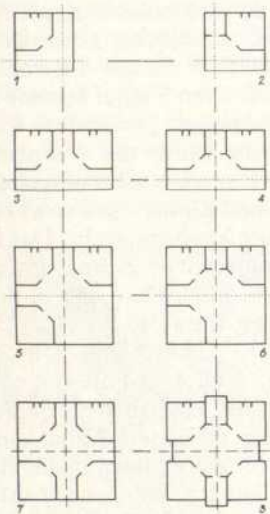
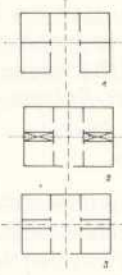
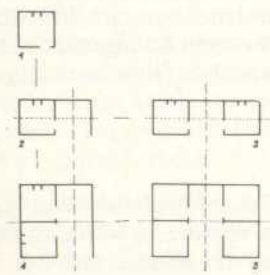
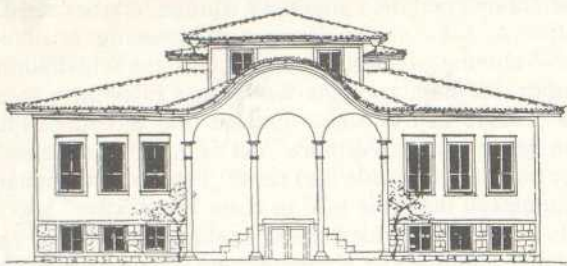
Ersteht in diesem Bild wieder die Diele als ‚Allzweckraum‘? Oder zeigt sich in dieser Abrechnung mit den neuen ‚Sozial‘-Wohnungen das psychische Elend der heutigen Kleinfamilie? Soviel wird jedenfalls deutlich, die weiter vorn aufgeführten Voraussetzungen der Diele wie wirtschaftliche Nutzung, Erschließung und Repräsentation treffen für diesen neuen ‚zentralen Raum‘ nicht mehr zu. Hier geht es vielmehr um die Selbstbestimmung eigener Lebens- und Wohnformen, die überhaupt erst in größeren Räumen möglich ist – wie es die nun allerdings von besser Verdienenden (Architekten, Lehrern aber auch anderen) bevorzugten Altbauwohnungen in der Regel zeigen. Zum anderen deutet sich auch schon anderes an, nämlich der alte kleinbürgerliche Traum vom gemeinschaftlichen Leben, sei es auf dem Land, in der Wohngemeinschaft oder in einer der neuen Gemeinschaftssiedlungen. Leicht abgewandelt bleibt die Forderung W. H. Riehls gültig: „Das architektonische Haus der Zukunft muß von innen heraus gebaut werden, wie das soziale. Schafft erst die neue (Gemeinschaft), dann wird diese (Gemeinschaft) sich selber ihr Haus bilden – ‚anleiben‘“<sup>(24)</sup>. W. H. Riehl spricht natürlich von der ‚Familie‘!

Daneben bleibt als repräsentative Leerform die neupalladianische Villa, die nur noch eine Ahnung von dem enthält, was Max Weber den „Hauskommunismus der bürgerlichen Familie“ nannte. „Deshalb ist der Versuch, die alte Diele wieder aufleben zu lassen – so verlockend er in künstlerischer Hinsicht ist – ein Anachronismus. Ihre alte Form ist für den modernen Raumgedanken nicht verwertbar, aber ihr Wesen sollte es sein“<sup>(25)</sup>.

Zusammengestellt und geschrieben von Sid Auffahrt

Anmerkungen siehe Seite 60

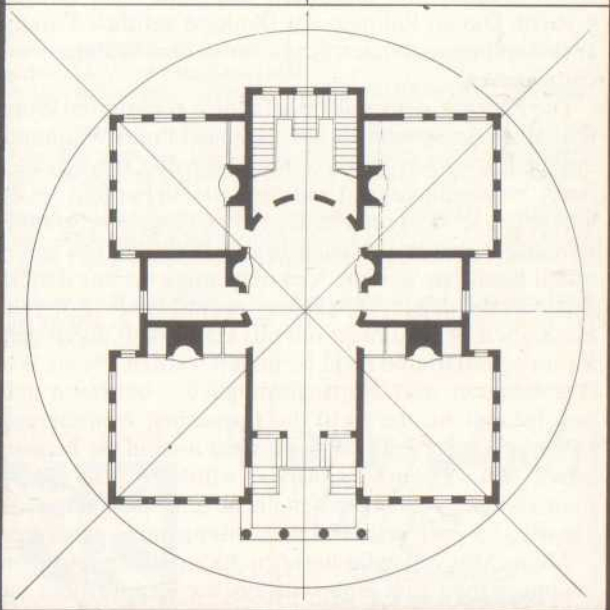
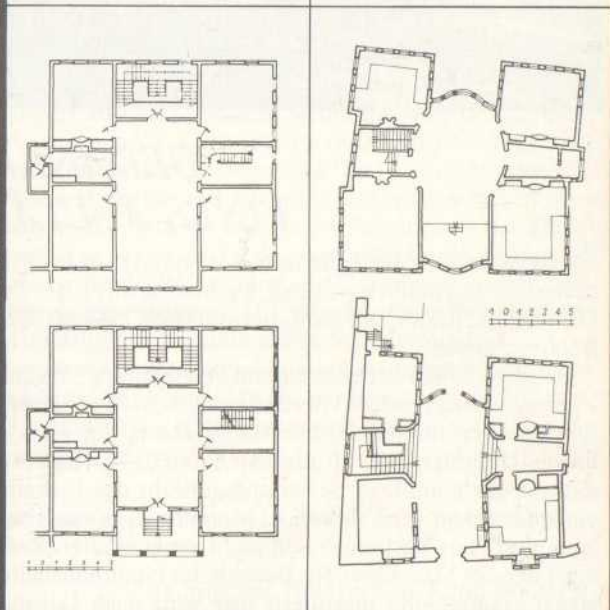
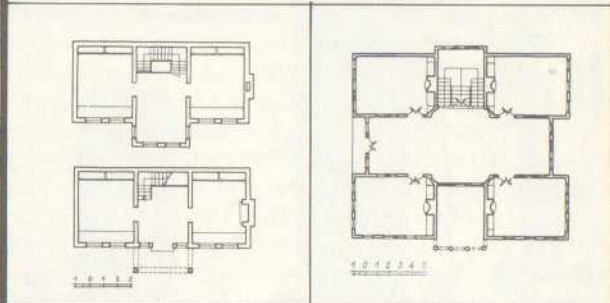




*Dieser kleine Bilderbogen möchte Ihnen zeigen, was herauskommt wenn man mit Sinn und Selbstbewußtsein sowohl von türkischen als auch europäischen Bagedanken lernt und überdies 100 Jahre (1770-1870) mit Liebe bei der Sache bleibt. Sollte auch Ihnen all das gut gefallen, ebenso als Maßstab eines fairen Urteils einleuchten, studieren Sie doch mal die beiden Bücher:*

## BÜRGER IN PLOVDIV





# HÄUSER BULGARIEN

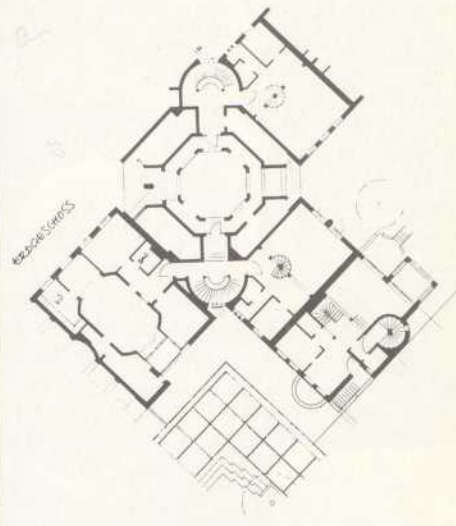
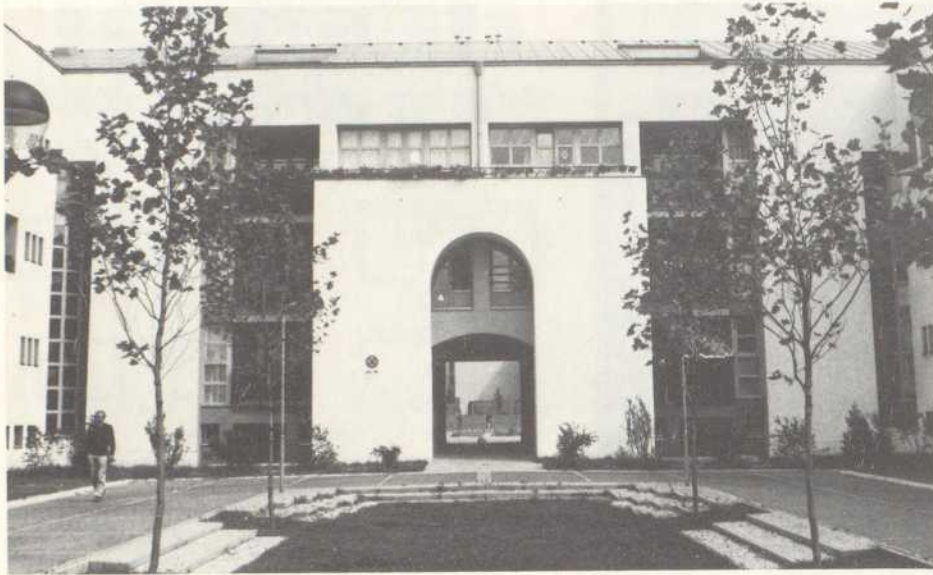
*Péev, C.*  
*Alte Häuser in Plovdiv*  
Mainz 1967,  
Florian Kupferberg  
ca. 120 S. mit 100 Abb.

*Kožuharov, G. - Anguelova, R.*  
*La Maison symétrique de Type Plovdiv*  
Sofia 1971  
Akadémie Bulgare des Sciences  
ca. 200 S. mit 140 Abb.



Veronika Keckstein

## ARBEITSPLATZ WOHNUNG

GEDANKEN ZUR GESTALTUNG  
EINES ALLTÄGLICHEN LEBENSRAUMES

Anstoß zum Seminar Arbeitsplatz Wohnung am Institut für Wohnungsbau und Stadtteilplanung, Fachbereich 8 an der Technischen Universität Berlin, im Sommersemester 1984 gaben folgende Beobachtungen:

Betrachtet man Architektur und Stadtplanung, so kann man hier – genauso wie in anderen Bereichen – lebens- und arbeitsfeindliche Bedingungen feststellen. Die Entmischung der Funktionen, das lineare Optimieren von Einzelteilen und das geringe Augenmerk, das auf das komplexe Beziehungsgeflecht der Einzelteile untereinander gelegt wird, führen zu Monotonie, zu einseitiger Abnutzung und zum Verbrauch von nicht erneuerbaren Ressourcen. – auch der des Menschen. Im Bereich der Naturhaushalte wird dies längst erkannt und diskutiert; hier wird nach Lösungsansätzen gesucht. Die im Rahmen der Ökologie geführte Diskussion sollte am lebendigsten Bereich des Lebens – dem Wohnen – nicht spurlos vorbeigehen.

Die Planung, der vorallem öffentlich geförderten Wohnungsbauten (Wohnungsgrundriß, Wohngebäude und Wohnumfeld) sollte um die Entwurfskriterien erweitert werden, die sich aus den anderen Arbeitsbedingungen und den anderen Formen des Zusammenlebens der Realität unserer Gegenwart ergeben. So sollte nicht der jeweilige Arbeitsraum nach *einer* Arbeitstätigkeit isoliert ergonomisch betrachtet werden. Vielmehr sollte die aus der Gleichzeitigkeit verschiedener Tätigkeiten resultierende Komplexität (und Hausarbeit besteht nicht nur aus Hausputz!) durch den gebauten Raum gefördert und nicht behindert werden. Da die Wohnung zur Regeneration *aller* Haushaltsmitglieder beitragen soll, ergeben sich speziell aus der Sicht der Hausarbeit Anforderungen, deren bauliche Berücksichtigung sich nicht nur auf die Person, die Hausarbeit leistet, positiv auswirken würde. Nur so kann z. B. den menschlichen Lebensphasen entsprechende Veränderungen individuell und gemeinschaftlich leichter genüge getan werden.

Meine Motivation für die kritische Auseinandersetzung mit dem Wohnungsbau kam einerseits aus der Kenntnis der vielfältigsten Tätigkeitsfelder der Hausarbeit durch meine geschlechtsspezifische Sozialisation. Andererseits trugen Kenntnisse über die baulich-räumlich bedingten Konflikte im ergonomischen und sozialen Leben dazu bei, sowie Erfahrungen aus dem Umgang mit unzulänglich formulierten Richtlinien und Normen im Wohnungsbau (z. B. dem Neuentwurf der DIN 18011 vom Mai 1984: Maße und Zuordnung von Räumen im Wohnungsbau). Das offensichtliche Defizit der Kenntnis der vielfältigen Tätigkeitsabläufe der Hausarbeit bei planenden Architekten zeigt die geringe Beachtung dieser „Banalitäten“ des Alltags.

Ein Gutachten im Auftrag der Bauausstellung GmbH Berlin: Kerstin Dörhöfer, Veronika Keckstein, Anne Rabenschlag, Ulla Terlinden, „Frauenspezifische Belange in Architektur und Stadtplanung am Beispiel der Südlichen Friedrichstadt Berlin“, Berlin, Oktober 1984, präziserte diese Anforderungen an die Wohnungsbauplanung aus der Sicht der Stadtsoziologie, Stadtplanung und Architektur. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin der TUB habe ich diese Lehrinhalte in ein Seminar eingebracht, das bei den Studenten großes Interesse fand.

Ein Auszug aus dem zweiten Teil des Seminars (Analyse bestehender Wohnsituationen) wurde von den Studenten für die Internationale Bauausstellung Berlin 1987, Berichtsjahr 1984, „IBA-Idee, Prozeß, Ergebnis – Schwerpunkte der Stadterneuerung“ im Martin-Gropius-Bau erstellt. Aus dem dritten Teil des Seminars (Umsetzung der Entwurfskriterien aus Sicht der Hausarbeit in eine Planung im Sanierungsgebiet Kolonnenstraße, Berlin-Schöneberg) wurde ebenfalls ein Beitrag in der Ausstellung „Gesichter einer Straße – Der Crelle-Kiez im Wandel“ ausgestellt, die vom Kunstamt Schöneberg im September 1984 vor Ort in der Galerie Garage veranstaltet wurde.

## Das Seminar Arbeitsplatz Wohnung

## Auszüge

Die üblichen Entwurfsseminare im Wohnungsbau an der Uni zeichnen sich aus durch schematisierte Vorstellungen vom Zusammenleben, durch Festhalten an Normen und Richtlinien, durch eine Abneigung, sich mit Alternativen zur Wohnstruktur in sozialer und architektonischer Hinsicht auseinanderzusetzen, durch das Ausgehen von traditionellen Kleinfamilienzusammenhängen und einem statischen, „zwangsharmonischen“ Familienleben.

Bei der Planung aller anderen Architekturprojekte (Krankenhausbau, Museumsbau, ...) wird von der künftigen Nutzung ausgegangen und deswegen werden auch die entsprechenden Fachleute zu Rate gezogen. Bei der Entwicklung von Wohnungsgrundrissen dagegen wird unter einem sehr reduzierten Blickwinkel nur ein Bruchteil der tatsächlichen Nutzung betrachtet. Dieser Bestandteil der Wohnungsnutzung entspricht genau dem, was das „Wohnen“ für Männer ausmacht: nämlich Regeneration vom Erwerbsleben und Privatheit.

Entsprechend der Ideologie von der „unsichtbaren Hausarbeit“ wird Hausarbeit, als Vorgang in einer Wohnung, in herkömmlichen Entwürfen und in der üblichen Entwurfslehre total ignoriert.



Grundrisse werden weniger in ihrer funktionalen Komplexität als viel mehr formalästhetisch und arbeitsrational (REFA) betrachtet.

Aufgrund unserer Sozialisation als Frauen und unserer Erfahrung mit der täglichen Hausarbeit ist es uns einfach nicht möglich, die Funktion einer Wohnung nur im Hinblick auf Regeneration zu sehen. Im Gegenteil: Es ist doch so, daß tagsüber sehr wohl in der Wohnung gelebt wird. Und nicht nur gelebt, sondern vor allem endlos von früh bis spät gearbeitet wird! Oder denken die Herren Planer, daß sich die Betten selbst machen, die Einkäufe ins Haus geflogen kommen, die Wäsche, das Geschirr, der Schmutz, die Unordnung sich von selbst erledigen; daß der Frauen offenes Ohr für „Seine“ Probleme nie überläuft, daß das obligatorische Lächeln beim abendlichen Willkommensgruß die Mundwinkel nie überstrapaziert, daß die Geduld, die Liebe und die Fürsorglichkeit der Frauen unerschöpflich ist und daß sich ihre Frustrationen und Schwierigkeiten in ihrer Liebe in eitel Sonnenschein auflösen?

Kochen immerhin ist als Tätigkeit anerkannt, seitdem die Männer es als Freizeitvergnügen für sich entdeckt haben. Der Teil der Hausarbeit – die physische Hausarbeit – läßt sich meist eher schlecht als recht erledigen, den psychischen Belastungen der Hausfrau – Harmonisierung der Familie, Probleme der Familie auffangen, Isolation der Frau in der Wohnung, was Verdummung, Menschenscheu und anderes bedeutet, das Immer-zur-Verfügungstehen und vieles andere mehr –, deren Berücksichtigung noch mehr Sensibilität bei der Planung und Umsetzung von Wohnungsgrundrissen, Wohngebäuden und nahen Wohnumfeld erfordert, wird in keinsten Weise Rechnung getragen. Die Ignoranz gegenüber Frauen und ihren Problemen drückt sich auch dadurch aus, daß bei der Aufteilung und Zuordnung von Räumen in einer Wohnung zu Ungunsten der Frauen entschieden wird.

Die Diskrepanz zwischen unseren Ansprüchen, die aus unserer weiblichen Betroffenheit resultieren, und den Lehrangeboten während unserer bisherigen Unilaufbahn, in denen immer wieder auf Normen, Richtlinien und den „herr’schenden Geschmack“ verwiesen wurde, ließ uns unbefriedigt. Die Themenstellung von Veronika Kecksteins Seminarangebot schien uns diese Lücke vielversprechend auszufüllen: „Aktueller Anlaß für das Thema war die immer breiter werdende Diskussion über „Lebensqualität“. ... Was ist „Lebensqualität“? Wie ist sie durch baulich-räumliche Entscheidungen beeinflussbar? „

Das Seminar sollte Studenten einen Rahmen zur Verfügung stellen, einen Teil ihrer täglichen Erfahrung mit der „Lebensqualität“, die zum großen Teil auf Hausarbeit beruht, zu thematisieren und, ... aus der Sicht der Hausarbeit leistenden Person – meist der Frau – Forderungen an die Grundriße und die Wohnsituation aufzustellen und ins Baulich-Räumliche umzusetzen. Denn „das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“. (Hermann Kant)

Uns hatte dabei angesprochen, daß hier, wie sonst in keiner Lehrveranstaltung, eine „menschliche“ Grundrißplanung möglich schien und endlich einmal Zusammenhänge in ihrer Komplexität thematisiert würden, die sonst vernachlässigt werden. Daß wir losgelöst von Normen, Richtlinien und „herr’schenden Entwurfsdogmen“ für die tatsächlichen Lebensvorgänge würden planen können. Daß bei der Wohnungsgestaltung sämtliche Nutzer – oder endlich

mal die Hauptnutzer – in Betracht gezogen würden. Daß wir hier die Realisierbarkeit unserer „fixen“ Ideen würden ausprobieren können, jener Ideen und Vorstellungen, die über die schematisierten Grundrißlösungen hinausgehen und die sonst in Entwurfsseminaren kaum unterzubringen sind. Daß wir endlich unsere Erfahrungen als Hausarbeit leistende – (in jeder Dimension) – würden einbringen können, um davon ausgehend „unsere“ Grundrisse zu organisieren. Daß eine Diskussion und ein Infragestellen des „Wohnens“ angeboten würde, was sonst nirgends einen Rahmen findet, aber – unserer Meinung nach – längst ansteht, und daß wir hier Argumente für unsere Entwurfsansätze und unsere Kritik an den „Schema-F-Entwürfen“ würden sammeln können.

Der Seminaransatz beinhaltete: Die theoretische Aufarbeitung von eigenen Erfahrungen und Literatur zu diesem Thema, die Analyse von verschiedenen realisierten Wohnungsgrundrissen, den Wohngebäuden und dem nahen Wohnumfeld und die Umsetzung unserer bisher gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen in eigene Entwürfe. Der theoretisch-soziologische Teil stellte sich als ein spannendes und mühsames Unterfangen mit langen, engagierten Diskussionen heraus, da innerhalb der Seminargruppe, die aus 15 Studentinnen und 15 Studenten bestand, ein großes Spektrum an unterschiedlichen Positionen vorhanden war.

Die persönliche Betroffenheit und das Bewußtsein über die breite Palette von Hausarbeit, die durch die Diskussionen ausgelöst wurden und uns zu einer anderen Sichtweise von Grundrissen führte, wird ansonsten von Entwerfern verdrängt und trägt dazu bei, daß weiterhin hausarbeitsfeindliche und damit hausfrauenfeindliche Wohn-, Lebens- und Arbeitssituationen entstehen. Aus unserer Analyse der Arbeits- und Lebenssituationen der Hausfrauen entwickelten wir einen Katalog konkreter Forderungen und Entwurfskriterien für die Beurteilung und Umsetzung von baulich-räumlichen Zusammenhängen. Die anhand dieser Forderungen erstellten Grundrißanalysen sollten den Seminarmitgliedern eine kritische Einstellung zu Wohnungssituationen vermitteln und diese Einstellung begründen helfen. Hierzu ein besonders bezeichnendes Beispiel zukunftsweisenden Wohnungsbaus aus letzter Zeit aus unseren Analysearbeiten:

Rob Krier  
4-Zi-Etagenwohnung  
Feilnerstraße 3  
Berlin 61

Christiane Heidenreich, Karin Winterer

#### Literatur

- 1) Kerstin Dörhöfer, Le Corbusier und die Menschenschwester, in: Frei-Räume, Hrsg.: K. Dörhöfer, U. Terlinden, Berlin 1983
- 2) Ulla Terlinden, Gemütlichkeit, in: Frei-Räume, Hrsg.: K. Dörhöfer, U. Terlinden, Berlin 1983
- 3) Frauenspezifische Belange in Architektur und Stadtplanung am Fallbeispiel Berlin Südliche Friedrichstadt, ein Gutachten im Auftrag der Bauausstellung Berlin GmbH, 1984 Kerstin Dörhöfer, Veronika Keckstein, Anne Rabenschlag, Ulla Terlinden
- 4) Kein Ort nirgend – auf der Suche nach Freiräumen, in: 60 ARCH+ Aachen 1981
- 5) Frauen, Räume, Architektur, Umwelt, in: Beiträge 4 zur feministischen Theorie und Praxis Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V., München 1980
- 6) Gisela Stahl, Von der Hauswirtschaft zum Haushalt oder wie man vom Haus zur Wohnung kommt, in: Wem gehört die Welt?, Hrsg.: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, Berlin 1977



**Leistungsfähige Kollektoren für den Selbstbau**

Bausätze für:

- Sonnenkollektoren
- Solare Stromversorgung
- Regenwassernutzung
- Energiebücher

Prospekt anfordern bei:

**Wagner & Co GmbH**

Afföller 30, 3550 Marburg  
Telefon 06421/63155



**Großhändler für Hessen:**  
Baubiologisches Zentrum  
Malßstr. 18  
6000 Frankfurt  
Tel.: 069 / 5001397

**Erleben Sie die Natur in Ihrem Haus mit Livos-Naturprodukten**

Wir liefern Ihnen: Natürliche Wandfarben, Bienenwachs-balsame, Naturharzlacke, Naturölränisse, Erdfarben-Abtönpasten, Biologischer Holzschutz, Holzbeizen. Alle Produkte werden aus wertvollen natürlichen Rohstoffen zubereitet, so wie Baumharze, Wachse, Öle und Essenzen.

**Fordern Sie kostenlose Informationen an**  
**Die reinen Naturprodukte**

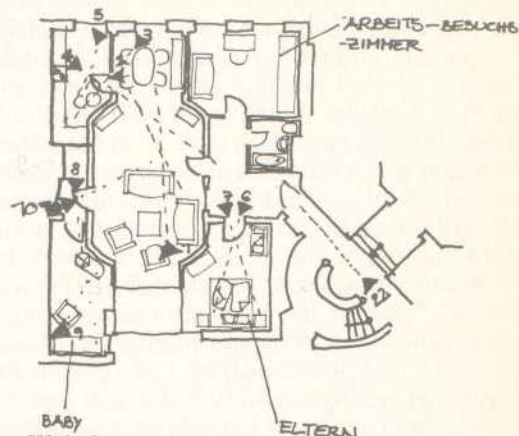
**energisch leben...**

**Das Handbuch der Alltagsökologie für Selbstversorger.**

126 Beispiele praktischer, ökologischer Selbsthilfe aus Stadt und Land.  
3. überarbeitete und erweiterte Auflage.  
Neu: Biologischer Holzschutz.  
290 Seiten. Großformat, 21x29cm.  
550 Illustrationen und Fotos.  
29,80 DM. ISBN 3-922778-X.

Im Buchhandel oder beim  
STATTBUCH Verlag  
Gneisenastraße 2 1000 Berlin 61





#### Eingangssituation - Wohnhaus

Der Zugang zum Treppenhaus ist schwer auffindbar, da er jeweils in einer Gebäudeecke, mit zwei Bögen und einer Säule mit der Loggia der Obergeschoßwohnung zusammengefaßt, und nicht als eigenständiges Element in der Fassade auftritt. Nur der Durchblick in den Innenhof gibt einen Hinweis auf den Hauseingang, den man über einen großen oktogonalen, halböffentlichen Raum mit acht Stützen erreicht. Von hier aus werden zwei Treppenhäuser, Einstellräume für Fahrräder und Kinderwagen, ein Müllraum und der Innenhof erschlossen. Der offene Durchgang bietet vor der Haustür und den Fahrradräumen einen guten Wetterschutz, bietet sich jedoch auch als Urinecke an. Als Spielmöglichkeit für Kinder bei regnerischem und windigem Wetter ist der Durchgang allerdings nicht geeignet, da es dort meistens stark zieht (Sogwirkung). Im Treppenhaus wird eine halbkreisförmige Sitznische von der halbgewendelten Treppe umfaßt. Diese Sitzbank kann als Treffpunkt für die Bewohner dienen (zum Ausruhen oder zum Spielen bei schlechtem Wetter). Darüber öffnet sich ein Treppenauge.

#### Flur und Eingangsbereich

Der Zugang zu der untersuchten Wohnung, im Erdgeschoß rechts, erfolgt durch einen kleinen Vorflur, der jedoch eher einer Nische gleicht und zu schmal ist, um eine kleine Abstellmöglichkeit vor der Eingangstür zu bieten. Der Eingangsbereich ist nicht so großzügig wie in den Obergeschoßwohnungen, da hier aus städtebaulichen Gründen das Bad eingeschoben wurde. (breiter Hausdurchgang zum Schinkelplatz). Die Diele bietet aber dennoch Platz für die Garderobe. Vier Räume werden von ihr aus erschlossen: zwei Individualräume, ein Wohnzimmer und ein Bad. Die Öffnungsrichtung der Eingangstür ist ungünstig, da man unmittelbar vor einer Wand steht, ist aber umgekehrt auch nicht möglich, da sie dann nicht vollständig zu öffnen wäre.

#### Bad und WC

Das Bad befindet sich an gleicher Stelle wie das zweite WC der Obergeschoßwohnung und ist daher sehr klein. Stellmöglichkeiten für die Waschmaschine sind nicht vorhanden. Es ist künstlich belichtet und belüftet und von einem Individualraum nur durch das Wohnzimmer erreichbar. Eine zweite Toilette ist nicht vorhanden, obwohl es sich um eine Vier-Zimmer-Wohnung handelt.

#### Wohnraum

Der zentrale Wohnraum erhält durch seine Größe, Lage und Belichtung repräsentative Bedeutung, diese wird jedoch durch seine eingeschränkte Benutzbarkeit geschmälert: zwei verschiedene Wege durchkreuzen ihn, da er Durchgangszimmer in doppelter Hinsicht ist (Küche, Kinderzimmer) und so kaum Stellmöglichkeiten bietet, zumal an der vierten, ruhigeren Seite der Zugang zur Loggia liegt, der auch nicht völlig zugestellt werden kann. Doch auch unabhängig von den Stellmöglichkeiten ist die ungestörte Benutzbarkeit problematisch, da der Wohnraum so angeordnet ist, daß es unmöglich ist, den einen Individualraum ungesehen und ungestört zu erreichen; sogar der Weg auf die Toilette führt wieder durch den Wohnraum. Die so entstehende Zwangskommunikation kann zu erheblichen Konflikten zwischen den Bewohnern führen. Die Funktion des Wohnraums als Raum zur Entspannung, Ruhe, Regeneration und ungestörten Unterhaltung ist somit nicht gegeben.

#### Hausarbeitsraum

Arbeiten wie Bügeln, Nähen, Wäschetrocknen, etc. müssen im Wohn- oder Eßraum verrichtet werden, was deren Nutzung weiter einschränkt.



Blick vom Herd in die Wohnung:  
keine Spielfläche, nur Verkehrsraum

Blick vom Eßbereich in den Wohnraum:  
kaum Stellfläche, viel Verkehrsraum





Die Wohnung wird von einem jungen Paar mit Baby bewohnt. Sie haben keinen Berechtigungsschein für Sozialwohnungen. Die geäußerte Kritik am Grundriß ist belanglos - kein Wunder bei dieser Unterbelegung. Blickwinkel der Fotokamera.

## Küche

Die Küche liegt vom Eingang zu weit entfernt, sie ist nur durch die Essecke und den Wohnraum erreichbar und somit ein gefangenes Zimmer im hintersten Teil der Wohnung. Sie hat reine Nordlage, die Blickrichtung von Herd und Spüle zielt auf die Wand; die Belichtung erfolgt durch ein kleines Fenster. Die Küche ist zu klein, um den verschiedenen Anforderungen der Küchenarbeit einschließlich der Wäschepflege zu entsprechen, zumal die Waschmaschine wohl in der Küche stehen muß. Die hier geleistete Arbeit erfolgt unsichtbar für den Rest der Bewohner, da die Größe der Küche nur Bewegungsfreiheit für eine Person zuläßt und keine Sichtbeziehung zum Wohnraum oder einem Individualraum besteht. Die einzige Kontaktmöglichkeit besteht zum Eßraum und wird dadurch erschwert, daß sich die Türöffnung im Rücken der an der Küchenzeile arbeitenden Person befindet. So ist auch ein zur Küchenarbeit gleichzeitiges Betreuen der Kinder am Eßplatz mit viel Aufwand verbunden.

## Eßraum

Die Essecke ist zum Wohnraum hin völlig offen, zur Küche hin bis auf eine Tür abgeschlossen und, da sie gleichzeitig als Eingang zur Küche dient, zu eng, um eine ungestörte Sitzmöglichkeit zu bieten. Außerdem ist sie zum Wohnraum hin nicht abtrennbar und damit völlig einzusehen (Zwang zur Ordnung).

## Individualräume

Der größte Individualraum ist nach Norden orientiert und durch zwei Fenster belichtet. Er ist direkt über den Flur erschlossen. Die beiden anderen Individualräume sind nach Süden orientiert, wobei der größere von beiden ebenfalls direkt vom Flur aus erreichbar ist. Er hat ein kleines Fenster nach Süden und eine Fensterfront nach Westen auf die Terrasse. Der kleinste Individualraum hat trotz Südlage nur zwei Fenster nach Osten, mit Blick auf die Terrasse und das Nachbarhaus. Er ist schlauchartig, extrem schmal und tief. Wie die Küche ist er nur die Restfläche des Normalgeschosses minus der halben Durchfahrt, und dazu noch durch die Anordnung der Fenster ungünstig belichtet. Ein weiterer Nachteil ist, daß er nur durch den Wohnraum und einen kleinen Stichflur erreicht werden kann. Die beiden Südzimmer haben über die Terrasse Blickkontakt untereinander. Die Aufstellung eines Ehebettes ist nur in den beiden vorderen Zimmern möglich, wodurch das hintere kleinste Zimmer als Kinderzimmer genutzt werden muß.

## Außenraum

Die kleine Loggia dient als Verbindung zur Außenwelt.

## Abstellraum

Die Abstellfläche ist viel zu klein.

## Fazit

Bewohnt eine vierköpfige Familie diese Wohnung, ist die Nutzung der Räume nur im Sinne der herrschenden hierarchischen Familienstruktur möglich; Anordnung, Lage und Größe der Räume lassen keine individuelle Nutzung zu. Ebenso können hier nur drei gleichberechtigte Individuen wohnen, da der Wohnraum aufgrund seiner Lage und Erschließung nicht als vierter Individualraum nutzbar ist. Offensichtlich spielten bei der Entwurfskonzeption nicht die Bedürfnisse der später darin lebenden Menschen eine Rolle, als vielmehr Geometrie und Fassadengestaltung.



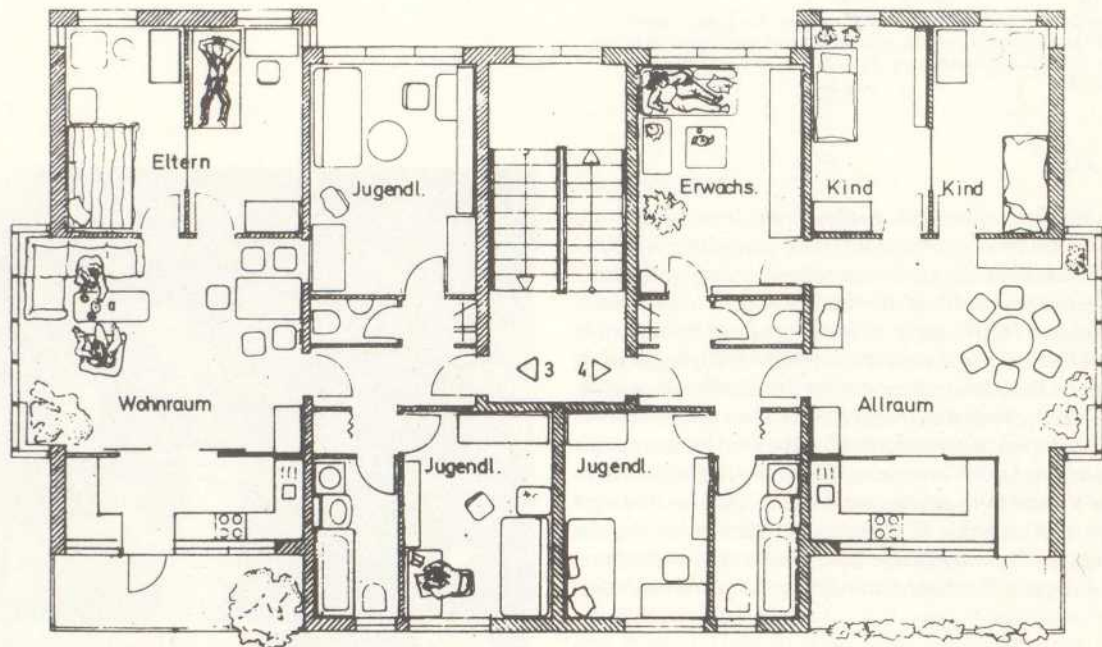
Blick auf die Küchenzelle (Vordergrund: ein kleiner Frühstückstisch): zu wenig Stell- und Arbeitsfläche für die vorgesehene Haushaltsgröße von 5 Personen



Blick in den Schlafraum: bei der Schlafzimmereinrichtung müssen sich die Mieter zwischen Ehebett und Kleiderschrank entscheiden



# ANFORDERUNGEN AN FAMILIENGERECHTE WOHNUNGSGRUNDRISSSE



Jugendliche am Ausgang/Eltern in Individualräumen

Alleinstehende(r) mit 3 Kindern

So könnte eine familiengerechte Neubauwohnung aussehen. Im Zentrum der Wohnung liegt ein großer Allraum. Hier wird gegessen, gespielt, gebastelt, geredet. Die Küche als Bestandteil des Allraums erleichtert die Beaufsichtigung der Kinder und beiläufige Gespräche von

Herd zu Tisch. Da zusätzlich eine „Stube“ vorhanden ist, muß nicht so penibel auf Ordnung und Erhalt empfindlicher Möbel geachtet werden. Die Kinderzimmer sind mit einer Schiebetür verbunden, so daß sie gemeinsam (Kleinkinder) oder getrennt (ältere Kinder) benutzt werden können.

Die Architektur-Diskussion ist nach langen Jahren der Orientierung an der Quantität wieder in Gang gekommen: die Gestaltung des Stadtraums wie der Einzelhaus-Fassade ist wieder ins Blickfeld gerückt. Hinter den Fassaden breitet sich der private Raum aus, an dem die öffentliche Diskussion keinen Anteil nimmt. Mit den Fehlern der Grundrißorganisation muß sich jeder selbst arrangieren – und tut es auch, denn bei der Auswahl der Wohnung stehen meist ökonomische Kriterien im Vordergrund.

Auch heute noch besteht wie vor 30 Jahren die Normalwohnung im wesentlichen aus großem Wohnzimmer, gefolgt vom kleineren Elternschlafzimmer und vom noch kleineren Kinderzimmer. Die Küche wird schon als Nebenraum behandelt. Die Aufteilung in Wohn- und Schlafbereich gilt als Grundregel des funktionalen Wohnungsgrundrisses. Diese mittlerweile traditionellen Gestaltungsregeln werden von einer Architektengeneration an die nächste weitergegeben, von Förderungsrichtlinien und DIN-Normen festgeschrieben. Diese Grundrißorganisation geht von einem Verständnis von Familienleben und Kindererziehung aus, das heute nicht mehr als allgemeingültig, geschweige denn als tragfähig über die Lebensdauer eines Wohnhauses angesehen werden kann.

- Das Zusammenleben der Familie hat sich mit dem Vordringen der neuen Medien und mit zunehmender Tätigkeit außer Haus für alle Familienmitglieder verändert.

- Die Zahl alleinstehender Elternteile nimmt weiter zu, gleichzeitig bilden sich auch neue Formen von Wohngemeinschaften.

- Der Umgang mit den Kindern hat sich verändert, ihre Bedürfnisse werden von den Erwachsenen stärker akzeptiert.

Daraus ergeben sich Anforderungen an familiengerechte Wohnungen, die mit den bisherigen Standardlösungen nicht zu erfüllen sind:

Der Gemeinschaftsbereich muß für Eltern und Kinder nutzbar sein.

Kleine Kinder spielen am liebsten in der Nähe der Erwachsenen, weil sie deren Aufmerksamkeit und Bestätigung suchen, an deren Leben teilnehmen wollen. In der üblichen Neubauwohnung ist das schwer möglich, weil weder Küche noch Wohnzimmer zum Spielen geeignet sind. Der Gemeinschaftsbereich – Küche, Eßplatz, Wohnzimmer – sollte deshalb neu organisiert und aufgeteilt werden in

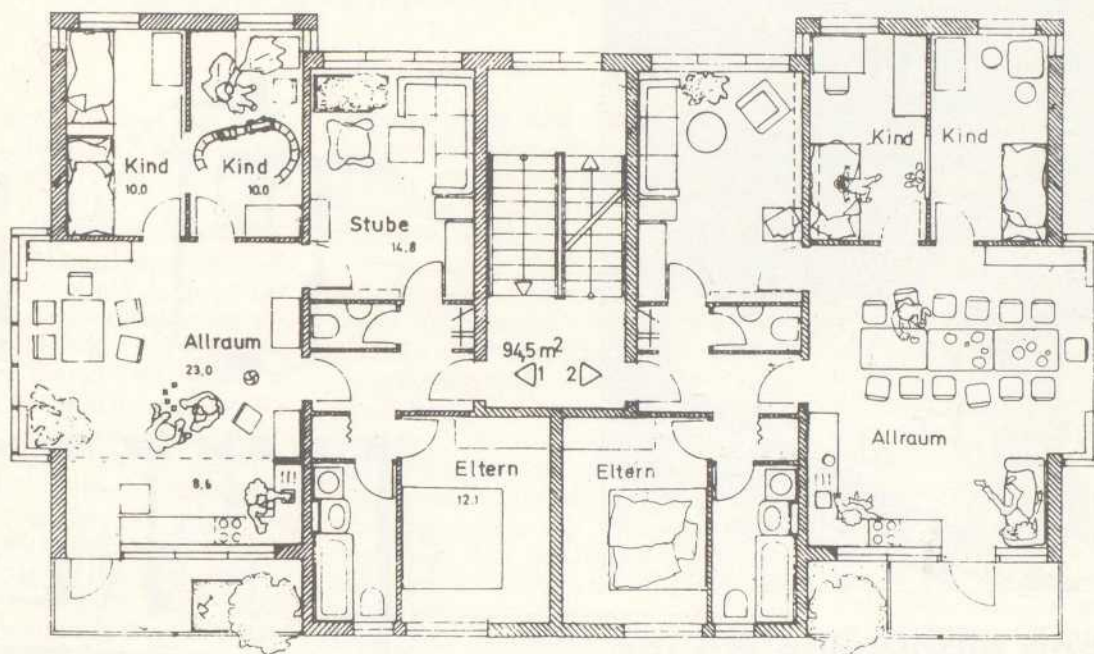
- einen „Allraum“ mit Eßplatz und zusätzlicher Spielfläche in direkter Verbindung mit der Küche und

- eine „Stube“, die dem bisherigen Wohnzimmer entspricht, aber wegen der Vergrößerung des Eßplatzes zum Allraum etwas kleiner ausfällt.

Die Stube übernimmt die Funktion eines Elternbereichs und Fernsehraums, während der Allraum in Verbindung mit der Küche zum kommunikativen Zentrum der Familie wird. Die zusätzliche Spielfläche im Allraum macht die Teilnahme spielender Kinder am täglichen Leben der Eltern möglich. Gespräche und gegenseitige Hilfestellung, Anteilnahme am Spiel der Kinder und Lernen durch Mitmachen ergeben sich von selbst. Gemeinsame Gespräche oder Spiele sind möglich, während in der Stube der Fernseher läuft oder ein Elternteil offiziellen Besuch empfängt. Darüber hinaus steht mit der Spielfläche eine Flächenreserve zur Verfügung, so daß z. B. Besuch zum Essen problemlos untergebracht werden kann oder auch Platz für eine Bastelecke ist. Weil der Allraum mit der Küche verbunden ist und die Stube den Eltern frei zur Verfügung steht, können die Ansprüche an Mobiliar und Ordnung im Allraum gering gehalten werden.

Der Allraum als Zentrum ist nicht zu verwechseln mit der zentralen „Wohnhalle“, die zur Zeit wieder in Mode gekommen ist. Dort kommen nämlich nur wieder entweder Kinder oder Eltern zu ihrem





Kleinkindphase mit Schlaf- und Spielraum Schulkindphase mit Einzelzimmern

Die Stube hat eine Tür zum Allraum und Verbindung zum Eingang, so daß pingeliger Besuch den (unaufgeräumten) Allraum nicht zu sehen bekommt.

Stube und Schlafzimmer können je nach Bedarf auch als Individualräume der Eltern, als Schlaf- und Arbeitszimmer oder als Jugendzimmer genutzt werden.

Recht: Entweder dürfen die Kinder hier nicht spielen, oder die Eltern müssen auf einen ruhigen, aufgeräumten Wohnraum verzichten. Vielfach spiegelt die zentrale Wohnhalle nur den Traum vom intakten Familienleben wider, das durch die damit verbundenen Zwangskontakte und Einschränkungen eher vergiftet wird.

Die Unterteilung in Bereiche sollte der unterschiedlichen Nutzung entsprechen.

Kinderzimmer und Elternschlafzimmer liegen meist im „Schlafbereich“ zusammen. Das suggeriert Geborgenheit. In Wirklichkeit fangen die lieben Kleinen Sonntag früh um 7 an, zu rumoren, können auch in der Mittagszeit keine Ruhe halten, und wenn sie erst mal älter sind, wollen sie abends noch Musik hören oder mit Freunden zusammensitzen. Das alles kann recht störend wirken.

Die übliche Aufteilung in Wohn- und Schlafbereich entspricht nicht den tatsächlichen Nutzungen. Sinnvoller ist eine Trennung in ruhigen Elternbereich (Schlafzimmer und Stube) und unruhigen Kinderbereich (Kinderzimmer und Allraum). Dadurch können unnötige Konflikte um Lärm und Unordnung vermieden werden.

Nutzungsneutrale Räume, wie sie im Altbau oft vorhanden sind, machen eine Vorab-Unterteilung überflüssig. Man kann sich dann je nach Familienstruktur und Lebensgewohnheiten unterschiedlich einrichten. Auch die Stube kann, da sie nicht mehr die Ausmaße des repräsentativen Wohnzimmers hat, in den Nutzungstausch einbezogen werden.

Für jedes Familienmitglied muß ein eigenes Zimmer zur Verfügung stehen.

Häufig wird für 4 Personen nur ein Elternschlafzimmer und ein 2-Bett-Kinderzimmer vorgesehen. Gemeinsame Kinderzimmer für

Geschwister sind im Kleinkindalter durchaus sinnvoll, weil die Kinder eine große, zusammenhängende Spielfläche brauchen und auch viel zusammen und in Gruppen spielen. Vom Schulalter an tritt aber der Wunsch nach einem eigenen Raum in den Vordergrund. Für Jugendliche kann das gemeinsame Zimmer zur Qual werden. Auch das Elternschlafzimmer muß als tabuisierte Institution in Frage gestellt werden. Nicht nur alleinerziehende Elternteile, auch viele Paare legen Wert auf echte „Individualräume“. Aber wer wagt noch, angesichts schrumpfender Förderungsmittel das eigene Zimmer für die Frau zu fordern?

Notwendig sind nutzungsneutrale, austauschbare Räume, deren Größe für jede der zu erwartenden Nutzungen ausreicht. Die funktionale Größe eines Schlafzimmers ist meßbar (siehe DIN 18011), der Bedarf an Spielfläche im Kinderzimmer ist nicht meßbar, nur subjektiv erfahrbar. Kinderspiele sind grenzenlos; räumliche Enge schränkt mit den Spielmöglichkeiten zugleich die Entwicklungsmöglichkeiten ein.

Konkret bedeutet das: Für jedes Familienmitglied sollte eine Fläche von mindestens 10 m<sup>2</sup> zur Verfügung stehen. Zimmer für zwei Personen (Eltern oder Kinder) können entstehen durch Zusammenlegung der Flächen. Weil sich aber die Bedürfnisse ändern, sollte eine spätere Aufteilung in zwei einzelne Räume möglich sein. 16 m<sup>2</sup> sind hierfür die Mindestfläche, weil Räume unter 8 m<sup>2</sup> kaum nutzbar sind.

Wem das zuviel ist, der hat zwar möglicherweise viel Erfahrung mit dem Bau und der Finanzierung von Wohnungen, aber wenig Erfahrung mit Kindern und ihren täglich erfahrenen Einschränkungen.



# ÖKOTOPOLIS



Katalog zur Ausstellung  
**Bauen mit der Natur...**  
 Aktuelle Ansätze ökologisch orientierter  
 Bau- und Siedlungsweisen  
 in der BRD

## „Ökologisch sinnvolles Bauen ist im Kommen!“

(der Architekt Frei Otto)

„ÖKOTOPOLIS — Bauen mit der Natur“ — Katalog zur gleichnamigen Ausstellung — ist die erste Zusammenfassung und Beschreibung aller ökologischen Siedlungsprojekte in der Bundesrepublik (siehe „Spiegel“-Titelgeschichte „Bauen mit der Natur“, 24. September 1984).

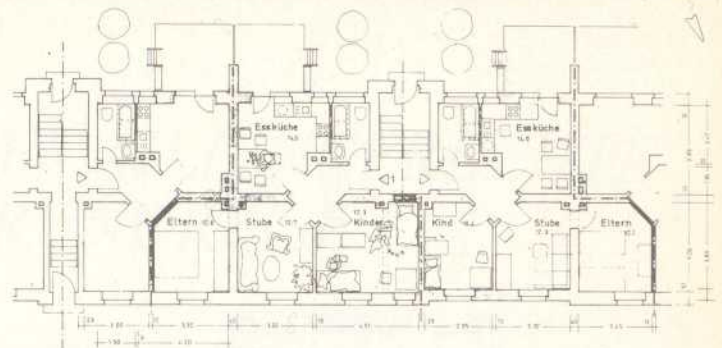
Mit unterschiedlichen Schwerpunkten, Problemstellungen und Vorgehensweisen reicht das Spektrum der ausgewählten Siedlungsbeispiele von Wohnungsgeschoßneubau bis zu Altbauumnutzungskonzepten, einer Größenordnung von fünf bis zu hundert Wohneinheiten, ausgehend von privaten Gruppeninitiativen bis hin zu staatlichen Institutionen, von Schwerpunkten des Flächensparens bis zu dezidierten Festsetzungen für einen streng baubiologisch-ökologisch orientierten Bebauungsplan. Ziel aller Projekte: umweltschonend, ressourcensparend, kostengünstig und nutzungsgerecht Bauen mit den Menschen mit der Natur.

Herausgegeben von Julia Bargholz  
 116 Seiten im Format 21 x 26 cm, mit vielen, z. T. farbigen Abbildungen, Lageplänen, Fotos und Grafiken.  
 ISBN 3-923243-13-8  
 Unverbindl. empf. Preis: DM 22,—

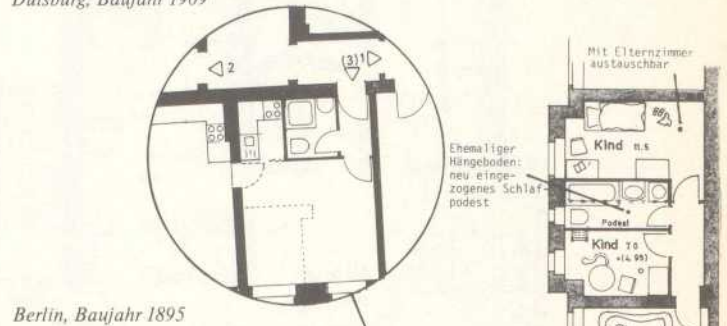
Verlag Kölner Volksblatt  
 Palmstraße 17, 5000 Köln 1  
 Tel. 0221 / 24 52 11 & 23 91 21



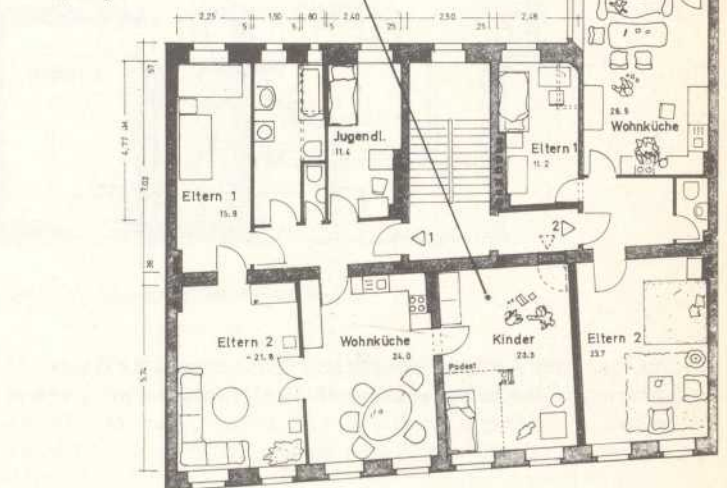
Die Ausstellung „Bauen mit der Natur“ von der Gemeinschaft für ökologisches Planen und Bauen, Herford, wurde erstmals im Rahmen der internationalen Bau-Ausstellung in Berlin gezeigt und wird zwei Jahre im deutschsprachigen Raum zu sehen sein.



Duisburg, Baujahr 1909



Berlin, Baujahr 1895



Mannheim, Baujahr 1952

Modernisierung bedeutet normalerweise Anhebung des technischen Standards auf das Niveau heutiger Ansprüche. Grundrißveränderungen werden ausgeführt, um den Einbau von Küchen und Bädern zu ermöglichen und um Wohnungsgrößen der Nachfrage anzupassen. Gerade in Altbauwohnungen besteht die Chance, die vielfach größere Anpassungsfähigkeit der Wohnungen zu nutzen, um langfristig brauchbare und vielfältig nutzbare Familienwohnungen zu schaffen. Stattdessen werden die Vorteile der Altbauwohnungen (große Wohnküchen, ähnliche Raumgrößen, große Raumhöhen) nur zu oft „wegmodernisiert“.

Anmerkung: Die Grundrisse und Modernisierungsvorschläge wurden entwickelt von der Architekturwerkstatt Berlin – Hans-Georg Nowara, Dietrich Riemann, Gunhild Riemann – und sind der Broschüre „Kinderfreundliche Wohnungsmodernisierung“ aus der Schriftenreihe des Gesamtverbands gemeinnütziger Wohnungsunternehmen entnommen.



## Die Planungen zur Sanierung der Berliner Altstadt: Deutsche Bauausstellung Berlin 1931

„Das neue Bauen soll uns den Konjunkturaufstieg bringen!“ Mit diesem frommen Wunsch eröffnet „Die Bauzeitung“ (Heft 19/1931) ihre Vorschau auf die „Deutsche Bauausstellung Berlin 1931“. Diese Parole enthüllt gleichzeitig eine zentrale Aufgabe der „größten Nachkriegsveranstaltung unserer Reichshauptstadt“: die Präsentation des „Neuen Bauens“ nicht mehr in erster Linie als Architektur- und Städtebauprogramm, sondern als Produktschau des deutschen Baugewerbes im Zeichen der Weltwirtschaftskrise. „Das Baugewerbe ist Schlüsselindustrie. Wie oft hat in Krisenzeiten die einsetzende Bautätigkeit den Aufschwung der Konjunktur angezeigt. Wir rechnen damit, daß dies auch in unserer heutigen Notzeit der Fall sein wird.“ (Die Bauzeitung, Heft 19/1931, S. 193)

Der erbitterte Architekturstreit um die Werkbundsiedlung in Stuttgart liegt bereits Jahre zurück, das „Neue“ tritt – wie Bruno Taut später kritisiert –, „arriviert“ auf (vgl. Cramer/Gutschow 1984, S. 165), das Interesse der krisengeschüttelten Bauwirtschaft verschiebt das Spektrum in Richtung Baustoffe, Bautechniken, Fertigungsweisen. Die zweifellos beeindruckende Bilanz der Neubauleistungen der 20er Jahre an der städtischen Peripherie Berlins ist bereits Vergangenheit geworden, Rückschau auf eine in Konkurs geratene Wohnungsbauperiode. „Die Drosselung der staatlichen Bauzuschüsse stand in krassem Gegensatz zur unbewältigten Wohnungsnot, die Orientierung auf Primitivsiedlungen am Stadtrand oder auf dem flachen Land nahm der Stadtentwicklung jegliche Perspektive, und der Rückgang der Bautätigkeit verurteilte auch die akademische Jugend zur Erwerbslosigkeit.“ (Junghans 1981, S. 307) Aber nicht die Krise und ihre sozialen Folgen werden zum Thema der Ausstellung, sondern das Programm der Bauunternehmer angesichts der Krise. Nicht die Wohnungsnot wird beleuchtet, sondern der scheinbare Ausweg aus der Krise: Senkung der Baukosten, Kleinstunterkünfte für das „Existenzminimum“, Abbau der „Wohnungszwangswirtschaft“. „Die aus der Zwangswirtschaft herrührenden Eingriffe in den normalen Verlauf der Bauwirtschaft“, so das liberale Credo des Vorsitzenden des Vereins

Bauausstellung und des Verwaltungsrats der Deutschen Bauausstellung, Dr. Riepert, „haben ihre natürliche Schlüsselstellung größtenteils beseitigt.“ (Bauwelt 20/1931)

Diese thematische Zuspitzung ist natürlich alles andere als unumstritten. Noch 1928 stimmen sowohl SPD wie KPD für die Durchführung der Ausstellung, das Zentrum und die Wirtschaftspartei dagegen. Die äußerste Rechte ist gespalten. Die strukturellen Änderungen des Programms in Richtung Unternehmerinteressen verändert auch dessen Trägerschaft. Der Deutsche Werkbund sagt eine Beteiligung ab. Innerhalb der Sozialdemokratie gibt es neben lobenden Stimmen auch Kritik. Der KPD nahestehende Architekten und Architekturstudenten veranstalten im Hinterhof einer Mietskaserne eine Gegenausstellung, die „Proletarische Bauausstellung“, (Vgl. Junghans 1981, S. 305f.) Gerhard Kosel, ein Teilnehmer, erinnert sich später an dieses Vorhaben: „Wem dienen Städtebau und Architektur? Sollen sie auch weiterhin den Reichen dienen, dem Bau von privilegierten Wohn- und Geschäftsbezirken der Städte, von Bankpalästen, von Luxusvillen, wie sie auf der großen Berliner Bauausstellung gezeigt wurden, oder sollen sie den Massen der Werktätigen helfen, 'vom großen Brotlaib sich ihr Teil zu schneiden'?“ (1983, S. 25)

Die Stadt selbst verfolgt mit der Bauausstellung 1931 eigene Interessen. Während der Verein Bauausstellung, ein 1927 von deutschen Unternehmern gegründeter Verband, eine einfache Fachausstellung organisieren möchte, versucht die Stadt, die Gelegenheit zu nutzen, um durch eine Demonstration der Produktivität des Wohnungsbaus stärkeren Rückhalt für ihre Kraftprobe mit der Reichsbank um die Gewährung von Auslandskrediten zu gewinnen. Es ist Schacht, der Präsident der Reichsbank, der diesen „produktiven Charakter“ in Zweifel zieht und darum über die Beratungsstelle die zu solchen Zwecken bestimmten Auslandsanleihen untersagt. Genau zu dem Zeitpunkt aber, da die vollständige Realisierung des Jahr für Jahr von der Stadtverwaltung erstellten Wohnungsbauprogramms ohne ausländische Kredite sich als undurchführbar erweist, be-

ginnt man mit der Organisation der Bauausstellung in Berlin.

Martin Wagners Präsentation Berlins als „Stadt der Arbeit“ und „Reichsausstellungsstadt“, wie sie auch in der Zeitschrift „Das neue Berlin“ erscheint, muß vor dem Hintergrund dieses Widerspruchs gesehen werden: Die neue Rolle Berlins in der Weltwirtschaft soll indirekt die Produktivität des Wohnungsbaus rechtfertigen. Wagner beabsichtigt, die Ausstellung dahingehend zu nutzen, um den produktiven Wert der Weltstadt zu erläutern. Hier bietet sich die Gelegenheit, die Reichsregierung und die öffentliche Meinung sowohl von der Qualität als unternehmerischen Führungsleistung der Stadt zu überzeugen als auch von der Notwendigkeit, diese Unternehmenstätigkeit künftig in noch stärkerem Maße auszuüben.

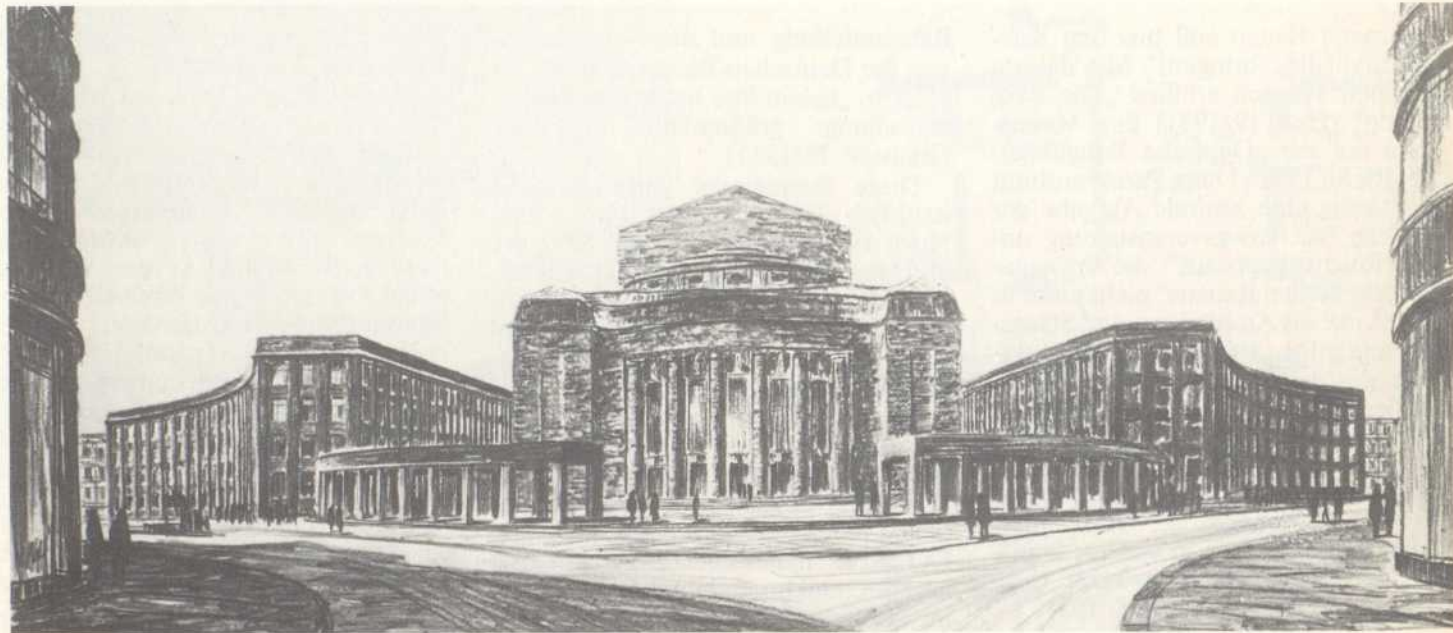
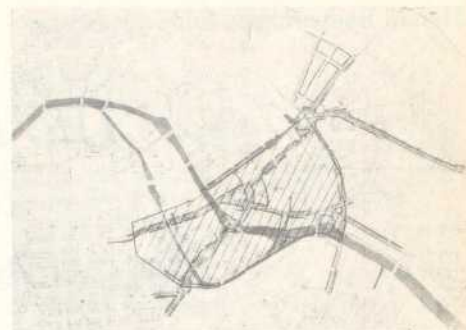
Am 9. Mai 1931 wird – mit einjähriger Verspätung – die zweite große Berliner Bauausstellung unter Beteiligung von 22 ausländischen Staaten in den neuen Ausstellungshallen am Funkturm eröffnet. Die aufwendig inszenierte einseitige Betonung des Neuen Bauens – propagandistisch in den 20er Jahren von der in Berlin regierenden Sozialdemokratie, der planenden Verwaltung und den rationalistischen Architekten vorbereitet, in der Krise von der Bauwirtschaft aufgenommen und uminterpretiert – verweist auf eine großartig angelegte Falle, in die mancher Anbeter des Neuen Bauens bis heute noch genüßlich zu tapen pflegt: Die Großsiedlungen sind nur die eine, sichtbare Seite der Medaille. Der lautstarken Propaganda des Neuen Bauens am Stadtrand entspricht faktisch eine viel leisere, ja zum Teil nicht-öffentliche Vorbereitung der Sanierung weiterer Teile des Zentrums von Berlin. Umgekehrt proportional zu den Bodenwerten wechselt die Lautstärke des Berliner Städtebaus dieser Jahre, die sich im Zentrum bis zum „Prinzip Heimlichkeit“ (vgl. Scarpa 1984, S. 289) verdichtet.

Auf der Bauausstellung 1931 werden die Pläne, die den realisierten und beabsichtigten Umgang mit der vorhandenen Stadt zeigen, zwar nicht verheimlicht, aber doch so zurückhaltend präsentiert, daß sie von der Fachwelt bis heute kaum wahrgenommen werden. Neben internationalen Beispielen



Nur in Ansätzen realisierter Vorschlag Poelzigs für den Abschluß der Sanierungsmaßnahmen am Bülowplatz im Scheunenviertel, 1927; die Sanierungsmaßnahmen im Berliner Scheunenviertel wurden im Raum 42 der Deutschen Bauausstellung Berlin 1931 gezeigt (Plan-sammlung der UB/TUB, Inv. Nr. 3592)

Plan mit der durch Schraffur gekennzeichneten Gebietsabgrenzung des vom City-Ausschuß 1930 vorbereiteten Wettbewerbs zur Sanierung der südlichen Berliner Altstadt; unter der Schraffur sind die von der BVG 1926/27 erwogenen Straßendurchbrüche zu erkennen (aus: Scarpa 1983, Abb. 71)



der Slumbeseitigung werden in der „Deutschen Abteilung für Wohnungswesen“, Abschnitt „Die Beseitigung von Wohn- und Verkehrsmißständen“ (Raum 42), deutsche Sanierungspläne gezeigt, darunter die Berliner Pläne zur Sanierung des Scheunenviertels und der südlichen Altstadt.

Die Sanierung des Scheunenviertels, einer Gegend nördlich des Alexanderplatzes mit proletarisch-ostjüdischem Charakter, hat 1931 bereits eine lange Geschichte hinter sich. Diese beginnt mit dem Durchbruch der Kaiser-Wilhelm-Straße durch die Berliner Altstadt in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Der Durchbruch erhält aber nur dann einen verkehrsplanerischen Sinn, wenn er im Nordosten, im Scheunenviertel, fortgesetzt wird. Pläne in dieser Richtung werden erst Ende des 19. Jahrhunderts ernsthaft diskutiert. Der Abriß eines größeren Gebietes in städtischer Regie, Straßendurchbrüche und die Anlage des Bülowplatzes sowie der Bau eines Theatergebäudes für die Volksbühne kennzeichnen die Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg. Die vor 1914 eingeleitete Sanierung kann in der Weimarer Republik zunächst nicht fortgesetzt werden. Erst die Baumaßnahmen im Gefolge der Planungen von Poelzig nach 1927 bedecken die durch die Kahlschlagsanierung vor dem Krieg entstandenen Wunden am Bülowplatz, der durch die Inszenierungen Piscators an der Volks-

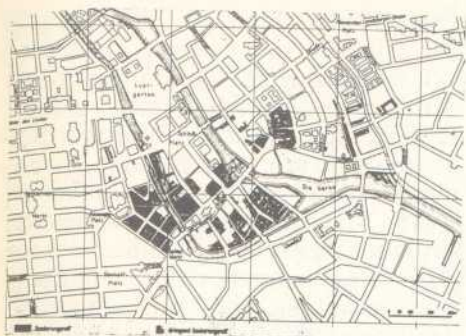
bühne und der Parteizentrale der KPD inzwischen nationale Bedeutung erlangt hat. Die neuen glatten, wohlgerundeten Gebäude repräsentieren den Versuch der Stadt Berlin, aus dem verrufenen Scheunenviertel ein Wohnquartier für die moderne tertiäre City-Bourgeoisie zu machen: „Die größeren Wohnungen sind hauptsächlich von Ärzten, Rechtsanwälten und Kaufleuten, die in der Nähe ihre Büros haben, gemietet worden – während in die kleineren Wohnungen Angestellte und Beamte eingezogen sind. Es ist dadurch eine ganz neue Bewohnerschaft in die Gegend am Bülowplatz gekommen, die in kurzer Zeit dem ganzen Viertel ihren Charakter aufprägen dürfte“ (Berliner Morgenpost, 5. 4. 1929, zit. nach Autzen u. a. 1984, S. 7). Die Hoffnung auf eine Fortsetzung der Vertreibung der unerwünschten alten Bewohner aber wird enttäuscht, es gelingt nicht, das „ganze Viertel“ aufzuwerten und partiell zu tertiarisieren. Der Brückenkopf der Cityerweiterung jenseits des Alexanderplatzes zündet nicht. Erst nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten wird die Sanierung des Scheunenviertels mit einer propagandistischen Inszenierung von nationaler Dimension fortgeführt: Der Bülowplatz wird zu einem Kultplatz den neuen Regimes, zum „Horst-Wessel-Platz“, umgebaut. In diesem Zusammenhang werden nach Plänen von Ermisch Häuser an der Linien- und

Lothringerstraße abgerissen und neu errichtet. Mit der Verfolgung und Deportation der ostjüdischen Einwohner des Scheunenviertels erhält das Konzept der „sozialen Sanierung“ seine furchtbarste Bedeutung.

Zielt das Projekt von Poelzig auf die Umstrukturierung eines begrenzten Cityrandgebietes, so hat die – nicht realisierte – Planung der Sanierung der südlichen Altstadt nichts weniger als die treibhausmäßige Formung der modernen City selbst zum Gegenstand. Der Sanierungsplan „Altstadt“ hat eine Vorgeschichte, die das „Prinzip Heimlichkeit“ des Städtebaus der 20er Jahre in geradezu klassischer Form verdeutlicht.

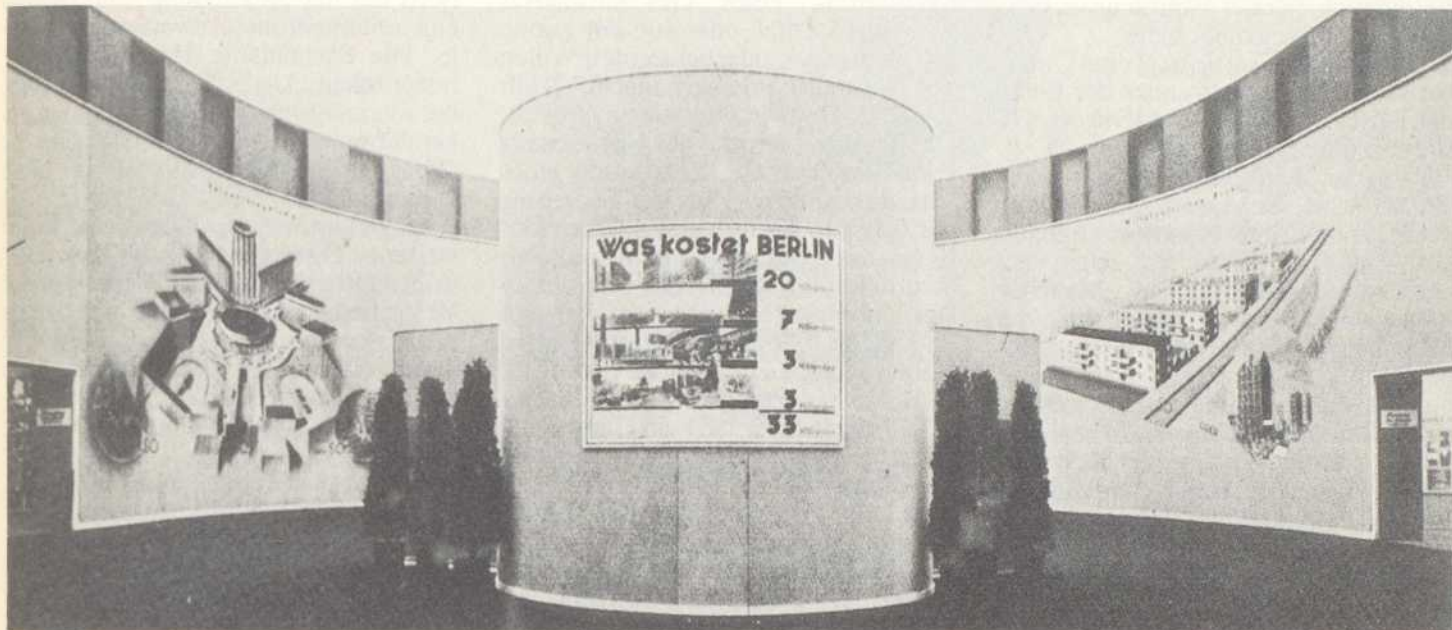
Ausgangspunkt der Altstadtplanung ist das Jahr 1926. In diesem Jahr wird innerhalb des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller ein City-Ausschuß gegründet, der der drohenden relativen Entwertung der Altstadt durch den „Zug nach Westen“ entgegenwirken soll. „Der City-Ausschuß ... bezeichnet als seine Aufgabe in erster Reihe die Mitarbeit an der Lösung der Verkehrsfrage, der baulichen Ausgestaltung und der Umsiedlung der Bewohner der Berliner Innenstadt nach den Vororten.“ (Zentralblatt der Bauverwaltung, 20. 1. 1926, S. 35) Führendes Mitglied des City-Ausschusses wird der Architekt und Stadtplaner Martin Mächler. Ebenfalls 1926 werden die Stadträte Ernst Reuter und Martin Wa-





„Sanierungsplan der Berliner Altstadt“, ein auf der Deutschen Bauausstellung Berlin 1931 (Raum 42, Bearbeiter Mag.-Oberbaurat W. Köppen, ein Mitarbeiter Martin Wagners) gezeigter Plan (aus: Ehlgötz 1931, S. 127)

Demonstration der gesamtstädtischen Optik auf der Deutschen Bauausstellung Berlin 1931: Umbau der City (links: Plan zur Neuorganisation des Potsdamer Platzes) und Bau von Siedlungen an der Peripherie (rechts) werden vermittelt durch öffentliche „produktive“ Infrastrukturmaßnahmen (Mitte) (aus: Scarpa 1983, Abb. 79)



gner Mitglieder des Berliner Magistrats.

Bereits Ende 1926/Anfang 1927, so erfährt man später, erarbeitet die Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG) Pläne, die im südlichen Teil der Altstadt ein System radikaler Straßendurchbrüche vorsehen. Diese anfangs geheimgehaltenen Pläne werden von einer aktiven Grundstückspolitik begleitet. „Der Erwerb der Grundstücke“, so heißt es nach Aussage von Ernst Reuter in einem Bericht des Untersuchungsausschusses, der 1930 diese Pläne erstmals ans Tageslicht bringt, „erfolgte zunächst im Interesse der Untergrundbahn, in zweiter Linie zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und schließlich, um die mit Hilfe des Bebauungsplans gewollte wirtschaftliche Hebung einer Gegend durchzuführen ... Um die Stadt vor Verlusten zu bewahren, die mit Rücksicht auf die Enteignungsgesetzgebung in bestimmten Fällen unvermeidlich erscheinen, ist in einer Reihe von Fällen mit Erfolg der Versuch gemacht worden, nicht direkt zu kaufen, sondern durch Deckmäntel zu verbergen, daß hinter dem Käufer städtische Unternehmungen und städtebauliche Absichten standen.“ (zit. nach Scarpa 1984, S. 290)

Gleichzeitig mit der Erarbeitung der Pläne der BVG beschließt der Magistrat die Umgestaltung des Alexanderplatzes, die angesichts der wiederentdeckten Pläne der BVG nicht anders zu

interpretieren ist als ein erster Schritt zu einer weitaus großflächigeren Sanierung des Berliner Zentrums, oder präziser: zur Tertiärisierung der Altstadt. Die damals geplanten Umstrukturierungen zielen auf die Schaffung einer neuen „Weltstadt“, auf eine durch die städtische Verwaltung vermittelte und vorangetriebene Produktivitätssteigerung einer zurückgebliebenen City, in der vorindustrielle Parzellenstruktur, Bausubstanz, Stadtgrundriß und Nutzungen samt ihren alteingesessenen Bewohnern und Gewerbebetrieben keinen Platz mehr haben dürfen. „Die City“, so Martin Wagner gleichsam kopfschüttelnd, „umfaßt heute noch desolaten Bauboden in größerem Umfang, der für 200 Mark den Quadratmeter zu haben ist.“ (Das neue Berlin, 1929, S. 230)

Nach der Veröffentlichung des geheimen Plans der BVG am 18. 4. 1930 bereitet der City-Ausschuß mit Martin Mächler einen Wettbewerb für die Sanierung der südlichen Altstadt vor. Die Initiative der städtischen Verwaltung geht so – im Zuge der Krise der öffentlichen Haushalte – auf die organisierte Unternehmerschaft über. Bei der Vorbereitung des Wettbewerbs wird umstandslos auf den Plan der BVG zurückgegriffen, bei dem das Gebiet des Wettbewerbs lediglich durch eine Schraffur neu gekennzeichnet wird. Im Entwurf für die Wettbewerbsausschreibung (August 1930) heißt es: „Ein

großer Teil des Stadtgebietes, der früher einmal eine vornehme Wohn- und Geschäftsgegend war, ... ist im Laufe der Entwicklung durch den Fortzug ihrer Bewohner in neue und bessere Wohngegenden der Slumbildung verfallen ... Das Preisausschreiben bezweckt, für die südliche Hälfte der Altstadt Sanierungsvorschläge für eine bauliche Entwicklung zu finden, die einer gesunden, wirtschaftlich und kulturell lebensfähigen Citybildung entspricht.“ (zit. nach Scarpa 1984, S. 292)

Um die Absichten des City-Ausschusses durch eine wirksame Öffentlichkeitsarbeit zu unterstützen, beauftragt im Dezember 1930 Martin Mächler den Deutschen Verein für Wohnungsreform mit einer Untersuchung zu den Wohnungsverhältnissen der Berliner Altstadt. Diese vom City-Ausschuß finanzierte Arbeit wird 1932 von Bruno Schwan, dem Geschäftsführer des beauftragten Vereins, publiziert („Die Wohnungsverhältnisse der Berliner Altstadt“). Der Schlußabsatz dieser Auftragsarbeit ist eindeutig: „Was hier bewiesen werden sollte, ist, daß, wenn der Verkehr sich demaleinst neue Wege durch dieses alte Berlin bahnen will, die Beseitigung des ihm im Wege stehenden Alten nicht als ein pietätloses Opfer zu betrachten ist, sondern daß es begrüßt werden muß, wenn gleichzeitig eine Sanierung in Angriff genommen wird, die Zuständen ein Ende macht, die nur ertragen werden können, weil



heute die Mittel fehlen, um sie schon jetzt aus Gründen der Volksgesundheit zu beseitigen." (S. 39) Die Legitimation suchende Propaganda für eine forcierte Tertiärisierungspolitik wird so erweitert: Neben den Hinweis auf Verkehrsverbesserungen tritt eine großangelegte, viel wirksamere Pressekampagne gegen das Wohnungselend – eine letztlich zynische Position, da der Abriß elender Wohnungen allein nicht nur in der Wirtschaftskrise noch keineswegs eine Beseitigung elender Wohnungsverhältnisse zur Folge gehabt hätte.

In die gleiche Kerbe haut eine Untersuchung des „Untergrundes der Berliner Altstadt“, die von Prof. Ehlgötz, TH Berlin, durchgeführt und am 23. 9. 1931 in der Deutschen Bauzeitung vorgestellt wird. In diesem Bericht, der ebenfalls im Kontext der Bestrebungen des City-Ausschusses zu sehen ist, heißt es zusammenfassend: „Mancher wird es vielleicht bedauern, daß die heute vorhandene romantische Bebauung des Stadtinnern durch eine neue Geschäftsstadt ersetzt werden soll. Aber auf die Dauer wird man die Berliner Altstadt doch weder als Wohnstadt noch als Museum retten können. Das Stadtbild, das hier nach Verlegung der Wohn- und Fabrikviertel einmal entstehen wird, wird unromantisch und traditionsarm, aber dafür hygienischer und wirtschaftlich rationeller sein.“ (Nr. 77-78, S. 128)

Kurz vor der Bauausstellung, im März 1931, wird der Antrag auf Ausschreibung eines Wettbewerbes zur Sanierung der südlichen Altstadt nicht zuletzt wegen der ökonomischen Krisensituation von der Stadtverordnetenversammlung abgelehnt. Auf der Bauausstellung selbst wird ein Plan gezeigt, der zwar große Gebiete zum Abbruch empfiehlt, aber in seiner Radikalität hinter den Plänen des City-Ausschusses und seiner Apologeten zurückbleibt. Konsequentermaßen wird er etwa von Prof. Ehlgötz auch kritisiert: „Grad der Sanierungsreife und Umfang der Sanierungsflächen in diesem Plan sind m. E. nicht voll erfaßt; die Sanierungsgebiete umfassen in Wirklichkeit viel größere Flächen.“ (Deutsche Bauzeitung, Nr. 77-78, S. 128)

Trotz der Niederlage 1931 sind die Pläne zur Sanierung der Berliner Altstadt noch nicht ganz vom Tisch. In der von Martin Mächler mitherausgegebenen Deutschen Bauzeitung schreibt am 10. 1. 1934 der kommiss. Bürgermeister Lach im Bezirk Berlin-Mitte: „Die Innenstadt war vergessen. Es ist lange genug an ihr gesündigt worden. Die neue Zeit wird sie entschädigen.“ (Heft 2, S. 25) Dasselbe Heft bringt einen großen Bericht über die Untersuchungen Bruno Schwans zu den Wohnverhältnissen der Berliner Altstadt. Am 21. 2. 1934 wird – ebenfalls in der Deutschen Bauzeitung – die Rückständigkeit der Berliner City

erneut beschworen: „Wie wollte es die City fertigbringen, die modernsten Lebensströmungen des Großstädtlers aufzuhalten, wenn sie selbst in ihrer ganzen Form so undynamisch ist, daß sie nicht einmal rein baulich und verkehrstechnisch den gesteigerten Ansprüchen eines Weltstädtlers gewachsen ist? Die City ist in einem Spinnwebennetz kleinster Grundstücksgrenzen eingefangen, die jede Erweiterung einer Straße und jede Erweiterung eines Geschäftshauses von einem Zufall oder von der Laune und dem guten oder schlechten Willen des Nachbarn abhängig macht.“ (Heft 8, S. 142) Der Verfasser dieses Artikels, Dr. Sandow, fordert als Konsequenz seiner Analyse die Einsetzung eines „Staatskommissars für die Sanierung der City von Berlin“, unter dessen Leitung „das Amt für Stadtplanung als Sammelstelle für Material und Unterlagen und als federführende Verhandlungsstelle mit allen Behörden und Korporationen zu arbeiten hätte.“ (S. 146) Nach den bisherigen schlechten Erfahrungen soll jetzt als Retter der Altstadt ein „Führer der City von Berlin“ fungieren, der den „Ausweg aus dem Labyrinth hoffnungsloser Verworrenheit“ zeigen soll. Seine Aufgabe wird unverblümt definiert: „Die Wohnviertel der Armen und Ärmsten mit ihrer dezimierten Kaufkraft hemmen die Entwicklung der City und müssen durch eine radikale Abwrackung der desolaten Wohnviertel beseitigt werden.“ (S. 144) Der herbeigesehnte „Führer der City“ muß ein „Städtebauer von Blut und Adel sein. Aus dritter und vierter Hand entsteht kein Meisterwerk; ein Ozeandampfer ebenso wenig wie ein neuer Staat und eine neue City.“

(S. 146) Dr. Sandow? Wer ist dieser Streiter für eine autoritäre Radikalkur der Berliner Innenstadt, der offenbar von der national-sozialistischen Herrschaft zunächst noch die Lösung von Problemen erwartet, die in der Zeit der Weimarer Republik angeblich verschleppt worden sind? Hinter „Dr. Sandow“ verbirgt sich niemand anders als – Dr. Martin Wagner selbst, der Heros der rationalistischen Baugeschichtsschreibung (vgl. auch Scarpa 1983, S. 174f.) Allerdings kann auch der Nationalsozialismus das Werk der Zerstörung der südlichen Altstadt nicht vollenden.

Die Deutsche Bauausstellung Berlin 1931 ist nicht nur eine Schau des Baugewerbes gewesen. Sie war gleichzeitig die auf Kooperation mit den Unternehmern setzende Dokumentation einer in die Defensive geratenen gesamtstädtischen Optik der Regisseure des Berliner Städtebaus. Neben den vergangenen Leistungen an der städtischen Peripherie wurden – in ungleich bescheidenerer Dimension – auch Pläne zur Sanierung der Innenstadt präsentiert.

Diese Pläne sollten die Citybildung in der Altstadt vorantreiben, den unerwünschten Zug des tertiären Sektors in den Westen der Stadt bremsen und die Produktivität der neuen Weltstadt Berlin maximieren. Als zentrale Instrumente dieser städtischen Initiativen sollten Maßnahmen der Verkehrsinfrastruktur fungieren, U-Bahnbau und vor allem Straßendurchbrüche. Die bauliche Gestaltung, die „Verschönerung“ der Innenstadt spielte dabei – anders als noch bei der Ausstellung von 1910 – eine untergeordnete, zweitrangige Rolle. Die flächenhafte Beseitigung der historischen Altstadt, die Vertreibung der alten Bewohner und Gewerbetreibenden wurde als selbstverständliches Opfer für die Modernisierung und das kontinuierliche Wachstum Berlins in Kauf genommen, ein Opfer, das nicht weiter zu Diskussionen Anlaß gab. Gesamtstädtische Optik? Nicht ganz: Weitgehend unberücksichtigt blieben die Massenquartiere der Kaiserzeit, vor deren Sanierung die urbanistischen Strategien angesichts der dortigen ökonomischen, sozialen und juristischen Verhältnisse allerdings kapituliert haben. Und dies bei vollem Bewußtsein: „Man würde dem Neunzehntel der großstädtischen Bevölkerung“, so Martin Wagner schon im Jahr 1918, „einen sehr schlechten Dienst erweisen, wollte man sie in ihrem Behausungsbedarf lediglich auf die Reformen auf Neuland vertragen und Mietskasernen – Mietskasernen sein lassen. Der großzügigen Siedlungspolitik auf Neuland muß eine mindestens ebenso großzügige Sanierungspolitik auf dem bebauten Boden parallel gehen. Beide bedingen sich organisch.“ (S. 398)

#### Literaturnachweis

- R. Autzen/H. Becker/H. Bodenschatz/H. Claussen/R. Radicke/H. Stimmann/M. Taeger: Stadterneuerung in Berlin. Sanierung und Zerstörung vor und neben der IBA. Berlin 1984.  
 Bauwelt, Heft 20/1931  
 Die Bauzeitung, Heft 19/1931  
 Harald Bodenschatz/Hans Claussen: Zum Teufel mit der Mietskasernenstadt? In: Internationale Bauausstellung Berlin 1984 – Idee Prozeß Ergebnis. Katalog zur Ausstellung. Berlin 1984  
 Cramer/Gutschow: Bauausstellungen. Stuttgart 1984  
 Deutsche Bauausstellung Berlin 1931. Amtlicher Katalog und Führer. Berlin 1931  
 Deutsche Bauzeitung, Heft 2/1934  
 Deutsche Bauzeitung, Heft 8/1934  
 Hermann Ehlgötz: Der Untergrund der Berliner Altstadt. In: Deutsche Bauzeitung Nr. 77-78/1931  
 Kurt Junghanns: Vor 50 Jahren: Proletarische Bauausstellung in Berlin 1931. In: Architektur der DDR, Mai 1981  
 Gerhard Kosel: Unternehmen Wissenschaft. Teil I Text. (Ost-)Berlin 1983  
 Das neue Berlin, 1929  
 Ludovica Scarpa: Martin Wagner e Berlino. Roma 1983  
 Ludovica Scarpa: Die gerade Straße. Sanierungs- und Durchbruchpläne in Berlin 1926-1933 oder: Das Prinzip Heimlichkeit im Städtebau. In: Stadtbauwelt 83/1984  
 Ludovica Scarpa: Die Geschichte des City-Ausschusses (Arbeitsstiel). Eine Bearbeitung des Nachlasses von Martin Mächler, gefördert durch die Historische Kommission zu Berlin, Veröffentlichung voraussichtlich demnächst.  
 Bruno Schwan: Die Wohnungsverhältnisse der Berliner Altstadt. Berlin 1932  
 Martin Wagner: Die Sanierung der Mietskasernen. In: C. J. Fuchs (Hg.): Die Wohnungs- und Siedlungsfrage nach dem Kriege. Stuttgart 1918





Leben des  
Gehäuses  
Nestkäfer  
Nestkäfer  
Nestkäfer  
Nestkäfer  
Nestkäfer

**Chemie – das unkalkulierbare Risiko in unseren Wohnungen?**

Seit Mitte der 50er Jahre sind chemische Produkte in praktisch alle Lebensbereiche eingedrungen. Heute geben Funde von chlorierten Kohlenwasserstoffen wie PCP in der Muttermilch, Cadmium in der Niere oder Giftunglücke wie in Seveso dem Werbeslogan der Chemie in den 50er Jahren „Chemie auf Ihrer Seite“ eine äußerst bittere Wendung.

Die Euphorie für die Fortschritte der chemischen Industrie und die daraus folgende grenzenlose Anwendung chemischer „Schutzmittel“ in der Landwirtschaft oder Reinigungsmittel im Haushalt hat sich längst in Skepsis gewandelt. Ausdruck hierfür ist die immer größer werdende Ökologiebewegung und steigendes Umweltbewußtsein. Mehr und mehr wird auch unsere nächste Umgebung – unsere Wohnung – kritisch beleuchtet.

Seit ca. 1976 gibt es in der Bundesrepublik verstärkt Bemühungen um ein „ökologisch-biologisches Bauen und Wohnen“ (vgl. 51/52 und 62 ARCH<sup>+</sup>). Ziel ist es, alle Einflüsse der Wohnumwelt von Menschen zu erforschen. Das beginnt mit der Bewertung von Baustoffen (gesundheitliche Unbedenklichkeit: Abgabe von Chemikalien, Radioaktivität, elektrostat. Aufladung; Diffusionsfähigkeit, Wärmeleitfähigkeit, Hygroskopizität ...) über die Bewertung des Baugrundes (Strahlung, Wasseradern) bis hin zu den Umweltproblemen, die durch Bau, Benutzung oder Abriß von Häusern für die Umgebung entstehen (Wasser- und Luftverschmutzung...)

Die Bereitschaft weiter Bevölkerungskreise zum Verzicht auf ein Übermaß an Chemikalien hat natürlich die chemische Industrie aufgeschreckt. Flexibel wie unsere freie Marktwirtschaft ist, reagiert die chemische Industrie auf dieses veränderte Kundenverhalten weniger mit Hetzkampagnen gegen die natürlichen Baustoffe als viel mehr mit einer neuen Verkaufsstrategie. Wie zunächst im Nahrungsmittelbereich wird auch beim Bauen der „Biomarkt“ zum neuen Wachstumsmarkt. Die Vorsilbe „Bio“ garantiert unveränderte Marktanteile. Laien aber auch Leute vom „Fach“ finden sich hier kaum noch zurecht. Die ungenügende Kennzeichnungspflicht von Inhaltsstoffen aller Produkte tut das ihre dazu.

Die hier beginnende Reihe soll zeigen, was im Bereich des ökologischen Bauens diskutiert und erprobt wird, oder sich bereits bewährt hat. Neben der Darstellung verschiedener Baustoffe, wollen wir auch Konstruktionsbeispiele, fertige Bauten oder Siedlungen darstellen, wichtige Adressen veröffentlichen und auf interessante Literatur aufmerksam machen.

Der heutige Beitrag beschäftigt sich mit Farben, Anstrich- und Holzschutzmitteln.

**Wenn  
der Holzwurm  
Sie  
wurmt...  
Xylamon<sup>®</sup>**

*Vorsicht frisch gestrichen!*

Um die Vorteile natürlicher Farben und Anstrichmittel verstehen zu können, muß man als erstes die Zusammensetzung herkömmlicher Farben und deren Risiken darstellen. Die chemisch-synthetisch hergestellten Farben und Anstrichmittel sind unbestreitbar unkomplizierter in ihrer Anwendung (kürzere Trockenzeiten, größerer Farbauswahl für jeden Bereich) und meist auch mechanisch beanspruchbarer und haltbarer als Produkte aus natürlichen Rohstoffen. Dabei werden jedoch vielfach die Folgeprobleme übersehen, die beim Einsatz dieser Produkte gerade auf Grund dieser hervorragenden Eigenschaften entstehen. Die 4 Hauptbestandteile

- Lösemittel
- Bindemittel
- Farbmittel
- Wirkstoffe

die diese positiven Eigenschaften erst möglich machen, bergen eine Vielzahl von Problemen für Umwelt und Anwender bei Herstellung, Verarbeitung und Beseitigung. Hinzu kommt, daß die Kunststoffprodukte meist die natürlichen Eigenschaften der Materialien, wie z. B. beim Holz dessen lebendige Oberfläche, zu nichte machen. Zunächst zu den Bestandteilen der

chemisch-synthetisch hergestellten Farben und Anstrichmittel.

**Lösungsmittel**

Das größte Problem bei den herkömmlichen Farb- und Anstrichmitteln sind die Lösungsmittel. Sie sorgen dafür, daß sich die Bindemittel, Wirkstoffe und andere Inhaltsstoffe miteinander verbinden können und streichfähig werden. Nach Auftrag der Farbe haben sie ihre Aufgabe erfüllt und dunsten aus. Es handelt sich bei ihnen zumeist um hochgiftige Stoffe wie Testbenzine, die große Mengen von aromatischen Kohlenwasserstoffen enthalten, deren Stammverbindung Benzol bereits als krebserzeugend erkannt wurde und nicht mehr verwendet werden darf, oder chlorierte Kohlenwasserstoffe. Häufig treten bei der Anwendung akute toxische Symptome auf wie Kopfschmerzen, Schleimhautreizungen oder Übelkeit. Ernstzunehmender ist aber noch der begründete Verdacht, daß sie in der Lage sind chronische Schäden hervorzurufen. Geeignet zum Entfetten können die Lösemittel auch Fett aus Nerven und Gehirnzellen lösen. In Dänemark haben arbeitshygienische Untersuchungen dazu geführt, daß chronische Hirnschäden bei Menschen, die beruflich mit organischen Lösemitteln

in Berührung kommen als Berufskrankheit anerkannt wird.<sup>1)</sup> Bei uns gelten diese Fragen als noch nicht wissenschaftlich erwiesen, und haben damit auch keine Relevanz für die chemische Industrie. Der Verbrauch von Lacken, Lösungsmitteln und Anstrichen beträgt in der BRD zur Zeit 1,2 Mio. Tonnen im Jahr mit einem Anteil von 400.000 Tonnen an organischen Lösungsmitteln. 20% der Kohlenwasserstoffe in der Luft stammen aus Lösungsmitteln, d. h. sie sind nach den Kraftfahrzeugen der größte Verursacher von Luftverschmutzung mit Kohlenwasserstoffen<sup>2)</sup>. Diese Zahlen und die Tatsache, daß die Stoffe persistent, d. h. schwerabbaubar sind, verdeutlichen das Maß der Gefährdung für Anwender und Umwelt.

**Bindemittel**

Auf Grund des geringen Preises (Erdölprodukt), der guten Eigenschaften (pflegeleicht, kratzfest, chemikalienbeständig) und der geringen Trockenzeit haben sich die synthetisch erzeugten Bindemittel – sprich Kunstharze – durchgesetzt. Sie entstehen in chemisch-synthetischen Prozessen, deren Eigenschaft es ist, nicht vollständig zu verlaufen, d. h. ein kleiner Rest des Ausgangsstoffs bleibt als Verunreinigung (Monomer) im Endprodukt enthalten und entweicht bei der Anwendung ähnlich wie die Lösungsmittel. Um dies zu verhindern, versucht man die Kunstharze so weit wie möglich durchreagieren zu lassen, um kaum Reststoffe zurück zu behalten. Das hat zur Folge, daß das Kunstharz chemisch gesehen sehr gleichmäßig ist, was wiederum eine zu große Sprödigkeit der Oberfläche bedeutet. Chemische Substanzen, sogenannte Weichmacher, werden hinzugefügt, um wiederum für Flexibilität und Elastizität zu sorgen. Auch die Stoffe haben die Eigenschaft dem aufgetragenen Anstrich zum Teil zu entweichen. Also ein ständiges Hin- und Her von chemischen Substanzen, deren Auswirkungen und mehr noch deren Wechselwirkungen zum großen Teil unbekannt sind. Das zweite Problem der Kunstharze besteht in ihrer großmolekularen Struktur. Der entstehende Anstrichfilm ist nicht in der Lage, sich „innig“ mit dem Anstrichgrund zu verbinden, sondern liegt sozusagen oben auf und ist daher meist dickschichtig. Das bedeutet, der Anstrich ist völlig dicht und läßt keinen Austausch zwischen Untergrund und Raumluft zu. Beim Holz wird dadurch zum Beispiel die Eigenschaft feuchtigkeitsregulierend zu wirken verhindert. Es entsteht eine Oberfläche, die nichts mehr mit dem natürlichen Material Holz zu tun hat, was man auch manchmal hautnah zu fühlen bekommt. Kunststoffe sind Isolatoren, die sich leicht elektrostatisch





Foto: Rolf Dillenberger

## Atmungsaktive und offenporige Lasuren verschiedener Beanspruchbarkeit

auffüllen können. Die Nachteile sind wie gesagt unter Umständen spürbar durch leichte Stromschläge, sichtbar durch die Anziehung von Staub und verändern bei großflächiger Anwendung das Raumklima künstlich durch ihre elektrostatische Aufladung.

## Farbmittel

Die Farbmittel synthetisch hergestellter Farben und Anstriche - in fast jeder erdenklichen Tönung erhältlich - sind zumeist Pigmente mit giftigen Inhaltsstoffen. Vor allem Schwermetalle wie Chrom, Cadmium, Kobalt ... tragen zur ständig wachsenden Belastung unserer Umwelt mit Schwermetallen bei.

## Wirkstoffe

Die Wirkstoffe stehen in ihren Gefahren für Mensch und Umwelt den Lösungsmitteln nicht nach. Als Fungizide, Bakterizide und Insektizide fand man sie zunächst nur in Holzschutzmitteln von statisch wirksamen Bauteilen als Schutz vor Schädlingsbefall. Mehr und mehr wurden diese Mittel zu verkaufsfördernden Argumenten. Die Zerstörung des eigenen Heims durch Holzbock, Holzwurm und Pilze schien in jedem Winkel zu lauern, so daß man diese Wirkstoffe heute in fast allen Farben und Anstrichmitteln findet, sogar in Tapeten, Teppichböden ..., wo sie eigentlich unnötig sind. „Holzschutzmittel müssen giftig sein! Denn ihr Zweck ist die Abtötung holzerstörender Organismen. Die in den Mitteln enthaltenen Wirkstoffe können auch höhere Organismen und den Menschen gefährden, wenn sie in größeren Mengen aufgenommen werden.“ So das Bundesgesundheitsamt in seiner Informationsschrift „Vom Umgang mit Holzschutzmitteln“<sup>3)</sup>.

Es handelt sich bei diesen Wirkstoffen um chlorierte Kohlenwasserstoffe - bis vor 2 Jahren vor allem um PCP und Lindan - die sich wie gesagt im Fettgewebe anlagern und dieses zerstören und über lange Zeit ausdampfen können. Die Wirkstoffe sind auf Grund massiver Kritik und Vorwürfe, Krankheiten ja sogar Todesfälle verursacht zu haben vom Bundesgesundheitsamt untersucht worden. Die reinen Stoffe konnten nicht in direkten Zusammenhang mit Gesundheitsschäden gebracht werden, doch ihre Verunreinigung (PCP mit Dioxinen und Furanen, Lindan unter anderem mit TCDD bekannt als Seveso Gift) veranlaßten 1980 das Bundesgesundheitsamt Anwendungsbeschränkungen für die Stoffe zumindest in Innenräumen zu erlassen. Doch die MAC-

Werte (Maximale Arbeitsplatzkonzentration) und MIC-Werte (Maximale Innenraumluftkonzentration) sind unzureichend. Sie berücksichtigen nicht, daß die Gefahr für den Menschen abhängig ist von der Menge der einzelnen Wirkstoffe, der Größe der behandelten Oberflächen, der Raumtemperatur, der Raumlüftung, der Aufenthaltsdauer, dem Zusammenwirken der Stoffe, der Ausdehnung und abschließenden Ablagerung in Teppichen, Gardinen etc. und nicht zuletzt von der individuellen Empfindlichkeit. Holzschutzmittelgeschädigte reagieren zumeist schon auf eine minimale Konzentration von Giftstoffen in der Luft mit Allergien, Schleimhautreizungen, Kopfschmerzen etc. Viele Farbhersteller reagieren auf die Einschränkungen des Bundesgesundheitsamtes mit dem freiwilligen Verzicht auf PCP und Lindan, um den Absatz ihrer Produkte durch die Kritik an diesen Wirkstoffen nicht zu gefährden. Sie bieten aber weiterhin Produkte mit bakterizider, fungizider und insektizider Wirkung für jeden Bereich an, meist sogar unter demselben Namen. Die neuen Wirkstoffe entstammen häufig derselben chemischen Stoffgruppe wie PCP und Lindan, bzw. müssen von den Herstellern nicht angegeben werden (im Heimwerkerbereich). Ihre Auswirkungen sind kaum untersucht, da bei den Herstellern kein Interesse besteht und die Verbraucher nicht organisiert sind oder in Form der Verbraucherberatung kein Geld für derartige Analysen haben.

Die beste Alternative, die gesundheitlichen Risiken chemischer Farben - ob nachgewiesen oder vermutet - zu vermeiden, ist die Benutzung natürlicher Farben und Lacke, die weitgehend ohne giftige Inhaltsstoffe produziert werden.

## Definition natürlicher Farb- und Anstrichmittel

Synthetische und natürliche Farb- und Anstrichmittel von einander zu trennen, ist nicht ganz einfach, da selbst natürliche Rohstoffe in irgendeiner Form für die Endprodukte aufbereitet werden. Rein im eigentlichen Sinne sind als Ausgangsstoffe der Hersteller von natürlichen Farb- und Anstrichmitteln nur das reine Bienenwachs und das kaltgepresste Leinöl. Aber auch sie werden aufbereitet. Im Bienenwachs Balsam sich befindendes Terpentinöl und Leinöl wird mit Trockenstoffen zu Leinölfirnis verkocht. Wenn jemand auf die Idee käme, natürlich bedeute ungiftig, oder sogar essbar, so ist das ein irriger

Gedanke. Z. B. ist beim Balsamterpentinöl, das aus Kiefernharz destilliert wird, und das von einigen dieser Hersteller benutzt wird, das Phänomen der „Malerkrätze“ bekannt. Auch dieses Produkt entfettet die Haut radikal, so daß es bei übermäßiger Anwendung (z. B. Händewaschen mit dem Öl) zu Hautreizungen, sogar zu Ausschlag kommen kann. Sensible Menschen reagieren zum Teil auch auf geringe Mengen der natürlichen Lösungsmittel mit Kopfschmerzen oder Allergien. Daher kommt es in erster Linie darauf an, jedes Farb- und Anstrichmittel möglichst sparsam zu benutzen und seinen Nutzen mit den Folgen für Verbraucher und Umwelt abzuwägen. Die Farbhersteller natürlicher Produkte bieten mittlerweile für jeden Bereich geeignete Produkte an, deren Vorteile im Folgenden dargestellt werden.

Hauptziel der Hersteller und damit wichtigstes Unterscheidungsmerkmal zu herkömmlichen Farb- und Anstrichmitteln ist es, Produkte anzubieten, deren Bestandteile - ob Lösungsmittel, Bindemittel oder Farbpigmente, in der Natur vorkommen und von daher auch wieder abgebaut werden können, d. h. von der Natur wieder in ihren Kreislauf eingebaut werden können. Das trifft auch für die aufbereiteten Rohstoffe zu. Hermann Fischer (AURO) hat in diesem Zusammenhang den Begriff der „Sanften Chemie“ geprägt. Das soll heißen, daß die Weiterverarbeitung der Rohstoffe sich möglichst nah an Vorgänge in der Natur orientiert und die Endprodukte leicht abbaubar sind, d. h. daß die chemischen Prozesse nicht unter den enorm hohen Temperaturen und Drücken arbeiten wie bei den chemisch-synthetischen Prozessen notwendig, aber in der Natur nie existenten Vorgängen.

## Lösungsmittel

Bei den natürlichen Lösungsmitteln handelt es sich um Terpentinöle, die aus Baumharzen destilliert werden. Sie beschleunigen die Trocknung der Öle, Harze oder Wachse, indem sie den Oxidationsprozeß unterstützen. Wegen der bereits beschriebenen zum Teil auftauchenden Risiken, muß man - auch wenn es auf Grund der ätherischen Öle sehr gut duftet - die Räume bei der Anwendung lüften, die Produkte sparsam anwenden und darf die Reste nicht sorglos in den Hausmüll geben. Die seit kurzem auf dem Markt erschienenen wasserlöslichen Lacke und Farben werden vom Umweltbundesamt mit dem blauen Umweltschutzengel ausgezeichnet. Hierzu

ist zu sagen, daß das Weglassen der sehr bedenklichen Lösungsmittel sicherlich ein Fortschritt ist. Die generelle Zusammensetzung der Farben hat sich allerdings nicht verändert und von daher bleiben aus den beschriebenen Gründen erhebliche Zweifel an der gesundheitlichen Unbedenklichkeit bestehen. Zudem sind den Farben Emulgatoren (Weichmacher) beigegeben, damit die normalerweise nicht wasserlöslichen Harze und Öle sich überhaupt im Wasser lösen können und eine Dispersion bilden. Ein weniger an Chemie bedingt also gleichzeitig an anderer Stelle ein mehr an Chemie.

## Bindemittel

Die verwandten Bindemittel sind pflanzliche Öle und Baumharze und Wachse und daher unbedenklich. Zudem haben sie auf Grund ihrer Struktur einige Vorteile. So bestehen sie z. B. aus sehr kleinen Molekülen. Das hat zwar eine längere Trockenzeit zur Folge, die Farbe kann aber gleichzeitig in extrem kleine Mikroporen der behandelten Oberfläche eindringen und verbindet sich daher weit besser mit dem Untergrund als die chemisch synthetischen Stoffe. Auf die chemischen Weichmacher der synthetischen Produkte kann ebenfalls verzichtet werden, da die Ausgangsstoffe chemisch gesehen als unrein bezeichnet werden. Diese Begleitstoffe, auf den ersten Blick scheinbar nutzlos, bilden die natürlichen Weichmacher. Es kommt auch nicht zu der beschriebenen Versiegelung von Oberflächen, sondern die Anstriche sind offenporig und damit atmungsaktiv. Die natürlichen Eigenschaften des Anstrichgrunds bleiben erhalten. So wird z. B. beim Holz die Struktur und Farbe durch Anwendung von Wachsen sogar noch belebt.

## Farbstoffe

Ebenso unbedenklich sind die verwandten Pigmente. Die Hersteller benutzen Pigmente pflanzlicher Herkunft (z. B. bei Beizen) oder Erdpigmente. Seltener werden künstliche Mineralpigmente verwendet wie Oxydgrün oder Ultramarinblau oder Titanweiß. In diesen Fällen wird Rücksicht auf die Gewinnungsart verlegt. Titanweiß entstammt z. B. ausschließlich Verfahren mit Dünn säure-Recycling.

## Wirkstoffe

Wirkstoffe mit fungizider, pestizider und insektizider Wirkung fügen die Hersteller ihren Farben nur in den Fällen zu, in denen solche Anforderungen auftreten, d. h. in Holz-



# Bauwerke deuten eine Welt

Die bürgerliche, die des 19. Jahrhunderts, in Dresden. Die Welt der Baukunst einer Stadt, in der sich dank ihrer Bindung an kulturelle Traditionen aus der Glanzzeit des 18. Jahrhunderts und des Wirkens von Gottfried Semper und seiner Schule eine ausgeprägte architektonische Eigenart entwickelt hatte. Einer weithin zerstörten Welt, die Volker Helas aus Planungen, historischen Mappenwerken, Photographien und Beschreibungen sowie aus erhaltenen Bauten rekonstruiert hat. Das Buch über die Baukunst des Klassizismus und Historismus in Dresden ist gleichermaßen für

Volker Helas · ARCHITEKTUR IN DRESDEN 1800-1900



Architekten und Kunsthistoriker geschrieben wie für Freunde und Kenner Dresdens. Der Darstellung der Architekturgeschichte und des Städtebaus eines Jahrhunderts schließt sich ein nach Bauaufgaben gegliederter, reich illustrierter Katalog der Bauten sowie ein Architektenverzeichnis an. Ein nicht zuletzt wegen seines außergewöhnlichen Bildmaterials unvergleichliches Buch!

Volker Helas:  
**Architektur in Dresden 1800-1900**  
1984. 212 Seiten. Gebunden.  
DM 120,-

Vieweg · Braunschweig/Wiesbaden

schutzmitteln und dort auch ausschließlich in den Bereichen, wo es unbedingt notwendig ist. Das sind nur sehr wenige Bereiche, wie wir in der nächsten Folge darstellen werden. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß es auch in solchen Fällen Alternativen zu den hochgiftigen Wirkstoffen der herkömmlichen Holzschutzmittel gibt. Es handelt sich um Borsalzprodukte, deren Hauptbestandteil Borax fungizide, insektizide und flammenhemmende Wirkung hat. Es ist zwar auch giftig, aber nur in einer solch hohen Dosis, daß es keinerlei Anwendungsbeschränkung unterliegt (Die tödliche Dosis beträgt 15-30g). Es geht auch nicht aus dem fertigen Produkt in die Raumluft aus, so daß es nicht über die Atemluft in den Körper gelangen kann und sich dort anlagert. Einziger Nachteil: Die Produkte können vom Regen ausgewaschen werden und sind daher nicht in jedem Bereich einsatzfähig. Einige Naturfarbenhersteller bieten jedoch ein Produkt an, das durch Zusatz von Harzen nicht so schnell ausgewaschen werden kann und daher bei entsprechender Nachbehandlung (z. B. Lasur) auch im Außenbereich zur Anwendung kommt.

Glashaus  
Gisela Nacken

Ratschläge zum Thema Holzschutz und Unterstützung bei z. B. gesundheitlichen Problemen, die mit Holzschutzmitteln in Zusammenhang zu stehen scheinen, erhalten Sie bei der Interessengemeinschaft der Holzschutzmittel-Geschädigten (IHG) Unterstaat 14  
5250 Engelskirchen  
Tel.: 02263/3786 (H. u. V. Zapke)

#### Anmerkungen:

- 1) Öko-Institut Freiburg: Chemie im Haushalt, Rowohlt, Reinbek 1984
- 2) Peter Weissenfeld: Holzschutz ohne Gift?, S. 60, Grebenstein 1983
- 3) Bundesgesundheitsamt: Vom Umgang mit Holzschutzmitteln, eine Informationsschrift des BGA, Berlin 1983, 1983

Weitere Literatur zu diesem Themenkomplex:

Peter Weissenfeld: Holzschutz ohne Gift, Ökobuch-Verlag, Grebenstein 1983, 14,80 DM. Neben Grundinformationen gibt Peter Weissenfeld auch Tips zur eigenen Herstellung von Holzbehandlungsmitteln, die z. T. billiger sind als die Produkte der Naturfarbenhersteller.

Öko-Institut Freiburg: Chemie im Haushalt, Rowohlt, Reinbek 1984

Es behandelt alle im Haushalt anfallenden Chemikalien unter anderem in einem ausführlichen Kapitel die Lacke und Holzschutzmittel, 26,- DM

Bundesgesundheitsamt: Vom Umgang mit Holzschutzmitteln, eine Informationsschrift des BGA, Berlin 1983, Grundlegende Informationen zum Holzschutz, zu den Inhaltsstoffen, zur Anwendung, den gesundheitlichen Risiken und im Anhang mit der Dokumentation der Untersuchung des BGA von Holzschutzmitteln (Lindan und PCP). Gegen ein Entgelt von 2,- DM zu erhalten beim Bundesgesundheitsamt, Pressestelle, Postfach, 1000 Berlin 33

B. Leibe: Über die Belastung von Menschen und Umwelt durch Holzschutzmittel-Wirkstoffe aus imprägniertem Holz. Verlag der AURO-Naturfarben, Braunschweig 1984, 18,- DM.

BBU: Protokoll des 1. Treffens d. Holzschutzmittel-Geschädigten, 27. 2. 83 in Bonn

Bundesministerium des Inneren: Das Umweltzeichen, Sonderausgabe der Zeitschrift UMWELT, 16. 1. 84

Umweltbundesamt: Handbuch gefährlicher Stoffe in Sonderabfällen, Berlin 1978

Die folgenden Firmen bieten ein komplettes Programm für die Behandlung mit natürlichen Lacken, Lasuren, Wandfarben und Klebstoffen an:

AGLAI A Naturfarben  
Postfach 810 224  
7000 Stuttgart 81  
Tel.: 07 11/72 10 03

AURO-Naturfarben  
Postfach 1220  
3300 Braunschweig  
Tel.: 05 31/89 50 86

BIOFA-Naturfarben GmbH  
Dobelstr. 22  
7325 Bad Boll  
Tel.: 0 71 64/48 25

LIVOS Pflanzenfarben  
Neustädter Str. 23/25  
3123 Bodenteich  
Tel.: 0 58 24/10 88

LOBA Bio-Produkte  
Postfach 1260  
7257 Ditzingen  
Tel.: 0 71 56/35 72 30

Holzweg, R. Brumshagen  
Im Rundling 2  
3131 Rehbeck  
Tel.: 05 84/53 23

## Das nächste Heft:

### 80 Ökologische Baustoffe - mehr als nur eine kurzlebige Renaissance? Zum Beispiel Lehm

erscheint Mitte April

- Ökologische Experimentalbauten und das Bauen mit neuen, alten Baustoffen
- Architekturlabore an deutschen Hochschulen - Darmstadt, Stuttgart etc. außerdem:  
ARCH<sup>+</sup>-Zeitung, ARCH<sup>+</sup>-Baumarkt und ARCH<sup>+</sup>-Spezial



# NEU

Heft 1/1985

Probleme  
mit dem Müll



Informationssdienst

# Alternative

# Kommunalpolitik



**Alternative Kommunalpolitik.**  
Fachzeitschrift für Grüne und Alternative Politik.  
6-mal im Jahr.  
68 Seiten.  
Einzelpreis DM 7,-  
(zuzügl. Versand).  
Jahres-Abo DM 42,-  
(incl. Versand).

... und noch was:  
Das aktuelle AKP-Heft zum Kennenlernen versenden wir postwendend, wenn uns DM 7,- in Briefmarken zugehen.

Redaktion/Vertrieb  
Webereistr. 28,  
4800 Bielefeld 1;  
Tel.: 0521 / 63 64 1

# Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

## Viele Gesichtspunkte, eine Zeitschrift

Sammlung der Meinungen, Auseinandersetzung um unterschiedliche Vorstellungen und Lösungsvorschläge halten wir für eine Aufgabe der *Kommune*. Ohne Austausch von Gesichtspunkten, Abwägen der verschiedenen Erfahrungen blieben wir dümmer, als wir sein müssen.

In der *Kommune* machen jetzt auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der früheren *MoZ* mit. Das kann ein weiterer Schritt sein, um in Verbindung mit der Sammlungsbewegung der Grünen ein Forum für notwendige politische und theoretische Diskussionsprozesse zu schaffen, das viele nutzen und um dessen Lektüre alle schlecht herkommen.

Die *Kommune* — ein politisch-kulturelles Magazin, theoretische Zeitschrift, Diskussionsforum und Organ der links-grün-alternativen Bewegung in einem — erscheint monatlich mit 68 Seiten für 5 DM. Einige Themen aus unseren letzten Heften:

Heft 12/84: Basisorganisation gegen Militärdiktatur in Chile + Grüne im Parlament und das Problem der falschen Fronten + Fernsehmonopol einfach verteidigen? + Grüne im Konflikt

Heft 1/85: 40 Seiten Beiträge nach dem Parteitag der Grünen + Parteipolitik oder populistische Politik. M.Bookchin: Anmerkungen eines in Deutschland reisenden Amerikaners + Was man aus den Tarifabschlüssen 1984 lernen kann und machen soll + Entwicklung der chilenischen Gewerkschaften

Heft 2/85: W.Maier: Produktion nach Gesetzen der Schönheit. Versuch über menschliche Arbeit als Naturbearbeitung + Warum sanierte Häuser noch keine neue Stadt machen. IBA und Kreuzberg + Die Bedeutung Grönlands in den Militärstrategien + Zur Belegung der WEU als Militärpakt

Erhältlich im Buchhandel.  
Probehefte, Info- und Abomaterial bei:  
Buchvertrieb Hager, Postfach 11 11 62,  
6000 Frankfurt am Main 1



**DORTMUNDER VERTRIEB  
FÜR BAU- UND PLANUNGLITERATUR**

Aus unserem Programm:

- Chr. Wurms  
Raumordnung und Territorialplanung in der DDR  
Dortmund 1976, 327 S., 26,50 DM
- Verein Kooperatives Planen+Bauen (Hrsg.)  
Zwischenräume  
Berlin 1984, 191 S., 20,- DM
- Fachbereich Raumplanung (Hrsg.)  
BRD 2000 - Konsequenzen für die Raumordnungspolitik  
Dortmund 1984, 151 S., 12,- DM
- J. H.B. Heuer (Hrsg.)  
Zur Standortbestimmung der Wohnungswirtschaft  
Bochum 1984, 119 S., 20,- DM
- K. Zimmermann/J. Hücke (Hrsg.)  
Umweltschutz - was können die Gemeinden tun?  
Basel 1984, 302 S., 29,80 DM
- Chr. Gerbersmann/H. Lange  
Vorschläge zu einem kommunalen Maßnahmenkatalog Umweltschutz  
Hagen/Hannover 1983, 60 S., 6,50 DM
- J. Brech/H.G. Schwenzer (Hrsg.)  
Wer senkt die Wohn-Kosten?  
Darmstadt 1984, 179 S., 30,- DM
- B. Streich  
Simulation von Stadtgestalt - unter Berücksichtigung des Computereinsatzes  
Bonn 1984, 327 S., 20,- DM
- H. Estermann  
Industriebrachen - Grundstücksfonds und Development Corporation  
Dortmund 1985, ca. 230 S., 22,- DM
- H. Schulz  
Altstadtsanierung in Kassel  
Kassel 1983, 130 S., 14,- DM
- Chr. Grußen/I. Pohl  
Wilde Gärten in der Stadt  
Dortmund 1983, 189 S., 16,- DM
- W. Brumund/F. Pesch  
Wohnen im Altbaugelände - Ideen, Skizzen und Projekte  
Dortmund 1984, 140 S., 30,- DM
- J.P. Kleihues (Hrsg.)  
"aus der Reihe" - Zeichnungen von Markus Lüpertz  
Dortmund 1977, 27,- DM
- H. Klewe/H. Weppler  
Bürgerbeteiligung u. Verkehrsberuhigung  
Dortmund 1982, 275 S., 29,- DM
- S. Reimann/A. Rosenkranz  
Beton und Asphalt - Ein Bürgerhandbuch  
Freiburg 1983, 233 S., 19,80 DM

NEU!

**DORTMUNDER VERTRIEB  
FÜR BAU- UND PLANUNGLITERATUR**  
ROLF FROESSLER · HEINZ KLEWE

Gutenbergstraße 49-4600 Dortmund 1 · Ruf (02 31) 52 57 20



# Pflanzen machen Farbe.

Holz lebt  
durch seinen  
warmen Ton, seine lebendige  
Struktur, seinen vertrauten Duft  
und seine angenehme Oberfläche.

Holz atmet mit AURO  
Imprägniermitteln, Lasuren und Balsamen aus  
natürlichen Ölen, Harzen und Wachsen.  
Wände sind unsere 3. Haut durch ihre Wirkung  
auf das Raumklima, die Harmonie  
ihrer Farben und die Verwendung natürlicher  
Anstrichstoffe. **Biologische Wandgestaltung**  
mit AURO Wandfarben, Abtön- und  
Lasurfarben aus natürlichen Farbstoffen  
und Bindemitteln – frei von  
schädlichen Ausdünstungen,  
für das  
gesunde  
Haus.

Der Natur vertrauen.

Die natürliche Antwort  
auf alle Fragen  
von Farbe und Fläche:  
Imprägnierungen, Holz-  
lasuren, Bienenwachsalsame  
Klar- und Decklacke  
Wandfarben, Abtönfarben,  
Kleber für Kork, Parkett,  
Linoleum  
Biologische Reinigungs-  
und Pflegemittel  
Pflanzenfarben zum Malen  
und Gestalten

Vertrieb durch erfahrene  
Partner in allen Regionen.  
**BEZUGSQUELLEN** erfahren  
Sie bei unseren Großhändlern:

**Berlin:** Fa. Atropos, Paretzer  
Str. 7, 1000 Berlin 31,  
Tel. 030-8 22 76 73

**Schleswig-Holstein, Groß-  
raum Hamburg:** Baubiolog.  
Handelsgesellsch., Wellings-  
bütteler Weg 21, 2000 Ham-  
burg 65, Tel. 040-5 36 60 81

**Niedersachsen, Bremen,  
Nordhessen:** Auro-Vertrieb,  
Alte Frankfurter Str. 211,  
3300 Braunschweig,  
Tel. 0531-89 50 87

**Nordrhein-Westfalen, (ohne  
Bonn, Siegen):** Welling für  
gesundes Leben, Erlenweg 133,  
4420 Coesfeld, 02541-5236

**Großraum Bonn, Eifel, Mainz,  
Hunsrück, Rheinhessen:**  
Fa. Biodomus, Bahnhofstr. 16,  
5448 Kastellaun, 06762-5966

**Westerwald, Rheinlahn Krs.,  
Groß. Siegen/Dillenburg/  
Wetzlar/Limburg:**

Lass-Leben, Wiesenstraße,  
5432 Wirges, 02602-60272

**Ostpfalz, Südhessen, Nord-  
baden:** Biologische Insel,  
Luftschiffing 3, 6835 Brühl,  
Tel. 06202-7669

**Saarland, Südhunsrück,  
Westpfalz:** Fa. Baubedarf  
Fürth, Brückenstr. 1, 6682 Ott-  
weiler-Fürth, Tel. 06858-215

**Baden-Württemberg:**  
Fa. Savalis, Hortensienweg 27,  
7000 Stuttgart, 0711-535038

Die Anschriften unserer zahl-  
reichen Einzelhändler in  
**Nord- und Südbayern** erfahren  
Sie zunächst direkt bei AURO  
GmbH, Alte Frankfurter Str. 211,  
3300 Braunschweig,  
Tel. 0531-895087.

**Schweiz:** Fa. Lötscher AG,  
Ritterstr. 18, CH-6014 Littau,  
Tel. 041-553215

**Österreich:** Fa. Schusser,  
Postfach 12, A-9345 Klein-  
glödnitz, Tel. 04265-268

**Niederlande:** Fa. Karneis CV,  
Huizerstraatweg 115 D,  
NL-1411-GM Naarden,  
Tel. 02159-45717

**AURO**  
NATURFARBEN

## Institut für Baubiologie und Ökologie 8201 Neubeuern

Zur ganzheitlich orientierten Bildungsarbeit des Instituts gehören:

### 1. Fernlehrgang Baubiologie,

zugelassen bei der staatl. Zentralstelle für Fernunterricht; seit 6 Jahren bewährt; Abschlußprüfung zum Baubiologen mög-  
lich;

- ein ideales Ergänzungsstudium für Architekten, Arch.-Studenten und alle Bauberufe
- eine Grundlage zum Aufbau einer eigenen Existenz
- die beste Investition beim Bauen und Sanieren

23 Lehrbriefe mit Themen über: Baubiologie und Baukultur / Standort / Wohnklima / biol. Baustofflehre / Elektro- und Sa-  
nitärinstallation / Heizung / Wärmedämmung / Bauakustik / Licht und Beleuchtung / Farbe und Farbstoffe / Wohnpsycholo-  
gie / Siedlungsbau / Untersuchungen / Güteprüfung ...

### 2. Schriftenreihe Baubiologie,

z.B. Einführung in die Baubiologie / Radioaktivität von Baustoffen / Geobiologie und Standortkrankheiten / Die gesunde  
Heizung / Einfach und gesund leben – 77 Ratschläge für den Alltag ...

### 3. Zeitschrift Wohnung+Gesundheit

erscheint 6 mal im Jahr mit aktuellen Fachartikeln über Baubiologie, Ökologie und Wohnpsychologie; Berichte über die inter-  
nat. baubiol.-ökolog. Bewegung; aktuelle Bauschäden; Bezugsquellenverzeichnis für baubiolog. Produkte; Adressen  
baubiol. Beratungsstellen und Dienstleistungen ...

#### Wohnung und Gesundheit

- 2 Probehefte (ältere Ausgaben) DM 10,-  
(bitte Banknote oder Briefmarken beilegen)
- Jahresabonnement DM 42,-  
(einschließlich Porto und Versand gegen Rechnung)

#### Informationen (gratis)

- Fernlehrgang Baubiologie
- Sachregister W + G 1983
- Inhaltsverzeichnis W + G 1979-1982
- Programme der nächsten baubiol. Veranstaltungen

#### Bestellung

Absender:  
Name .....  
Vorname .....  
Straße .....  
PLZ/Ort .....  
Beruf .....

**Institut für  
Baubiologie+Ökologie  
verlag  
Holzham 25  
D – 8201 Neubeuern**

.....  
Datum                      Unterschrift



# Dieter Hoffmann-Axthelm



Die Hoffnung auf Befreiung, Veränderung und Glück ist immer an das Denken gebunden. Das Denken selber aber hat sich diese Hoffnungen abgewöhnt, heute hängen sie am Wahrnehmen. Wir wachen auf wie aus einem jahrhundertelangen Schlaf der Wahrnehmungsverdrängung, ohne uns sogleich zurechtfinden zu können, denn unsere Wahrnehmungsweisen gehören nicht zu uns. Wir müssen sie erst wieder zu unseren eigenen machen; nicht, indem wir uns in einen irrationalen Wahrnehmungstau- mel stürzen, sondern indem wir im Denken die Spiel- räume des Wahrnehmens neu entdecken und dabei das Denken selber verändern.

## Sinnes arbeit

Nachdenken über  
Wahrnehmung

1984. 528 Seiten  
Geb., DM 78,-

Bei Ihrem Buchhändler

**Campus**  
Verlag Frankfurt/M